Sittengemälde

aus

dem elsässischen Volksleben.

Sittengemälde

aus dem

elsässischen Volksleben.

Novellen

von

A. Weill

in Paris.

Mit einem Vorwort

von

Heinrich Heine.

Erster Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1847.

Inhalt.

	Seite
Staſi	7
Adilie und Gertrude	105
Selmer, die Wahnſinnige	199
Frohni	277

Stasi.

Ein Sittengemälde aus dem Elsaß

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Staſi, ſo hieß ein einfaches ſchlichtes Bürgermädchen in dem durch Göthe's Liebe klaſſiſch gewordenen Dorfe Seſenheim am Rhein. Man hätte dieſem Mädchen mit ihrem grünen Kattunkleide, mit ihrem blonden, glattgekämmten Haare, mit ihrem nichtsſagenden Geſichte, nie eine gefühlvolle Seele zugetraut; ja, hätte man ſie des Sonntags aus der Kirche gehen ſehen, ein Gebetbuch mit meſſingnen Spangen automatenmäßig in der Hand haltend, ein ſpitziges Häubchen mit ſilbernen Borten nachläſſig auf dem Kopfe wiegend, mit einem mehr als andächtigen Blicke, gewiß man würde lächelnd ſich des Ausdrucks bedient haben: Schade, daß es keine Klöſter mehr giebt, und ein Spötter würde gar hinzu-

gefügt haben: Dieſes Mädchen iſt entweder dumm, oder eine Sternſeherin. Dem war aber nicht ſo. Staſi war zwar etwas beſchränkt; ſie hatte in der Schule keine ſonderlichen Fortſchritte gemacht, verſtand nicht einmal die franzöſiſche Sprache, ja, ihr Blick zeugte entweder von leichter Schwermuth, oder von Gefühlloſigkeit; ſie beſuchte ferner nie die Tanzplätze, mied jede Geſellſchaft, weil man ſich gewöhnlich über ihr linkiſches Benehmen und ihre Schüchternheit luſtig machte; doch war ſie ordentlich, reinlich und pünktlich in ihrer Haushaltung, die ſie ſelbſt beſorgte; gelaſſen und mildthätig ſo viel es ihre Vermögens-Umſtände erlaubten. Ihre Geſellſchafterin, ihre Freundin, ihre Vertraute war zugleich ihre Mutter. Dieſer klagte ſie, wenn ſie Schmerzen fühlte, dieſer beichtete ſie, wenn ſie Gewiſſensbiſſe quälten; dieſer erzählte ſie, was ihre Geſpielinnen und Nachbarinnen von ihr ſagten und läſterten, — denn dieß fehlt nicht auf dem Lande, ſobald ſich Jemand von ihren wilden Orgien ausſchließt: „Ja die hat's hinter den Ohren," heißt es, „die fiſcht gern

im Trüben," u. ſ. w. — und dieſe ihre Mutter war es, die ihr die langen Winter-Abende mit Erzählungen ſowohl aus ihrem Leben, als aus der Bibel abkürzte. Staſi hatte noch einen Bruder, der Unteroffizier war, dem ſie manchmal ihre Anliegen in ſchlechtem Deutſch ſchilderte, der ihr zuweilen Geſchenke machte und ſie immer verſicherte, daß Alles anders werden müſſe, wenn er einmal nach Hauſe kommen werde.

Amie, Staſi's Mutter, hatte wieder ihren Vertrauten. Wer dieſer aber war, das hätteſt du, lieber Leſer, nie errathen. Es war ein ſonderbarer Kauz. Du hätteſt ihn zu einem Popanz, zu einem Schild vor einem Tabaksdebit, ja, ſogar zu einem Soldaten oder Spion gebrauchen können, beſſer aber noch war er als Vertrauter; denn er war verſchwiegen, der alte Jude Gumper, verſchwiegen wie der Fiſch, den er jeden Samſtag verzehrte; verſchwiegen wie ſein Zwerchſack, der nur empfing und nie wieder gab, endlich ſo verſchwiegen wie ſein rother abgeſchabter Rock, von dem er nie ſeinen vorigen Beſitzer erfahren konnte. Gumper war der Hof-

jude, der Freund und der Rathgeber und endlich der Vater dieſes Hauſes, und nicht das Geringſte im Hauſe geſchah, ohne daß er ſeinen Rath oder ſeine Einwilligung dazu gab.

Staſi wollte nun ein neues Kleid haben. „Nun, meine liebe Tochter,“ ſagte Gumper, „willſt auch die Narrheiten mitmachen? Sieh einmal meinen Rock von 1789, ein Emigrant, bei meinem Leben! und wenn ich's dem Miniſter anzeige, wer weiß, ob er nicht wieder zu Ehren gelangt. Bei mir aber heißt es, einen Rock und einen Gott haben. So hieß es auch bei deinem Vater, den du nicht recht gekannt haſt. Es war ein tapferer Soldat. Du und Adalbert wiſſen nicht einmal ſeine Lebensgeſchichte. Hat Adalbert Geld geſchickt? He, Staſi! Nicht wahr, ich ſchwatze dir zuviel, du willſt ein Kleid haben und ich ſoll dir das Zeug dazu kaufen. Nun ja, du ſollſt es haben, und noch das ſchönſte im Dorfe. Aber nur keine Dame blanche Farbe, ſo keine große Eckſteine, die kann ich nicht leiden. Meine Tochter hat ſolche getragen, und was iſt ihr davon gekommen? daß ſich Gott

erbarm! Doch höre Staſi — unſere Weiſen ſagen — man ſolle nie mit Flecken im Kleide ausgehen."

„Das mag wohl ein Fleckenwäſcher ſeyn, der das geſagt hat."

„Ei Staſi, du haſt, bei meinem Leben, böſe Worte an dir. Siehſt du, es giebt Flecken, die man gar nicht auswaſchen kann, und nähme man auch alle Seife Egyptens, wie der Prophet ſagt. Warum trage ich immer meinen rothen Rock? Weil meine Tochter Flecken im Kleide hat." —

„Was macht ſie denn?" fragte hier Staſi etwas leiſe.

„Weiß ich's? Niemand kömmt zu ihr. Nichts als weinen den ganzen lieben langen Tag. Mir tritt ſie nicht mehr unter das Geſicht, und ich habe ihr doch noch kein böſes Wörtchen gegeben."

„Sie ſoll zu mir kommen," erwiederte Staſi. „Ich will ſie tröſten."

„Willſt du? Aber nimm dir ein Beiſpiel an ihr."

„Und warum heirathet ſie ihr Liebhaber nicht?“ fragte die hinzugekommene Mutter.

„Ja, du lieber Gott,“ verſetzte Gumper. „Keine Religion mehr in der Welt, kein Tropfen Glaube mehr. Sonſt wenn ein Herr ein Mädchen verführte — und wir ſind Menſchen — tilgte er die Schande durch die Heirath, aber jetzt, mon Dieu! Und meinſt du, Amie, es wäre ein Unterſchied zwiſchen Jud' und Chriſt? Nicht um ein Härchen!!“

„Siehſt du,“ ſagte die Alte lächelnd, „hätteſt du nicht geheirathet, ſo wäre dir dieß nicht zugekommen. Am Ende hätten wir uns einander geheirathet. Wie meinſt du Gumper?“

Amie wollte nun das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand leiten, um ihn ein wenig aufzuheitern.

„Und was wäre es geweſen,“ erwiederte Gumper. „Da hätte deine Tochter auch ein Kind bekommen; denn ſiehſt du, das war mir auferlegt von oben. Dies Kind iſt von Gott!“

Amie lachte laut auf. — „Nun, weil du doch ſo lachſt, ſo will ich dir eine Neuigkeit erzählen,

daß dir es vergehen soll. Seitdem die Missionäre hier waren, wollen die Katholiken nicht leiden, daß die Protestanten in dieselbe Kirche gehen. Sie sollen sich auch eine bauen, sagten sie. Das ist aber nur der Anfang vom Liede.“ Amie und Stasi erblaßten. „Wirklich, Gumper,“ sagten sie, „und du sagst dieß so gleichgültig her?“ — „Warum nicht? Wenn ihr euch die Köpfe einander herabreißt, haben wir ein bischen Ruh.“

„Wenn mein Mann noch lebte,“ sagte Amie.

„Ja der hat's gewittert, daß es so kommen wird. Doch seid deßwegen nicht verzagt. Strenge Herren regieren nicht lange. Siehst du, wenn mein Rock sprechen könnte, der hat schon Vieles erlebt und fürchtet sich ebensowenig wie sein Herr. Der Schwindel mit den Missionären geht auch vorüber. Sobald man aus der Kirche auf die Straße laufen muß, um predigen zu hören, steht es übel mit der Religion. Siehst du, das kommt mir gerade so vor, wie der Diebstahl, der vor vierzehn Tagen in dem Hause unseres Maire verübt wurde. Einer machte die

Hunde auf der Straße bellen, da liefen sie alle zusammen und machten dir einen fürchterlichen Spektakel. Alles lief ihnen nach, während dessen zwei Diebe das Haus ausleerten. Nun Stasi, willst du morgen zu mir kommen? wir gehen nach Bischweiler und kaufen dir ein Kleid."

„Nein Gumper," erwiederte sie. „Ich mag jetzt keines."

„Dacht' ich's doch." Die Unterhaltung stockte eine Weile. „A propos," sagte Gumper, „wißt ihr schon, daß der lustige Marzolf wieder hier ist? Er heißt aber nicht mehr Marzolf, Monsieur Marceau läßt er sich nennen, spricht nichts als Französisch und hat euch einen merkwürdigen Stolz. Denke dir, Amie, er will nicht leiden, daß ich ihm ins Haus komme, und ich habe ihm doch mehr als einmal Geld auf die Post gelegt, ohne daß sein Vater etwas davon wußte. Seine Mutter dauert mich, die doch Alles an ihm gewagt, und nun neckt er sie über ihre Falten im Rocke u. s. w. Aber der alte Gumper hat nicht viel Wesen mit ihm gemacht. Ich habe ihm tüchtig die Leviten gelesen. Er sei

geſchickt, ſagt man; nun will ich euch erzählen, wie er ſtudirt hat. In Nanzig war er eine Zeit lang. Da hat er den Mädchen den Hof gemacht; die lehrten ihn ſchmeicheln auf Franzöſiſch; denn er iſt ein ſchöner Burſche und reich obendrein. Dann hat er einige verführt, die lehrten ihn fluchen. Mir hat ein Pferdehändler aus Nancy erzählt, daß er eine Korbmachers Tochter, ein hübſches Mädchen Namens Melanie, verführt hat, doch der alte Gumper ſchweigt bis es Zeit iſt. — Was will er nun hier, der Schwindler? Prahlen mit ſeinen ſchönen Kleidern, mit ſeinem Reichthum und ſeinem Judenhaß — das wird ihm vergehen. Denke Dir, ſeine Mutter hat mir erzählt, er hätte ihr Vorwürfe gemacht, weil ich über Alles im Hauſe ſo Meiſter bin. Nun ja, der Vater leiht mir Geld ſo viel ich will, warum aber? weil ich ehrlich bin und wieder zahle. Er nimmt keine Prozente, das danke ihm der Teufel; ich vergelte es ihm tauſendfach. Und was iſt des Jungen Zorn, weil ich ihm ſo gerade heraus geſagt habe, daß mir ſein ſtolzes Weſen nicht gefalle, daß Franzöſiſch-

ſprechen noch keine Bildung ſey, und daß er die 10,000 Franken, die er in drei Jahren verſchwendete, beſſer hätte anwenden können. Aber ſo iſt jetzt die Jugend, gleich oben hinaus. — Er hat mir ſogar gedroht, aber er weiß nicht, daß der Gumper ſechs Jahre Soldat war und in Italien gefochten hat. Was ſoll ich nun thun. Er iſt Meiſter im Hauſe, bald wird er es im Dorfe ſeyn; und die Waarenhändler werden viel zu thun bekommen, denn alle Mädchen wollen ihm gefallen."

Gumper wollte gehen. „Morgen," rief ihm Staſi zu, „komme ich hinüber zu Euch, Gumper. Ich ſpreche Eure Tochter, und dann gehen wir nach Biſchweiler." Gumper ſah ſie verdutzt an, ſchwieg eine Weile und ſagte endlich: „Staſi, ich habe mich geirrt an Dir. — Hm, ich verſtehe!"

„Guten Morgen, Gumper," ſagte Staſi, indem ſie in das Zimmer trat. — „Guten Morgen, mein Kind, ſchon ſo früh und allein — "

„Ei, wer ſoll mich denn begleiten, wenn ich von der Mutter zu Euch herüberkomme.“

„Iſt Dir Niemand begegnet?“ fragte Gumper bedeutend.

„Ach ja,“ erwiederte ſie etwas verlegen, „Mr. Marceau und der Herr Doktor Mr. Marceais hat uns geſtern Abend beſucht. Er fragte nach unſerm Adalbert, und als ich ihm ſagte, daß es vielleicht noch anderthalb Jahre dauern könne, bis er zurückkommt, bedauerte er es ſehr.“

„Hat er ſich mit Dir unterhalten?“

„Mit meiner Mutter. Ich ging aus und ein. Ihr wißt ja, ich ſchwatze wenig, beſonders mit Fremden.“

„Deſto mehr haſt Du ihn angeſehen.“

Staſi that, als hörte ſie nichts und fragte mit einem ſtummen Zeichen nach ſeiner Tochter. Gumper wies ihr ebenfalls durch einen Fingerzeig das Schlafzimmer an, in das ſie trat.

Marzolf und der Herr Doktor, ein junger Wittwer, hatten ſchon früh in Gumpers Dorfe einen Beſuch abgeſtattet. Sie wanderten eben wieder nach Hauſe, als ihnen Staſi begegnete.

Beim Anblick dieſes Mädchens ſtutzte der neu-angekommene Marzolf und warf ihr einen ſeiner Blicke zu, die für jedes achtzehnjährige Mädchen gefährlich waren. Staſi jedoch ſchlug beſchämt die Augen nieder und ging ihres Weges fort.

„Dieſes Mädchen", ſagte Marzolf auf franzöſiſch, „macht hier von den andern eine Ausnahme. Sie iſt beſcheiden und zurückgezogen, während die andern ſich gern ſchmeicheln laſſen. Das iſt eigentlich ſo meine Luſt, die armen Dingerchen zu locken. Auf einen Pfiff kommen ſie Ihnen zu zwanzig, und wahrhaftig ſchöne Mädchen, die, wären ſie wie Stadtmädchen gekleidet, Furore machen würden."

„Natürlich", erwiederte der Herr Doktor, „wenn ſie nichts ſprächen."

„Bah, man küßt ſie, daß ſie ſtill ſchweigen."

„Das iſt allenfalls das beſte Mittel, eine Frau ſtillſchweigen zu machen. Was mich betrifft, ich habe nun eine Frau aus Straßburg gehabt. Wenn ich mich aber wieder verheirathen werde, ſo nehme ich mir ein Landmädchen. Die macht Ihnen gar keine Anſprüche, will nicht

einmal geliebt seyn, weiß nichts von Eifersucht und unterzieht sich selbst den Arbeiten der Haushaltung."

„Das will ich so hingestellt seyn lassen," versetzte Marzolf. „Mädchen sind immer Mädchen und Weiber bleiben Weiber, und zeigen sich diese Leidenschaften unter unsern Landmädchen, so sind sie roher, ungenirter und um desto belästigender. Ich meinerseits liebe sie, weil man so gar keine Umstände bei ihnen braucht. Sie ergeben sich so natürlich, als wüßten sie gar nicht, daß Leib und Seele Gefahr laufen."

„Geben Sie Acht," erwiederte der Herr Doktor, „daß sie Ihnen keine Schlingen legen. Ein Stadtmädchen, das verlassen wird, hat zu viel Ehrgefühl, um seinen Schmerz an den Tag zu legen und um jede Convenienz bei Seite zu setzen. Unsere Mädchen hingegen, die kleben wie die Kletten, sie sind verwegen genug, Ihnen bis an das Ende der Welt nachzulaufen und hat sie gar ein Recht auf Ihre Liebe, und sie hat Brüder oder Eltern, so spielen Messer und Pistolen mit. — Sie wissen das so gut als ich."

„Bah, man iſt nur einmal jung. Man muß genießen, was man haben kann.“

„Und dann?“ fragte hier der Doktor.

„Dann“ erwiederte Marzolf mit einem lauten Lachen, „Mr. Benoit, wie lange haben Sie die Medizin ſtudirt?“

„Sechs Jahre.“

„Und haben Sie nie ein Mädchen geliebt?“ — Ich liebte meine Frau ehe ich ſie heirathete.

„Wie lange?“ — Sechs Jahre.

„Sie ſind ein braver Mann,“ ſagte hier Marzolf etwas ironiſch „und wenn ich eine Schweſter hätte, müßten Sie mein Schwager werden. Und haben Sie nie Langeweile bekommen.“

„Ich ſtudirte.“

„So, Sie ſtudirten und liebten? c'est une autre affaire. Sehen Sie, Ihre Frau mag ſo recht romantiſch geweſen ſeyn; ſie hat doch oft mit Ihnen geſchwärmt, gelebt ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.“

„Meine Frau war ein braves Mädchen. Sie liebte mich, doch war ſie tugendhaft. Noch

mehr, ich bediente mich nie eines Ausdruckes, worüber ſie hätte erröthen müſſen. Ich hätte mich ſelbſt verachtet.“

„Sie ſind ein braver Mann, wahrhaftig ich beneide Sie. Ich wünſche dieſem Mädchen, das uns eben begegnet iſt, einen ſolchen Mann.“

„Das verdiente ſie auch,“ verſetzte etwas wohlgefällig der Doktor; „ſie iſt ein tugendhaftes, züchtiges Mädchen.“

„Bah, tugendhaft. Laſſen Sie ſie einmal Feuer riechen. Geſetzt Herr Doktor, dieſes Mädchen, würde auch einmal toll.“

„Das bewahre Gott!“

„Unterbrechen Sie mich nicht. Geſetzt, dieſes Mädchen verliebte ſich in Sie. Nun ſollte ſie in einem Anfall von Taumel und Schwärmerei Ihnen um den Hals fallen; denn ſehen Sie, Mädchen ſind dieſen Krankheiten unterworfen. Wenn ſie nun zu Ihnen ſagte, mein lieber Herr Doktor, mein Engel, meine Hoffnung, mein Leben, mein Geliebter, ich liebe Dich. Du nur biſt meine Hoffnung, Du nur mein Leben, Dir opfere ich Alles, was ich beſitze, und wenn ich

mich Dir geopfert, bleibt mir nichts übrig, als Elend, Schande, Schmach und Entehrung. Herr Doktor, bei Gott, es giebt solche Mädchen. Wenn nun ein solches Mädchen beim Mondschein, in einem Wäldchen wie dieses, mit rothen Wangen und erhitzten Augen sich an Sie klammert; wenn das züchtige, schüchterne Wesen jede Scham vergißt und — Herr Doktor, was würden Sie thun?"

„Dieser Fall," erwiederte der Doktor, nachdem er eine Prieſe genommen, „ist so selten, wie ein Bandwurm. Entweder ist dieß Mädchen eine Coquette, oder eine Rasende, die das Fieber hat. Im ersten Falle, würde ich sie verachten, im zweiten, sie bemitleiden und ihr zur Ader lassen."

„Herr Doktor, Sie waren nie zwanzig Jahre alt, haben nie in schwarze glühende oder in blaue hellleuchtende Augen gesehen. Ihre Frau war häßlich."

„Mir gefiel sie. Und was würden Sie thun?" fragte er endlich, als sie an das Dorf gelangten.

„Was ich gethan habe. Wenn ich einmal

Wittwer seyn werde, wollen wir weiter über das Kapitel sprechen. Adieu, besuchen Sie mich oft. Sie sind ein kreuzbraver Mann.“ Dieß sagend, entfernte er sich, und ließ den Doktor allein.

Es verstrichen nun so einige Sommermonate, während deren Marzolf und der Herr Doktor oft zusammen kamen. Letzterer zwar in der Meinung den jungen verderbten Menschen ein wenig zu bessern, doch nahm er selbst, ohne daß er es merkte, so Manches von dem Günstling Fortuna's an. Marzolf war der einzige Sohn eines der reichsten Bauern im Elsaß, der, wenn er des Sonntags Abends ein Räuschchen hatte, selbst sagte: Gott und der König von Frankreich können ihn nicht ruiniren. Und er hatte nicht so ganz Unrecht. Denn was kümmerte es ihn, ob seine 3—400 Morgen Aecker, die er allen soliden Männern verpachtete, gut rentirten oder nicht. Er fürchtete weder Hungersnoth, noch Ueberschwemmung, noch Krieg, denn immer blieben ihm seine Aecker. Hingegen müsse auch sein

Marzölschen ein großer Herr werden, ja größer noch als der Friedensrichter oder der Präsident vom Tribunale. Deputirter müsse er werden. Und warum nicht? Die ganze Gegend hat Land von ihm in Pacht, die Pfarrer besticht man und sein Marzölschen ist geschickt, könnte überall Advokat werden, wenn er es nöthig hätte, und hat nicht umsonst 20,000 Francs gekostet. Anders jedoch dachte Marceau. Seine Eitelkeit ging nicht so weit. Er wollte nur seine Jugend genießen. Er dachte nicht so viel an die Zukunft. Im Augenblick gefiel es ihm sehr in Sesenheim, wo Jedermann ihn bewunderte und ihm den Hof machte. Nach seines Vaters Tode, dachte er, könne er ja hinziehen, wo es ihm belieben würde, jetzt wolle er dem Willen seiner Eltern willfahren, die ihn bei sich haben wollten. Uebrigens machte er fast jede Woche eine Spazierfahrt nach Straßburg, wo er viele Freunde und Bekannte hatte.

In diesem Augenblicke war sein Augenmerk auf Stasi gerichtet. Er besuchte oft ihre Mutter, mit der er sich wie eine alte Frau unterhielt,

ohne auf Staſi zu merken. Niemanden hinderte er, nur den alten Gumper, der ſeine Abſicht wahrnahm. „Ich oder er“ ſagte er zu Amie, „verlaſſen Dein Haus, doch wenn er Staſi heirathen will, ſo bleibe ich Dein Hausfreund, was Staſi anbetrifft, das übernehme ich.“ fügte er ſpöttiſch hinzu. Amie gab nun Marzolfen zu verſtehen, daß die Leute etwas munkelten, weil er ſo oft ihr Haus beſuchte. Sie könnten nicht begreifen, wie ein ſo feiner reicher Herr einem armen Mädchen zu Gefallen gehen könne. Man könnte übrigens ihrer Tochter leicht etwas Böſes nachſagen, und zum Heirathen ſey er übrigens noch zu jung und zu reich. Marzelf biß ſich in die Lippen und bewunderte den Takt der alten Mutter und ſchlenderte langſam nach Hauſe, nachdem er ſich ſehr entſchuldigt hatte.

Doch umſonſt war er nicht da. Staſi erröthete, wenn ihre Mutter von ihm ſprach und man weiß, was das heißen will bei einem Mädchen wie Staſi. Sie hatte ferner mit ihrem neuen Kleide in der Kirche ſtolzirt; das that ſie ſonſt nie; ſie holte des Tags über mehr als

ſechs bis ſieben Mal Waſſer von Marzolis Brunnen, das that ſie ſonſt auch nicht; ſie vergaß zuweilen ihr Nachtgebet, was ſie ſonſt auch nie that; endlich hatte ſie einmal unwillkührlich einen Blick auf ihn geworfen, als ſie ſich in der Kirche begegneten. Sie wußte jedoch ſelbſt nicht um ihre Liebe. Die Liebe gleicht dem Magen, ſobald man ihn fühlt, iſt man ſchon krank. Nur der alte Gumper errieth ſie und er ſuchte ſo viel als möglich ihr entgegenzuarbeiten. „Staſi," ſagte er zu ihr, „meine Tochter will zu Dir kommen, ſie will einige Wochen bei Dir verweilen, biſt Du es zufrieden?"

„Von Herzen gern," erwiederte ſie. Dieſe Antwort verſcheuchte ein wenig ſeinen Argwohn. Als ſie zu ihm ſagte: „Wißt Ihr ſchon wie die Mutter Mr. Marceau abgefertigt hat? Den ſchlechten Menſchen, der allen Mädchen den Hof macht. Ich bin froh, daß er nicht mehr zu uns kommt."

„Wirklich," ſagte Gumper, indem er ſeine Hand auf ihr Haupt legte und ihr ſtarr ins Auge ſah, „daran bin ich Schuld, ich habe ihn

expedirt. Doch glaube ich, daß dieß Deine erste Lüge ist."

Stasi, als fürchtete sie, er hätte ihr Geheimniß in ihren Augen gelesen, erröthete und erblaßte wechselsweise. Endlich lief sie schnell wie ein Reh in die Stube zur Mutter. „Mutter," sagte sie, „Gumper schilt mich eine Lügnerin; er behauptet, es thäte mir Leid, daß Marzolf nicht mehr herüber zu uns kömmt" und indem sie sich bei diesem Gedanken erzürnte, fügte sie hinzu: „wißt Ihr Gumper, daß das gar nicht schön von Euch ist. Was hat Euch der Marzolf gethan? Er leidet nicht, daß Ihr den Herrn spielt und da hat er Recht. Er hat so schon gesagt, der Jude Gumper spiele bei uns den Herrn und daß er im Dorfe herumginge und erzähle: wir wären verliebt in einander, er wäre an Allem Schuld, und wo er hinkäme, wäre lauter Unglück im Hause." Stasi weinte, Gumper stutzte.

„Wie," sagte er endlich, „so weit bist Du schon mit ihm? Nein, bei meinem Leben, Marzolf soll Recht haben. Meine Beine will ich brechen, wenn ich Dir mehr über die Schwelle gehe,

ebenſowenig als ihm. Du dauerſt mich nur, weil Dich Dein Vater ſelig ſo liebte. Ja, wenn ein Vater ſtirbt, ſoll man die Kinder mit ihm ins Grab legen.“ Er ging.

„Gumper!“ rief ihm Amie zu.

„Laß ihn,“ ſagte Staſi. „Er meint, es wäre uns zur Ehre, wenn er zu uns kömmt; wir können ohne ihn auch leben.“

„Aber Du weißt nicht, was Dein ſeliger Vater auf ihn hielt.“ „Gumper,“ rief ſie ihm noch einmal zum Fenſter hinaus. Eben aber kamen Marzolf und der Herr Doktor vor dem Hauſe vorüber.

„Nun, was haſt Du Gumper?“ fragte der Doktor, „mit Deiner lieben Amie?“

„Ma foi“ — erwiederte dieſer — „ein Nichts wegen Nichts, alſo zwei Nichts. Doch zwei Heller in einer Büchſe machen mehr Spektakel, als wenn ſie voll Louisd'ors iſt.“ Dieſes ſagend, blickte er auf Marzolf. Der Doktor lachte und Gumper verſchwand, indem er um die Ecke der Straße bog.

Haſt Du, Leſer, je einer Kunkelſtube im Elſaß beigewohnt, ſo wirſt Du geſtehen, daß man da weiß, wie man Geſellſchaften giebt. Weder Pracht noch Glanz, weder Silber noch Gold, weder Salons, noch reichverzierte Meubles ſieheſt Du dort, doch Herzlichkeit, Ungezwungenheit und ein freies luſtiges Weſen mit Arbeitſamkeit gepaart.

Abends wenn die Feierglocke geläutet, verſammeln ſich zwölf bis vierundzwanzig Mädchen in dem Hauſe einer ihrer Geſpielinnen. Dieß geht gewöhnlich der Reihe nach. Sie kommen nicht angefahren, wahrhaftig nicht. Ihre Suite gehet vornan; die Kunkel nämlich, reich mit Bändern und Flittern verziert; denn auch hier ſpielt die Eitelkeit ihre Rolle. Ihr Anzug iſt einfach aber perlrein. Das weiße, kleine Hemd ſchimmert wie der Alabaſter unter dem rothen und buntſcheckigen Mieder hervor; die Haare liegen glatt auf der Stirne und verlieren ſich unter einem ſpitzen Häubchen, einer phrygiſchen Mütze ähnlich, das aber reich mit ſilbernen und manchmal mit goldenen Borden beſetzt iſt, und

um den weißen Hals schmiegt sich ein schwarzsammetnes Band, woran ein goldenes Kreuz oder ein sonstiges Amulet der Liebe hängt. Die Stube, worin sich unsere Damen versammeln, ist hell beleuchtet, aber nicht mit Gas, nein mit Kienholz, dessen Flamme hoch in einem kleinen über dem Ofen angebrachten Kamine aufsteigt, und die frischen Gesichter der spinnenden Mädchen in einem der schönsten Halbdunkel zeigt. Es ist dieß ein echtes flammändisches Bild, des größten Meisterpinsels würdig. Der Tisch steht gewöhnlich mitten in der Stube und um ihn herum nehmen sie gewöhnlich Platz und lassen ihren Spindeln und Mäulchen vollen Lauf.

So geht es nun bis um die achte Stunde des Nachmittags fort, ohne daß man je eine Langeweile gefühlt hätte, bis man das Souper auftischt. Kein Conditor aber ist noch je reich daran geworden, das kann ich dreist beschwören. Gewöhnlich besteht dieß aus frischem Sauerkraute mit Kartoffeln und dürrem Obste. Oder man servirt dürres Fleisch roh aus dem Schornstein geholt mit einem guten Glas Wein, und das

wird Dir hinuntergewürgt, daß es eine Luſt zum Sehen iſt.

Um acht Uhr erſcheinen die Burſchen, wie man ſie da nennt, jeder in reſpektiver Stellung, chapeau bas, macht dann ſeinen Kratzfuß und nimmt hinter ſeiner Auserwählten Platz. Echte Cavaliere! Bleibt ein Mädchen ohne Herr, ſo weicht es aus dem Zirkel und nähert ſich der Hauswirthin, die nie einen Galant annehmen darf. Endlich geht das Conzert an. Lauter Improviſationen. Ein Ritter ſchlägt ein neu abgeſchriebenes Lied zu ſingen vor, wovon er zur Probe einige Strophen herſingt. Wird es angenommen, ſo wird es auf der Stelle einſtudirt und den ganzen Abend hindurch geſungen. Die beſten Mädchenſtimmen ſingen Sopran, die Männer, Tenoriſten oder Baritoniſten, müſſen den Baß ſingen. Meiſtentheils jedoch wird zum Schrecken der Mädchen improviſirt. Es heißt nun der Anfang:

Wir ſingen und ſpinnen
Flachs und Hanf und Linnen;
Wir ſpinnen und wir ſingen
Von wunderbaren Dingen.

Zweites Stichwort.

Was singet ihr zur Stunde
O laßt es uns doch hören,
So schön, aus Euerm Munde
Ertönts von hellen Chören.

Nro. 3 heißt es nun. Nro. 3 erhebt sich und improvisirt ein Gesetz wie er sagt, das er aber schon längst ausgedacht und auch schon oft angewandt hatte.

Wir singen von dem Lande
Das Freiheit uns gegeben:
Von unserm Vaterlande
Laßt hoch, laßt hoch es leben!

Wein her! Herr Wirth. Und nun macht die Weinflesche die Runde auf die Gesundheit des Vaterlandes.

Nro. 4! Aber Nro. 4 ist ein Mädchen das nicht singen kann. He da! der Cavalier Nro. 5. aber Nro. 5 kann nicht improvisiren. Da ertönt plötzlich eine Stimme Charivari; Hurrah, heißt es.

„Laßt die Spindel schnurren
Und den Kater murren."

Miau, hola he, en sus, en sus! So geht es immer fort wie bei dem babylonischen Thurme.

Iſt das beſcharivarte Paar klug, ſo geht dieſer Sturm bald vorüber. Verſteht aber der Herr keinen Spaß, ſo artet dieſes nicht ſelten in Schlägereien aus. Auch heißt es meiſtentheils beim Eintreten der Herren: Messieurs, sans charivari. Das Mädchen jedoch, das ſo unglücklich war, dieſe Katzenmuſik zu empfangen, tritt ſogleich aus dem Kreiſe zu der Hauswirthin; jedoch hat Jeder ſchon vor dem Anbeginn die Wahl auszutreten, oder nicht. So geht es nun fort, bis das Pfänderſpiel beginnt. Manchmal bringt auch ein Verliebter ſeinem Schätzchen eine Serenade mit einem Tamtam und der Piſtole. Auf den Glockenſchlag zehn bricht die Geſellſchaft auf und jeder Cavalier iſt dann ſo gütig, ſeiner Partnerin nach Hauſe zu leuchten, und ſeine Beſtellung auf den künftigen Abend anzunehmen. Umſonſt jedoch thut er nichts, und unerbittlich ſind die Elſäßiſchen Göttinnen ganz und gar nicht.

Im Dorfe Seſenheim war eine neue Begebenheit für die Mädchen eingetreten. Marzolfs Couſine, Mademoiſelle Coton, kam aus der

Penſion von Straßburg zurück. Früher hieß ſie ſchlichtweg Käthe, jetzt wurde ſie Coton getauft. Wahrſcheinlich wollten ihre Eltern, nach dem Beiſpiel derer Marzolfs mit ihr prahlen. Käthchen war ausgezeichnet ſchön für das Auge. Hoch von Geſtalt, Augen wie ein Adler, Lippen wie eine Kirſche, Wangen wie eine Roſe und Haar ſchwarz wie ein Rabe; dabei war ſie ſehr reich, alſo ein guter Biſſen. Hingegen war ſie fade wie der Thee, eitel wie ein Pfau, ſtolz wie ein Schwan und langweilig wie ein Gebetbuch. Dieſe letztere Eigenſchaft bemerkte aber der Herr Doktor nicht und ſchon in der erſten Woche war er ſterblich in ſie verliebt zur großen Freude Marzolfs, der ſich nun mit ſeinem armen Freunde neckte. Es gab nun eine Maiſtube im Großen bei Käthchen, denn jedes Dorf hat ſeine Ariſtokratie; eine Maiſtube, wo man vielleicht nach Noten ſingt und Franzöſiſch ſpricht. Staſi, als frühere Geſpielin Käthchens, hatte ſie ſchon oft beſucht und bei ihr Mr. Marceau geſprochen, auf deſſen Anrathen ſie auch zur Maiſtube eingeladen wurde. Wenn Staſi's Mutter ihrer

geliebten Tochter aber Vorwürfe machte, daß ſie zu oft in der Geſellſchaft Marzolfs ſei, ſo verſicherte dieſe, daß ſie dieſen Menſchen nicht leiden könne und daß ſie gar keine Gefahr laufe, ſich mit ihm zu unterhalten, obſchon er ſo ſchöne Geſchichtchen zu erzählen wiſſe. Wahr jedoch iſt's, daß ſie ſich ſehr ſelten mit ihm unterhielt. Sie fühlte ſeine Ueberlegenheit zu ſehr und konnte Nichts thun, als ihn anſehen, wozu ſie endlich Muth genug beſaß. Dieſes Ausweichen jedoch, das Marzolf für Gleichgültigkeit hielt, reizte nur noch mehr ſeine Leidenſchaft, und er nahm ſich vor, von dieſem Mädchen geliebt zu werden und koſte es auch ſeine Freiheit. „Guten Abend, Herr Doktor," ſagte er zu ihm, ehe ſie in die Stube traten, worin ſich ſchon einige Mädchen verſammelt hatten. „Nun wirds bald gehen mit Käthchen? Sie ſind ſo ſchüchtern Herr Doktor. Ei, bei den Frauen iſt man nie kühn genug. Sie können ſich beleidigt finden, aber die Verwirrung der Sinne, die grenzenloſe Liebe entſchuldigt Alles; das Unglück nur iſt, daß Sie es mit einem Halbweſen zu thun haben, das voll-

kommene Ehre und vollkommene Liebe mit einander verbinden will, wie Ihre selige Frau, Herr Doktor, doch nur zu! Ich helfe Ihnen, denn ich gelte bei Käthchen etwas."

„Ei, Herr Deputirte in spe," erwiederte etwas betroffen der Arzt, „das schüchterne Bauernmädchen Stasi, dem Sie doch schon so lange nachstellen, scheint mir doch Ihre Angriffe nicht zu fürchten. Nur wenn Sie sie heirathen, wird sie Sie so lieben, wie Sie es verlangen, so wenigstens habe ich es vernommen."

„Was wetten Sie," versetzte Marzolf, „sie ist mein, mein mit Leib und Seele und das vor der Heirath? — Nichts als heirathen höre ich von Ihnen. Wer kann denn alle Mädchen heirathen? Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, Sie sind ein Narr, ein Tugendnarr, denn, sehen Sie, im Gebiet der Liebe giebt es keine Anatomie und deßwegen verstehen Sie nichts davon. Stasi ist mein, ehe Käthchen an Sie denkt und geben Sie Acht, nach Stasi kömmt Käthe, denn ehe Sie anfangen, habe ich schon geendet. Sie traten ein.

Zum Leidweſen des Doktors durfte Käthchen keinen Cavalier annehmen; Marzolf bat ihn daher laut, ſeinen Platz hinter Staſi einzunehmen. Das arme Mädchen wurde feuerroth; Jedermann blickte es an und glaubte in ſeiner Röthe die Rechtfertigung dieſes Wortes zu finden, als ſie ſich ein Herz nahm, wie man im Elſaß ſagt, und dieſe paar Worte raſch und unbeſonnen von ſich ſtieß: „Wer ſind Sie, Marzolf, daß Sie mich die Ihrige nennen. Ich habe Sie nicht beſtellt? Gehen Sie nach Nancy zu Ihrem Korbmacher-Mädchen, die können Sie ſo nennen. Wollen Sie mich auch hintergehen wie Sie? Sie ſchlechter Menſch!“ Hier erſtickte ihre Stimme vor Schluchzen. Sie hatte aber viel zu viel geſprochen. Alle Anweſende waren über dieſe Rede betroffen, nur der Doktor freuete ſich innerlich darüber. Marzolf zuckte nicht, ſein Blick ſtierte zur Erde, nur hörte man ihn dieſe Worte: „Verfluchter Gumper“ zwiſchen den Zähnen murmeln. Ein fürchterlicher Gedanke rollte jedoch durch ſein Gehirn. „Du liebſt mich, dachte er, und nun biſt Du verloren.“

Unterdeſſen näherte ſich der Doktor der weinenden Staſi, und ſuchte ſie zu tröſten, indem er jedoch immer auf Käthchen blickte. Dieſe ſuchte ihren Vetter Marzolf zu entſchuldigen, indem ſie ſich über die Empfindſamkeit der Dorfmädchen luſtig machte. Marzolf jedoch ſagte endlich: Laßt ſie! — Sie hat Recht, ich habe Sie beleidigt und ich bitte Sie hier um Verzeihung. Bei dieſen Worten blickte das arme Mädchen auf und ſah Marzolf mit einem ſo ſchönen blauen Auge an, daß er beinahe in ſeinem Entſchluſſe wankend wurde. O ſie liebt mich, dachte er, und iſt mehr werth, als die ganze Geſellſchaft. Er näherte ſich ihr — „Sie," wollte ſie ſagen, Marzolf aber legte ihr leiſe die Hand auf den Mund, „Schweigen Sie," ſagte er, „Sie haben genug geſagt. Sie ſollen nicht mein ſein, ich bin ein ſchlechter Menſch, und Sie ein Engel. Was des Korbmachers Tochter betrifft, das iſt ein Mährchen von dem alten Gumper, der mich haßt. Kommt er mir in den Weg, ſo ſoll er mir ſchon Rede ſtehen." „Couſinchen" rief er hier, „hol mir doch ein gutes Glas Wein; ich habe

Durſt.“ Es wurde Wein geholt und nachdem Marzolf ſchnell nach einander einige Gläſer geleert hatte, rief er endlich aus: „Auf die Geſundheit des ſchönſten Mädchens!“ Käthchen bewunderte ſich ſchon im Spiegel, die Andern ſahen verſchämt den Boden an, bis ihn ſein Oheim fragte: „Und wer iſt die?“ — „Bah,“ erwiederte Marzolf, „chacun a son gout. Frage den Herrn Doktor, der wird es beſſer wiſſen.“ Herr Doktor erblaßte und ſah Käthchen an. „Heraus mit der Farbe,“ ſchrie Marzolf, der um ſeinen Verdruß zu erſticken ein Glas Wein nach dem andern hinabſtürzte, „ſehen Sie denn Nichts bei hellem Tage? Merken Sie denn die ſchöne Gelegenheit nicht, die ich Ihnen biete?“

„Herr Marceau,“ verſetzte dieſer endlich, „Sie wiſſen, daß ich liebe, und Liebe iſt blind.“ Der Doktor ſtellte ſeinen Kragen zurecht und war höchſt entzückt über dieſe gelungene Antwort. Mit Marzolfen aber fertig zu werden, das war nicht ſo leicht und er hatte ſich vorgenommen, den Doktor aus der einen Verlegenheit in die andere zu werfen.

„Und ich," sagte er jetzt, indem er einen bedeutenden Blick auf Staſi warf, „ich liebe nicht und dennoch behaupte ich, daß eine blaſſe Farbe eben ſo ſchön als eine roſenrothe iſt."

„Gewiß" erwiederte Käthchen, „war die Korbmacherstochter blaß."

Marzolf verſchluckte ein Glas Wein, und Staſi warf ſich im Stillen ihre Unbeſonnenheit vor. „Blaß war ſie," verſetzte Marzolf endlich mit erhitzten Augen, „aber, bei Gott, Du mußt noch bläſſer werden."

„Unverſchämter," ſchrie hier der Doktor, „von Ihnen doch nicht, wie ich hoffe."

„Aha," platzte Marzolf heraus, der dem Doktor hier wie ein Aal entwiſchte, „iſt er da der Fuchs? Sieh da, mein liebes Käthchen, deinen Bräutigam, ich gratulire."

„Mein Herr," ſagte der Doktor, der keinen Spaß verſtand, „Sie treiben den Scherz zu weit. Was geht es Sie an, ob ich Käthchen liebe oder nicht. Sind Sie ihr Vater, haben Sie ein Recht auf ſie?"

„Allerdings," verſetzte Marzolf, „Käthchen

iſt meine Couſine, und ich liebe ſie.“ Indem er dieſes ſagte, ſchmeichelte er dem Couſinchen mit ſeinen weißen Händen, das dieſes gar gern ſah.

„Ja, ja,“ ſagte der Alte, „Marzolf iſt mein Neffe und wenn er meine Käthe will, ſo iſt ſie ſein. Nicht wahr, mein Käthchen?“ Käthchen blickte auf Marzolf, dieſer aber beobachtete genau Staſi, um Gewißheit zu erlangen.

„Nun gut,“ ſagte der Doktor, „gut, ich habe nichts dagegen, aber dann können Sie doch wahrhaftig dieſes arme Mädchen Staſi nicht verfolgen, oder ich ſage wie ſie: Sie ſind ein ſchlechter Menſch!“

„Von Ihnen, Herr, brauche ich wohl das nicht zu leiden, weil ich es von Staſi litt,“ verſetzte ſchnell Marzolf, indem er eine Flaſche ergriff und auf den Doktor losging. Aber der Alte und Käthchen hielten ihn zurück. „Teufel,“ ſchrie Marzolf, „laßt mich los; Herr Doktor, wiederholen Sie doch dies Wort.“ Er riß ſich los und hatte den armen Doktor ſchon an der Gurgel gepackt, als Staſi, die ſeine Gefahr bemerkte, raſch aufſtand und Marzolf feſt an ſich

drückte, indem sie ihn vom Doktor losreißen wollte.

„Wegen meiner, Mr. Marceau, sollen Sie sich nicht schlagen, nein, Mr. Marceau. „Jesus Maria," schrie sie endlich, indem Marzolf blaß in ihre Arme fiel. „Wasser!" Sie stürzte zu Boden; Marzolf hatte wirklich eine Ohnmacht, die aber keine zwei Minuten dauerte. Der Wein, der Zorn, die Anstrengung, die Hitze in der Stube, alles dieß trug zu seinem Uebelsein bei. Er erholte sich jedoch schnell zur Freude aller Anwesenden und besonders des Doktors. Stasi erhob sich, sichtbar ergriffen und setzte sich auf ihren Platz. Alles schwieg einen Augenblick. Der Doktor machte schon wieder seinen Kragen zurecht, als die Thüre sich öffnete und drei Bauern nach einander hereintraten. Eine Minute ungefähr stutzten Alle in der Stube, endlich jedoch brachen sie in lautes Gelächter aus, das gar nicht mehr aufhören wollte. Wer hätte auch da nicht lachen müssen! Der erste dieser drei Bauern war der Dorfwächter. Er trug einen dreieckigen Hut mit herabfallender Krämpe, hatte

einen Schnurrbart von Ruß und das Geſicht voll mit rother Kreide beſchmiert. Dabei trug er einen weißen leinenen Kittel und hatte einen Spieß, der auf dem Beſenſtiel ſeiner Hälfte angebracht war. Es hatten nämlich einige Leute den Lärm in dieſem Hauſe gehört, und obſchon es kaum fünfzig Schritte von der Wache entfernt war, ſo hieß es doch, ins Greſſiane laufe das Blut in der Stube herum und Marzolf ſei vom Doktor mit einer Lanzette erſtochen worden. Der Wächter jedoch, ſchlief wie gewöhnlich ſchon um acht Uhr und die andern beiden wachhabenden Bürger hatten ihn ſo berußt und beſchmiert. „Im Namen des Geſetzes," ſagte er endlich, indem er ſich die Augen rieb und ſich die Hände nun auch beſchmierte. „Im Namen des Geſetzes," erwiederte endlich der Hausherr, „befehle ich Dir, ein Glas Wein zu trinken, damit Du erwacheſt. Wer Teufel hat euch denn hierher geſchickt."

„Ei, wir wußten," erwiederten die Andern, „daß Ihr guten Wein habt."

„Seid mir willkommen," ſagte der Hausherr, der durch dieſe Gäſte den Streit zu ſtillen ſuchte.

„Ei Michel, biſt Du mit den Herren durch's Kamin geflogen! Sieh einmal in den Spiegel.“

Michel verwunderte ſich nicht wenig, als er ſich ſah, doch nahm er die Sache in gutem auf, denn er kannte ſeine ſchwache Seite. „Wenn man auch ſo lange gedient hat, wie ich,“ ſagte er auf Franzöſiſch.

„Wo haſt Du denn gedient,“ fragte ihn der Hausherr, der ſchon Alles wußte.

„Ei, beim General Chounot, zwölf Jahr.“

„Nun trinke noch Eines und ſinge uns eines deiner Liedchen.“

Michel ließ ſich nicht lange bitten. Er brachte erſt einen Toaſt à la santé de toute la compagnie und dann fing er an: „C'est l'amour, l'amour, l'amour, l'amour, l'amour.“

„Nun genug amour.“

„Nein pardon. Man hat nie genug amour, c'est l'amour, l'amour, qui fait le monde à la ronde, à la ronde, hören Sie, à la ronde, et chaque jour à son tour, le monde fait l'amour, le monde, fait l'amour. Oui tout le monde aime l'amour!“ „Genug, genug, im Namen

des Geſetzes entferne ich mich," ſagte nun gravitätiſch der Wächter Michel. „Ich muß bald die Zehne blaſen. Meine Herren und Damen à revoir!" Wirklich war er kaum fort, als ſich unſere Geſellſchaft ſtillſchweigend trennte, während der bewußte Michel wacker in ſein Horn ſtieß.

Ich weiß nicht, ob die Ohnmacht des mehr muthigen als ſtarken Marzolfs wirklich oder erkünſtelt war. So viel jedoch iſt gewiß, daß er ſie zum Vorwand benützte, um ſich bei Käthchen zu entſchuldigen und Staſi nach Hauſe zu begleiten. Da aber Staſi's Wohnung ſo nahe war, ſo nahmen ſie einen Umweg und umgingen das Dorf, um durch Staſi's Garten in den Hof zu gelangen.

„Sie haſſen mich," ſagte Marzolf zu ihr, „das hätte ich mir nicht gedacht. Daß Sie gleichgültig gegen mich ſind, das wußte ich, aber Ihren Haß habe ich doch nun einmal nicht verdient."

Staſi antwortete nicht. Sie wiſchte ſich ihre Thränen ab und ſchluchzte heftig. Sie waren eben an der Scheune angelangt, wodurch ſie

gehen mußten. Staſi ließ ihr Rädchen fallen. „Ich Dich haſſen!“ rief ſie, indem ſie ihre ſchönen Arme um ſeinen Hals ſchlang. Sie ſtaunte vor ihrer Kühnheit und ſank rücklings auf einen Gebund Stroh, der in der Scheune lag.

„Staſi, meine Staſi,“ rief jetzt der etwas gerührte Jüngling. „Noch glaube ich es nicht. Du gedenkſt mich vielleicht zu heirathen; denn ſieheſt Du, Du weißt nicht, wie ich geliebt ſein will, viele Mädchen ſchon liebten mich, wie ſie ſagten, ich aber liebe nur die“ —

Plötzlich erſchien eine Geſtalt im Hintergrunde der Scheune. Marzolf ſtutzte; Staſi, ohne eine Sylbe hervorzubringen, klammerte ſich feſt an ihn. Die Geſtalt nähert ſich endlich mit aufgehobenen Händen. Marzolf erhob ſich und ging auf ſie los. „Pack dich zum Teufel,“ ſchrie ſie endlich, „elender Verführer, haſt Du nicht genug an Deiner Melanie. Fort, oder ich ſchreie Feuer und Mord, daß die ganze Nachbarſchaft herbeiläuft.“

„Das wollen wir ſehen, alter Betrüger!“ rief der zu ſich gekommene Marzolf, indem

er den halbnackten Gumper an der Gurgel packte.

Stasi raffte sich nun auf. „Laß ihn," rief sie, „es ist der Gumper, der manchmal in unserer Scheune schläft, laß ihn, um Gottes Willen." Marzolf ließ ihn los, als dieser laut und mit voller Kraft „Feuer! Mörder!" rief. Stasi, die Lärm fürchtete, entfernte sich leise, um in ihr Kämmerchen zu gelangen. Marzolf sprang über die Hecke und floh schneller als ein Pfeil über die Straße, als ihn der Wächter anpackte. „Wo brennt's!" rief er ihm zu. „Laufen Sie fort, die Spritze zu holen?"

„Ja, ja," erwiederte dieser, „laßt mich nur."

„Feuer! Feuer!" rief dieser mit seiner gewaltigen Stimme, und sprang über die Kirchhofmauer zum Schulmeister, um die Schlüssel der Kirche zu holen und die Glocke zu läuten. „Wo, wo?" ertönte es aus allen Fenstern, „man sieht ja keine Flamme." „Die wird bald kommen," hieß es dann, „riechen Sie denn nichts?" Gumper hatte unterdessen das verlassene Spinnrädchen in Stasi's Zimmer ge-

worfen und rannte durch den Hof, um die Feuerrufenden zu beſchwichtigen, als ihm Marzolf mit einer Feuerſtange begegnete.

„Bravo," rief er ihm zu. „Du willſt löſchen. Ja es brennt hier," ſagte er, indem er ihm auf die Bruſt klopfte. „Doch ſtill, ſchweigſt Du, ſchweige ich auch. Der Wächter muß Alles büßen."

„Aus, aus," rief jetzt Marzolf der herbeilaufenden Menge zu. „Ein blinder Lärm vom betrunkenen Michel erfunden." Michel kam ſchon wieder zurück, der tapfere Mann und er wurde gut empfangen. Die Burſche nämlich ſetzten ihn auf einen etwas dicken Balken, wie auf ein Pferd, trugen ihn ſo nach Hauſe, indem ſie ihn bisweilen in die Luft warfen und wieder mit dem Balken auffingen. „Es brennt, Michel," hieß es nun, „es brennt," und ſo überhäuften ſie ihn mit tauſend Sarkasmen bis nach Hauſe, wo ſie ihm hingegen eine Flaſche zahlten, die Alles wieder gut machte. Wie aber kam Gumper in die Scheune? Er hatte nämlich Abends zuvor ſeinen Uhrſchlüſſel verloren, und da er den andern Morgen in der Frühe einen Vieh-

handel zu beſorgen hatte, ſo ſteckte er ſich in das Heu in der Scheune ſeiner Amie, um ja die Stunde nicht zu verſäumen. Es war dieß nichts Neues bei unſerem Gumper, und was das Heu anbetrifft, ſo kann ich meine eleganten Leſer verſichern, daß man beſſer darin ſchläft, als in einem Federbette, ausgenommen daß manchmal ein Marder oder ein Wieſel über die ſchlafenden Augen ſtreift, erſterer um die Hühner, letzteres um ihre Eier zu holen.

Den andern Morgen erzählte Bärbchen Gertrudchen, daß es in der Scheune Amie's ſpucke, und daß das ganze Dorf Marzolfen nicht genug danken könne, daß er ſogleich mit einer Feuerleiter herbeigelaufen, und viel raſcher und ſchneller als die Bauerburſchen da geweſen wäre. „Ja," erwiederte dieſe, „Staſi iſt auch noch ſtolzer, ſeitdem er ſo oft mit ihr ſpricht: was das Spucken in ihrer Scheune betrifft, ſo deutet dieß entweder auf ein Glück und das wäre, wenn Marzolf ſie heirathete, oder — nun, Du weißt ja Bärbchen, wir gehen morgen zu der alten Lene, die weiß ſchon beſſer Beſcheid.

Das Verhältniß zwiſchen Marzolf und Staſi wurde immer inniger und Marzolf ſelbſt, der ſich am wenigſten kannte, bildete ſich ein, ſie zu lieben. Aber bald lockte ihn ein anderer Gegenſtand. Käthchen, das rothwangige Käthchen, auf Staſi's Glück eiferſüchtig, wendete alle ihre Kräfte an, um ihn in ihre Netze zu locken. Der arme verliebte Doktor wurde plötzlich ganz verabſchiedet, und Marzolf zu einer Spazierfahrt nach Straßburg eingeladen. Es mag wirklich ein Vergnügen für ein junges, der Ruthe der Penſion entlaufenes Mädchen ſein, ſich nun als unumſchränkte Herrſcherin an der Seite eines ſchönen Cavaliers zu zeigen. So unterwürfig ſie auch war, ſo ſtolz zeigt ſie ſich jetzt und ſcheint nur durch eine Art Herablaſſung ihre frühere Lehrerin um Rath zu fragen. Dies Vergnügen wollte Käthchen mit vollen Zügen einſchlürfen, und zu dieſem Zwecke wählte ſie ſich ihren Vetter Marceau als Freund und Geliebten. Staſi ſah ſie einſteigen, ſah wie Marzolf, nunmehr ihr Marzolf, Käthchen in den Wagen hob und ſich neben ſie ſetzte, aber ſie vertraute

ihrer Liebe nur deſto mehr, als ihr Marzolf einen ſeiner Blicke, im Vorbeifahren zuwarf. Unterdeſſen verfloſſen vierzehn lange Tage und Nächte, und noch waren ſie nicht zurück. Staſi hatte fürchterliche Träume, aber ihre Mutter war ihre Vertraute nicht mehr. Sie durfte ihr nicht Alles geſtehen; darum verſchloß ſie ſie in ihrem Innern und weinte im Stillen. O, es fehlte ihr Jemand, ihr Freund Gumper, ihr zweiter Vater; dem ſie hätte gehorchen ſollen. Endlich jedoch kamen ſie wieder zurück, nachdem ſie kein Geld mehr hatten. Marzolf aber fand Staſi außerordentlich blaß, und als ſie ihn umarmte ſo fand ſie ihn ſehr kalt. „Marzolf," ſagte ſie, „Du liebſt mich nicht mehr, haſt mich nie geliebt, haſt mich betrogen!" Sie weinte ſchon wieder.

„Du weißt," erwiederte er, „daß ich das Weinen nicht leiden kann, ebenſowenig als Deine Eiferſucht."

„Willſt Du heute Abend zu mir kommen," fragte ſie ihn mit einem Auge, in dem eine Thräne glänzte. „Ich habe Dir Vieles zu ſagen."

Marzolf verſprach es und ſuchte fortzukommen. Was ſie ihm zu ſagen hatte? Doch was hat nicht Alles ein verliebtes Mädchen zu ſagen? Marzolf jedoch hatte am Abend auch nicht lange Zeit. Er mußte auch noch ſeine Couſine beſuchen; denn Beide hatten nun gleiche Rechte auf ihn — gleiche Rechte!

Es ging ſchon raſch dem Frühling zu, zum Leidweſen aller Schwätzerinnen des Dorfes, die während dieſes Winters vollauf zu thun hatten. Dieſer war Staſi zu blaß, jener Käthchen zu roth, eine andere ziſchelte gar von einem Fehler und Marzolf ſelbſt entging ihnen nicht, obſchon er gar nicht mehr ſtolz war und faſt für jedes Mädchen ein ſchmeichelhaftes Wort hatte. Dann ging's über den Doktor her, der ſich ſo wenig auf den Puls der Mädchen verſtände und immer ihren Zungen traute; zuletzt fielen ſie ſogar über den alten Gumper her, der nun ſchon ſeit faſt drei Wochen nicht mehr im Dorfe erſchien und mit allem väterlichen Eifer ſeine unglückliche Tochter verheirathete. Kaum jedoch war dieß vorüber, erſchien er aufs Neue im Dorfe Seſen-

heim, herausgeputzt wie ein Jüngling. Er mußte ſich ein neues Kleid auf die Hochzeit ſeiner Tochter machen laſſen, und ſo wurde der rothe Rock verabſchiedet. Ferner trug er heute keinen Zwerchſack, aus Furcht, er möchte den Kragen ſeines Rockes verderben. Als ächter Franzoſe putzte er ſich in dem Augenblicke, als er kein Geld mehr hatte, denn er hatte alle ſeine Habe ſeiner Tochter geben müſſen, um ſie an den Mann zu bringen. Sein Häuschen nur blieb ihm übrig, in dem er ferner allein ſeine Tage verleben wollte. Sein erſter Gang jedoch war vor Staſi's Haus vorüber, um ſich zu zeigen, oder auch um hineinzugehen, denn es that ihm ſchrecklich leid, ſich nicht mehr bei ſeiner Amie ausreden zu können, als er einen Wink mit dem Zeigefinger unter dem Fenſtervorhang zu bemerken glaubte. Er blieb ſtehen. Bald darauf erſchien Amie ſelbſt am Fenſter und winkte ihm ſtill, zu ihr zu kommen. Er ließ ſich's nicht zweimal ſagen und trat in die Stube.

„Mein lieber Gumper," ſagte Amie, „wie

Vieles hat ſich geändert, ſeitdem Du nicht mehr zu uns kömmſt."

Gumper machte eine bejahende Bewegung mit der Hand.

„Deine Tochter iſt verheirathet?"

„Ja, Amie, aber ihr Vater iſt ſo arm jetzt als vor zwanzig Jahren, als ich vor zwanzig Jahren mit Deinem Manne von der Armee kam."

„Ach, meine Staſi!" rief dieſe.

„Ich weiß Alles," erwiederte dieſer, „das Mädchen dauert mich, denn ſie iſt ſeelengut."

„Haſt Du auch ſchon gehört, daß Marzolf ein Bräutigam mit Käthchen werden ſoll?"

„Das wäre ſchändlich!" rief dieſer laut.

„Still Gumper, Staſi ſchläft, ſie hat ſo lange geweint, bis ſie eingeſchlafen iſt."

„Auf der Stelle", verſetzte dieſer, „muß ich dieſes erfahren." Er ging. Eine Viertelſtunde ſpäter war er wieder da, aber ſeine gute Laune war verſchwunden. „Ja, Amie," ſagte er traurig, „Marzolfs Mutter ſagte mir ſo eben, daß ihr Sohn geſtern Abend Bräutigam mit ſeiner Couſine geworden iſt. Käthchens Vater ſoll ſchon

drei Abende hinter dem alten Marzolf geweſen ſein und ihm ſogar, ſeinem eigenen Bruder, mit dem Meſſer gedroht haben, wenn er ſeinen Sohn nicht zwinge, ſeine Couſine zu heirathen. Da ſteckt etwas dahinter."

In dieſem Augenblicke erhob ſich Staſi aus ihrem Bette im Alkoven und trat, einer Nachtwandlerin gleich, in die Stube. Sie ſchleppte ſich bis zu Gumper hin und ſtürzte, wie vom Blitze getroffen, ihrer ganzen Länge nach, zu Boden, indem ſie Gumpers Beine wie eine Wüthende umklammerte. „Rette mich!" rief ſie mit erſtickter Stimme, „rette mich, Gumper, ich habe weder Mutter noch Bruder mehr. Ich bin verloren. Ach!"

„Jeſus, Maria und Joſeph," rief Amie, indem ſie die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, „meine Staſi iſt entehrt. Ich habe es ſchon lange gemuthmaßt. — Gumper," rief ſie, indem ſie ihm um den Hals fiel, „meine Staſi, mein Kind iſt entehrt, und Marzolf iſt der Bräutigam einer Andern!"

„Schreie nicht ſo," ſagte Gumper, indem

er die Thüre verriegelte. „Weder Jesus, noch Maria, noch Joseph kann da helfen. — Schweig, Amie,“ sagte er mit gebieterischer Stimme. „Hast Du mich schreien sehen? Weine, weine, so viel Du willst, aber schreie nur nicht. Muß es denn gleich das ganze Dorf wissen? Hilf mir erst Deine unglückliche Tochter auf das Bett tragen, dann gehe ich zu Käthchens Mutter, das ist eine brave, fromme und gottesfürchtige Frau, die gewiß ihre Tochter einem Taugenichts, wie diesem nicht giebt, besonders wenn sie erfährt, daß Stasi Rechte auf ihn hat. Ich gehe, Amie, giebst Du aber deiner Tochter ein böses Wörtchen nur, so trete ich Dir nicht mehr ins Haus.“

Unterdessen ging Gumper zu dem Doktor, schickte ihn zu Stasi und trat in das elterliche Haus Käthchens. Er fand Käthchens Mutter am Ofen sitzend, indem sie Kartoffeln schälte; denn das städtische Mädchen versorgte nichts von der Haushaltung.

„Ei was!“ sagte sie beim Anblick Gumpers, „ei was, ein seltener Besuch. Willst mir Glück

wünſchen zu meiner Käthe, alter Gumper. So ſetze Dich doch neben mich. Ei was!"

Gumper ſetzte ſich. „Bärbe," ſagte er endlich, „ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu reden. Sind wir allein?"

„Ei ja, Gumper, was haſt Du denn?"

„Ich weiß Bärbe," verſetzte dieſer, „daß Du fromm und gottesfürchtig biſt, daß Du nie Jemanden etwas Leides zugefügt haſt, drum wundere ich mich, daß Du deine Tochter einem ſo ſchlechten Menſchen geben kannſt; Staſi, der Amie Kind, wird von ihm Mutter."

Bärbe erblaßte und ließ das Meſſer fallen. „Was Du da ſagſt," erwiederte ſie endlich, „was Du da ſagſt, Gumper, Staſi, ei, ei, ei!" — ſie ſchwieg einige Minuten und ließ ihr Haupt auf die Bruſt ſinken. „Gumper," ſagte ſie endlich, „Du biſt ein braver Mann, ich muß Dir Alles ſagen." Hier ſagte ſie ihm etwas, was wie ein Donnerſchlag auf den alten Juden wirkte. Er rückte unwillkürlich ſeinen Stuhl von ſeinem Platze, hob das eine Bein halb in die Höhe und blickte dumm auf Bärbe hin.

„Ja, ja, Gumper," fuhr dieſe fort, „mein Alter und ich, wir wären viel zu ſtolz, Marzolfen unſere Tochter aufzudringen. Es iſt nun aber halt ſo. Mein Alter hätte ſeinen eigenen Bruder erſtochen, wenn dieſer Schandbube unſere Tochter nicht wieder zu Ehren bringen wollte. Niemand jedoch weiß etwas davon und ich denke, die Heirath wird in etlichen Tagen vor ſich gehen. Alſo Staſi, die heilige Staſi auch —"

„Schweig Bärbe," rief Gumper erzürnt, „Deine Käthe iſt an Allem Schuld. Glaubſt Du, daß Staſi ſchweigen wird? Deine Käthe hat einen Vater, Staſi aber einen Bruder. Gieb Acht, Bärbe; bis heute Abend weiß es das ganze Dorf."

„Und was thun, Gumper," fragte ſie, „was iſt denn hier zu thun?"

„Freilich," erwiederte dieſer, „freilich, ich wüßte nichts, als daß Marzolf Staſi's Kind anerkenne und es als ein eheliches Kind gleiche Rechte mit denen deiner Tochter genießen läßt."

„Das geſchieht nie," verſetzte die Alte, „ich kenne Marzolf und Käthchen zu gut."

„Wir Menſchen", verſetzte Gumper, indem er ging, „wiſſen nicht, was ja oder nicht geſchieht. Bis heute über ein Jahr kann gar viel geſchehen, das wir nicht vorausgeſehen haben. Gott befohlen, Bärbe; wenn Du einen Pathen brauchſt, da kömmt eben der Doktor." Bärbe ſchloß die Thüre und Gumper und der Doktor unterhielten ſich lange miteinander, ehe ſie wieder in Staſi's Haus traten.

Es war nun ſchon manche Thräne im Dorfe Seſenheim im Stillen gefloſſen und manches Mädchen, nachdem die erſte böswillige Freude vorüber war, bedauerte die arme Staſi. Der Menſch jedoch gewöhnt ſich in kurzer Zeit an Alles und erträgt das Unglück weit eher, als ein übergroßes Glück. Staſi's Mutter, die krank darnieder lag, hatte ſich nach und nach wieder erholt und ſie ſelbſt verfiel in eine ſolche Unempfindlichkeit, daß ſie Niemanden, ſelbſt ihren beſten Freundinnen, eine Antwort gab. Gumper nur hatte dieſen Vorzug. Mit ihm redete ſie ſich aus und bat ihn jedesmal, wenn er ging, um Verzeihung. Dieſer tröſtete ſie nie

mit Worten, ſuchte ſie nie zu entſchuldigen, doch litt er ſo zu ſagen mit ihr, und empfand alle Qualen der verſchmähten Liebe mehr noch als bei ſeiner eigenen Tochter. Er hatte es dahin gebracht, daß ſie ihrer Mutter wieder in der Bibel vorlas, und dazu wählte er zum erſten Mal die Geſchichte von der Ruth. Endlich, als die Heirath Marzolfs mit Käthchen ſtattfinden ſollte, ſchlug er ihr vor, mit ihm nach Hauſe zu ſeiner Tochter zu gehen, wo ſie bis nach ihrer Niederkunft bleiben ſollte. Staſi, die nun ſchon ſeit Monaten nicht mehr auf die Straße kam, nahm dieſen Vorſchlag mit Dank an, um deſto mehr, da ſie ihrer Mutter die Mühe und den Schmerz, die bei einem neugeborenen unehelichen Enkelchen nicht fehlen, erſparen wollte. Gumpers Tochter war keine von jenen ſogenannten Strengen, die, nachdem ſie ſelbſt einen Fehltritt thaten, jeden andern unverzeihlich finden, und am wenigſten nachſichtig ſind. „Ja," ſagen ſie, „wir wiſſen am beſten, was man aushält," vergeſſen aber, daß, um hart zu werden, jeder Stein durchs Feuer muß, während die ſoge-

nannten Tugendgöttinnen von achtzehn Jahren den Soldaten gleichen, die Schnurrbärte und Epaulette tragen, ohne je eine Schlacht gesehen zu haben. Es ist doch sonderbar, daß Frauenzimmer am wenigsten nachsichtig gegen solche unglückliche Wesen sind. Wie! Ist ein Mädchen das liebt und seiner Leidenschaft unterliegt, nicht so ehrbar, als jene, die ihre Reize und Rosenblüthen einem reichen Filz für eine Trauung um etliche tausend Gulden verkaufen? Sehet sie einmal, wie sie einherstolziren, während diese still in ihrem Kämmerlein sich der Verzweiflung in die Arme werfen und einer Schande preisgegeben sind, die die alte Welt nicht einmal kannte. O, bedauert sie, statt sie mit Hohn und Spott zu überladen, denn sehet, Ihr gebraucht diese schändlichen Mittel schon seit Jahrtausenden, und noch konntet Ihr dem Uebel nicht steuern.

Staſi beschloß, beim Anbruch der Abenddämmerung mit Gumper nach Hause zu gehen, nachdem dieser ein Mädchen aufgesucht hatte, um ihre Mutter zu bedienen.

Sie gingen durch daſſelbe Wäldchen, wo Staſi Marzolfen zum erſten Mal begegnete. Plötzlich bei einer Wendung des Fußweges ſprang Staſi hinter eine dicke Eiche. Einige Augenblicke und vor Gumper ſtand Marzolf mit einer doppelt geladenen Jagdflinte. Marzolf war ſchon ſeit etlichen Wochen wenig zu Hauſe, er ſtreifte in der Umgegend herum, und nun wanderte er betrübt, den Blick zur Erde gerichtet, langſam nach Hauſe. Er hatte Staſi nicht bemerkt, doch wie er Gumper anſichtig wurde, rief er aus: „Gut, Gumper, daß ich Dich allein treffe. Du kömmſt jeden Tag zu Staſi, was ſagt ſie von mir?“

„Wenn Du Deine Flinte hier an die Eiche ſtellſt, ſo ſtehe ich Dir Rede. Man parlamentirt nicht unter Waffen.“ Marzolf gehorchte. „Nun,“ ſagte Gumper, „ſie ſagt, Du wärſt ein ſchändlicher Verführer, ein Schandbube, ein frecher, elender Schuft, ein Lump —“

Morzolf erblaßte vor Zorn. „Das lügſt Du Jude,“ rief er, „das ſagt Staſi nicht.“

„So ſage ich's!“ ſchrie ihm der erzürnte

Gumper zu, der all' ſeine Jugendkraft wieder fühlte. Marzolf packte ihn am Kragen, aber Gumper hatte noch ſo manchen Jugendkniff. Er umſchlang den ſchlanken Jüngling mit ſeinen knochigen Armen, und, indem er ihn preßte, daß die Rippen krachten, drückte er ihm ſeinen ſpitzen Bart auf die Bruſt, als wollte er ihn in zwei Stücke brechen. Das dauerte doch nicht lange. Marzolf riß ſich los und indem er den Alten rücklings zur Erde warf, lief er zu ſeiner Flinte, als zwei auf einander folgende Schüſſe fielen.

„Was war das!" rief er, „Du hier?" Staſi, ohne ihm zu antworten, machte das Tragband der Flinte los, das ein Geſchenk von ihr war. Sie hatte die Flinte während des Kampfes ergriffen und ſie in dem Augenblicke losgedrückt, als Marzolf auf ſie zulief. Von dieſer Erſcheinung niedergedonnert, blieb er wie ein Verbrecher ſtehen. Staſi jedoch warf ihm einen Blick der Verachtung zu, und überreichte ihm ſeine Flinte ohne Tragband. Marzolf warf ſie zurück, ſprang über Gumper, den er nicht

berührte und verſchwand. Nach und nach erhob ſich dieſer und als er die Flinte ſah, unterſuchte er ſie als ein Kenner und ſagte mit halber Stimme: „Wenigſtens iſt die Flinte unſer, Staſi. Wenn du einen Sohn bekömmſt und er ſie tragen kann, ſo kann er allenfalls ſeinen Vater damit todtſchießen. Das iſt Alles möglich. Es giebt nichts Neues unter der Sonne, ſagt Salomon, außer daß alle meine Rippen, glaube ich, entzwei ſind von dem verdammten Stoße."

Einige Tage nach dieſem Vorfall wurde Marzolf mit Käthchen im Stillen getraut. Käthchen aber hatte ſich ganz geändert. Das luſtige Mädchen wurde in ſeinem Unglücke ſchwermüthig und etwas Frömmlerin. Die alte Liſe, ihre Magd, beſonders predigte ihr beſtändig und brachte es dahin, daß ſie Marzolfen bewog, ſich mit dem Doktor auszuſöhnen. Wie Marzolf ſie behandelte? möchte man vielleicht fragen. Er behandelte ſie weder gut noch ſchlimm, er behandelte ſie gar nicht, was eigentlich das Schlimmſte iſt. Oft warf ſich Käthchen vor, die arme Staſi in das Unglück geſtürzt zu haben, die nun in

einem andern Dorfe ihr Leiden trug. Der Doktor wurde nach und nach ihr Vertrauter, beſonders als ſie anfing zu kränkeln. Marzolf war nicht um das Mindeſte eiferſüchtig und machte ihr nicht den geringſten Vorwurf. Einſt ſagte ſie zum Doktor: „Mr. Benoit, ich fühle, daß dieſe Niederkunft mir den Tod geben wird.“ Der Doktor lachte ſie aus. „Lachen Sie nicht,“ erwiederte ſie, „ich bin deſſen gewiß, und ich möchte mich gern mit Staſi verſöhnen, ehe ich ſterbe. Reden Sie in jedem Falle mit dem alten Gumper, dem ſie wie ein Kind gehorcht.“ Der Doktor that es, Gumper aber ſagte, daß Käthchen eben ſo weit zu Staſi, als Staſi zu Käthchen hätte, daß dieß übrigens böſe Folgen haben könnte, da Marzolf Staſi weit mehr als ſeine Frau liebe, und Staſi ihn auch noch nicht ſo ganz vergeſſen habe. Plötzlich jedoch klopfte es um Mitternacht an Gumpers Laden. Es geſchah dieß vierzehn Tage nach obigem Geſpräche. Ein Bote überbrachte Gumper die Nachricht, daß Käthchen mit einem Sohne niedergekommen ſei, daß ſie faſt ſchon am Tode liege, und daß

Staſi ſo ſchnell als möglich zu ihr kommen ſolle. „Der Tod", ſagte Gumper, „löst Alles auf," und lief ſo ſchnell als möglich, Staſi bei ſeiner Tochter zu holen, um mit ihr nach Seſenheim zu gehen. Dies Mal brauchten ſie keine Stunde, um hin zu kommen. Staſi trat an das Bett Käthchens. O es war ein herzzerreißender Auftritt.

„Staſi," ſagte Käthe mit erloſchener Stimme, „kannſt Du mir verzeihen?" — Staſi vor dem Bette knieend, und in Thränen zerfließend, nickte mit dem Kopfe. Sie konnte nicht ſprechen.

„Willſt Du," fuhr Käthe fort, „mein Kind mit dem Deinigen erziehen? Sie haben beide einen Vater. Sei Du ihnen Mutter!" Staſi zuckte. „Ja," ſagte ſie.

„Schwöre mir bei dieſem Kreuz!" verſetzte Käthchen, indem ſie ihr goldenes Kreuz langſam ergriff und es an den Mund drückte.

„Ich ſchwöre es —"

„Höre, Staſi," ſagte ſie jetzt etwas langſamer, „ich bin die einzige Erbin meiner Eltern. Dein Kind jedoch ſoll mit dem meinigen erben.

Marzolf bleibt Vormund, bis ſie majorenn ſind. So lautet das Teſtament, das ich ſchon vor vierzehn Tagen machte. Biſt Du zufrieden? — Staſi, küſſe mich — und verzeihe mir." — Staſi neigte ſich über ſie, aber ſie hatte geendet, und Staſi küßte nur eine Leiche. Sie ſelbſt fuhr mit einem Schrei auf und wurde ohnmächtig davon getragen.

Marzolf verließ gleich nach dem Tode ſeiner Frau das Dorf, nachdem er jedoch ſein Kind, dem Willen der ſeligen Käthe gemäß, Staſi übergeben ließ. Sein Vater aber, niedergebeugt von Kummer und Alter, folgte einige Wochen ſpäter ſeiner unglücklichen Schnur ins Grab. Jedermann fragte ſich nun, warum Marzolf, der eigenmächtige Marzolf, die unglückliche Staſi nicht heirathe? Doch blieb es beim Fragen und Marzolf ſchien gar nicht mehr wiederkommen zu wollen.

Es war an einem ſchönen Abend, als ein zur Hälfte bewaffneter Krieger ſtolz durch das Dorf in Staſi's Haus trat. Er klopfte an die Thür, die er verſchloſſen glaubte, Niemand aber

antwortete ihm, er lauſchte und hörte ein Gewinſel von kleinen Kindern. „Wie," dachte er, „ſollte meine Mutter oder meine Schweſter geheirathet haben?" denn dieſer Krieger war Niemand anders als Adalbert, Unteroffizier im vierten Huſarenregimente, der jetzt auf Urlaub nach Hauſe kam. Er klopfte ferner und die Thür öffnete ſich von ſelbſt. Er trat hinein und fand Niemand als zwei muntere Buben, die neben einander in der Wiege lagen. Er hätte in Wuth gerathen mögen, wenn ihn nicht der eine angelächelt hätte, als kenne er ihn ſchon lange. Endlich näherte er ſich dem Alkoven und erblickte ſeine Mutter mager und abgezehrt im Bette ſchlafend. Er hatte ſie in fünf Jahren nicht geſehen, um Alles in der Welt aber hätte er ſie nicht aufgeweckt. Er näherte ſich nun wieder der Wiege, legte Tſchako, Mantel und Säbel ab, und vertiefte ſich ſo in allen möglichen Vorausſetzungen und Muthmaßungen, daß er darüber einſchlief. Leiſe öffnete ſich die Thüre jetzt und Staſi trat, ihr Gebetbuch in der Hand, in die Stube. Sie war in der Kirche, die ſie

nunmehr nie verſäumte. Man denke ſich die Freude und das Erſtaunen der liebenden Schweſter, als ſie ihren Bruder erkannte. Ein gellender Schrei entfuhr ihr, der ihren Bruder aus dem Schlafe weckte. Raſch fuhr er von ſeinem Sitze auf und umarmte mit freudigem Schauer die blaß gewordene Schweſter. „Du kommſt mir etwas ſonderbar vor," ſagte er endlich zu ihr, „Du biſt verheirathet?" Staſi verbarg ihr Geſicht hinter dem Vorhange des Alkovens, und Adalbert errieth nun ſchon zu ſeinem größten Schrecken die Hälfte der Wahrheit. „Mutter!" ſchrie jetzt Adalbert, indem er auf ſie zulief und ihr einen Kuß nach dem andern gab.

„Ach, dieſe Stimme," ſagte ſie, „wie thut ſie mir ſo wohl. Mein Sohn, biſt Du endlich da," und indem ſie ſich aufrecht ſetzte, nahm ſie ſeinen ſchönen Kopf zwiſchen die Hände und betrachtete ihn mit Wohlgefallen. „Deine Mutter, Adalbert, iſt in dieſen fünf Jahren mehr als um fünfzehn älter geworden. O, daß es doch keine vollkommene Freude auf dieſer Welt giebt. Weißt Du ſchon?" Adalbert hörte Staſi ſchluchzen.

„Ich weiß," ſagte er, „ſei deßwegen nicht betrübt. Freuen wir uns jetzt, geſund beiſammen zu ſein, das Andere wird ſich ſchon finden." „So ſiehe mich doch an, meine Staſi," fügte er endlich ſchmeichelnd hinzu, „ich verzeihe Dir gern, wenn Dir die Mutter verziehen hat, und bei Gott, Staſi, wenn Du das Opfer eines Verführers biſt, ſo räche ich Dich."

Die Mutter hatte ſich nun ihrem Sohne zu Liebe aufgerafft. Sie wollte ſich noch ſtark und rüſtig zeigen. „Wißt ihr, meine Kinder, was ich euch rathe? Wir werden uns wahrſcheinlich heute nicht allein unterhalten können. Sobald die Leute wiſſen, daß Du hier biſt, nehmen die Beſuche kein Ende. Ich rathe euch daher, heute noch hinüber zu unſerm Gumper zu wandern. Auf dem Wege erzählt Staſi Dir Alles ungeſtört, und Gumper wird ſich nicht wenig freuen, wenn er Dich ſieht. Wir ſind ihm mehr als ſo viel ſchuldig."

„Du haſt Recht, mein Herzensmütterchen," verſetzte Adalbert, Fröhlichkeit heuchelnd. „Komm, Staſi. Wir gehen durch die Scheune um das

Dorf herum, damit uns Niemand ſieht, der Abend iſt ſchön und ich bin gar nicht müde.“ Staſi gehorchte. Sie machten ſich ſogleich auf den Weg, zu dem ſie aber mehr als zwei Stunden brauchten, obſchon es nur eine kleine Stunde bis in Gumpers Dorf war. Staſi erzählte Alles ausführlich, und Adalbert fühlte ſich ſchon bedeutend leichter, als er erfuhr, daß nur einer dieſer Knaben ſein Neffe ſei.

Es war ſchon Nacht, als Adalbert und Staſi in Gumpers Zimmer traten. Dieſer war nicht wenig erſtaunt, als er den ſchlanken Helden ſah, doch erkannte er ihn ſogleich und konnte ſich nicht genug über ſeine Aehnlichkeit mit ſeinem Vater verwundern. Man ſpeiste zu Nacht, leerte einige Flaſchen, ſchwatzte von allerlei Dingen, als der etwas verſchloſſene Adalbert Gumper fragte, woher die innige Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Vater käme?

„Das will ich euch erzählen,“ erwiederte Gumper, „da Staſi ſelbſt es noch nicht weiß.“

„Es war im Jahr drei und neunzig, als von Straßburg aus Commiſſionaire in alle Dörfer

geſandt wurden, um Rekruten auszuheben, das heißt, jeden ledigen Burſchen zur Armee zu ſchleppen, er mochte wollen oder nicht. Meine Mutter, die von Vaterlandsgeſchrei nichts hören konnte, denn ihr Vater wurde guillotinirt, weil er den Samſtag öffentlich gefeiert, ohne daß es der Decadi geweſen war, ſann auf Mittel, mich dem Soldatendienſt zu entreißen. Ich war ſchon nahe an den Dreißigen, doch wußte ſie es immer ſo zu machen, daß der Maire die Augen zudrückte, wenn er an mir vorüberging. Dießmal gings aber nicht und es blieb ihr kein Mittel, als mich ſchnell zu verheirathen. Ich hatte freilich einen Willen und war kein Kind mehr, doch habe ich mich nie dem ihrigen widerſetzt und bereue es jetzt noch nicht. Es war ja die Mutter und ich hatte nur ſie. Ich mußte alſo ſchnell ein Mädchen auftreiben, um es zu heirathen. Dieß geſchah. Unſer Schächter hatte noch ſo ein Kind, das ſeine Dreißig zählte und ſo werde ich ihr Mann von Sonntag bis auf den Dienſtag. Dieß aber gefiel dem Maire nicht, beſonders da es keinen Schmaus gab; er drohte

also, mich anzugeben, und meine Mutter rieth mir, einige Zeit über den Rhein zu wandern, bis dieser Lärm vorüber wäre. Ach, und meine Frau, die hatte mich schon so lieb, obschon ich sie nur einige Tage mein nennen konnte. Ich wurde also wider meinen Willen ein Emigrant, und schlich mich des Abends an den Rhein. Ich kam aber aus dem Regen in die Traufe. Der Fährmann, ein ächter Patriot, witterte etwas und nahm mich als Spion gefangen. Ich ein Spion! Doch damals war Jedermann Herr und Sklave zugleich. Er führte mich also drei Stunden von hier vor Weißenburg, wo General Hoche eben ein Gefecht mit den Deutschen gehabt hatte. Meine Stunde ist nun da, dachte ich, entweder wirst du gehenkt oder erschossen. Doch verlor ich nicht so ganz den Muth. Hoche war tapfer und folglich gut. Er verstand kein Deutsch und winkte einem seiner Offiziere, der Deutsch sprach, mich in Verhör zu nehmen. Dieser Offizier war euer Vater. Er machte ein verteufelt Gesicht, als er mich als Spion sah, doch als ich ihm die Wahrheit gestand, klopfte er mir

freundlich auf die Schultern. „Guter Junge," ſagte er, „ich brauche Leute. Meine Reihen ſind geſtern etwas gelichtet worden. Du wollteſt dem Vaterlande nicht dienen, beweiſe jetzt, daß Du deſſen würdig biſt. Du liebſt deine Mutter, ſo mußt Du auch Dein Vaterland lieben. Du trittſt heute in meine Compagnie. Heute Abend lernſt Du laden und morgen losdrücken. Wie heißt Du?" — „Gumper" — „und Deine Frau?" — „Wahrhaftig," ſagte ich lachend, „das weiß ich noch nicht einmal." Er lachte mit. „Auch ich bin verheirathet," erwiederte er, „und mein gutes Weib hat ſchon einen Jungen in der Wiege, doch das verhindert mich nicht, das Vaterland zu vertheidigen. Weißt Du, daß wir Landsleute ſind?" — „Ja, Herr Offizier. Ich will Euch treu ſein, wie ein Bruder." — „Laß Dich umarmen, mein Gumper."

„Unterdeſſen kam der ſchlanke Hoche. Euer Vater ſprach mit ihm auf Franzöſiſch und ſie lachten lange. Nun ging's los. Ich bekam eine neue Uniform, die verſchiedene getödtete Soldaten getragen hatten. Sie war weder die

eines Cavalleriſten, noch eines Infanteriſten. Man gab mir eine Flinte, Patrontaſche und Kartouſchen und lehrte mich in zehn Minuten laden, das ich ſchon ſo halb und halb konnte, und ſo ward ich als Plänkler eingeweiht. Den andern Morgen erhielt ich einen Schuß im Beine, ich weiß heute noch nicht, wie ſo. Es war dieß bei Weißenburg, wo ich plänkelte, das heißt, meine Flinte lud und aufs Gerathewohl losdrückte. Ich ward nach Weißenburg getragen, durch die Sorge Eures Vaters aber in vierzehn Tagen wieder hergeſtellt. Ich war alſo Sonntag ein lediger Burſche, Montag ein Bräutigam, Dienſtag ein Ehemann, Mittwoch ein Spion, Donnerſtag ein Soldat, Freitag ein Bleſſirter und Samſtag gar nichts. — Die Wahrheit zu geſtehen, brannte ich vor Begierde, wieder zur Armee zu kommen. Euer Vater machte mir Complimente auf Complimente, er wäre überzeugt von meiner Tapferkeit und Vaterlandsliebe, und ſo ſchwatzte er mich immer tiefer hinein, und da ich in der ganzen Compagnie nur Deutſch ſprach, ſo ward ich ſein Vertrauter.

Jeden Sonntag schickte er mich zu seiner Frau, Eurer Mutter, um das oder jenes auszurichten, um zu sehen, was der Junge mache, ja damals hattest Du noch keinen Schnurrbart, so wie jetzt, und bei Gelegenheit ging ich eine Stunde um nach meinem Dorfe und übernachtete bei meiner Frau und Mutter, die nicht wenig zum ersten Male erschracken, als ich eintrat, meine Flinte klappernd auf den Boden stieß und ein fürchterliches Gesicht zog. Meine Frau wollte mich gar nicht erkennen. Doch war es so. Was half ihnen das Weinen und Schluchzen? Gumper war Soldat und vielleicht hätte ich meine Frau nicht so geliebt, wenn ich Schacherjude geblieben wäre. So sah ich sie etwa alle vier Wochen, und das kam mir immer so neu, so sonderbar vor, daß ich zuletzt meine Freude daran hatte. Ich hatte schon mehr als einmal Pulver gerochen. Euer Vater war nun wirklich zufrieden mit mir, ich konnte auf Französisch fluchen und ward endlich ein unverbesserlicher Republikaner. Und als mir meine Mutter einst meine Irreligiosität vorwarf, beschloß ich in mir, nicht mehr nach

Hauſe zu gehen. Gefährlicher giebts nichts, als einen ſo ſchwärmeriſchen Glauben für ſein Land. Ich wenigſtens war in einem Zeitraum von ſechs Monaten ein ganz anderer Menſch geworden, und hatte Mutter, Weib und ein zukünftiges Kind darüber vergeſſen. Ich ſchwärmte Euch wie ein Verliebter von einem ruhmvollen Tode und als wir aufbrachen, um den Feldzug nach Italien mitzumachen, hatte ich vergeſſen, Abſchied von meiner Frau und Mutter zu nehmen. Dieß, meine lieben Kinder iſt der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe. Meine Frau traf ich fünf Jahre ſpäter, aber meine Mutter war nicht mehr. Sie möge mir verzeihen. Ich war Soldat und ein Soldat hängt nicht von ſich ſelbſt ab. Unterdeſſen wuchs die Freundſchaft zwiſchen mir und euerm Vater mit jedem Tage. In Italien erzählte er mir gern von euch und ich erzählte dann von meiner Familie. Ich konnte nicht ſchreiben, euer Vater beſorgte meine Grüße. Ein Brief war eine Seltenheit. Wir hatten wenig Zeit zum Schreiben. Einſt, ich glaube es war bei Marengo, als wir unſern

General schon hatten, den nun euer Vater haßte, weil er zum Voraus sah, wohin er wollte und strebte, sagte er zu mir: „Gumper, ich habe eine Ahnung von meinem Tode; wenn ich falle, besorgst Du diesen Brief, den ich Dir hier gebe.“ Ich lachte und nahm es als Spaß auf. „Gumper,“ sagte er dann zu mir in einem feierlichen Tone, „verlasse den Dienst, sobald Du kannst. Wir fechten nicht mehr für's Vaterland, sondern für den ersten Consul. Was mich anbetrifft, ich habe Dir gesagt, daß ich falle. Geschieht dieses aber nicht, so gebe ich meine Demission, auf Gefahr als feig und treulos erklärt zu werden, ein. Ich habe gestern den General gesprochen. Weißt Du, wie ich mit Hoche sprach! Nun, bei Gott, dieser mag mehr Glück haben, jener aber war ein besserer Patriot, dieser spricht mit unser einem als Herr, jener that es als Freund. Dieser schmeichelt denen, die er zu seinem Zwecke braucht, jener that seine Pflicht als General und war dann nach der Schlacht ein gemeiner Soldat. Ich gestehe, daß Bonaparte ein großer Mann ist,“ fügte er hinzu, „aber ich habe den

Veſuv geſehen, der iſt noch viel ſchöner, wenn er Feuer und Flammen ſpeiet, man möchte ihn umarmen, wenn er keine Lava von ſich ſpiee. Verſtehſt Du mich, Gumper?" „Nicht ſo ganz," erwiederte ich. — „Geſtern", fuhr er fort, „ließ mich der General zu ſich rufen und fragte mich, ob ich avanciren wollte. Nein, antwortete ich. Warum ich denn immer gegen ihn frondire, fragte er mich ferner, da ich doch ſo tapfer kämpfe. Ich ſah ihn lange an und fragte ihn meinerſeits, ob es wahr ſei, was einige Soldaten im Heere murmelten, daß wir einen Tyrannen erziehen. Er erblaßte, ſchwieg, winkte mir fortzugehen und ich ging. Sieheſt Du, Bonaparte erblaßte vor mir. Nun bleibt mir nichts übrig, als mich oder ihn zu erſchießen. Ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich allein weiß nun ſein Geheimniß. Alſo wirſt Du, Gumper, wenn ich falle, denn Du kennſt mich, nach Hauſe gehen; dies Geld, das ich Dir hier übergebe, benutzen, um meine und Deine Familie zu ernähren. Schwöre mir." Ich ſchwur es auf meinen Säbel und verließ ihn traurig.

Kaum hatte die Schlacht den andern Morgen begonnen, als er ſich in die feindlichen Kugeln ſtürzte und fiel. Ich hatte in der Haſt zu ſtark geladen, das Flintenſchloß zerplatzte und nahm mir den Zeigefinger mit, den ich bis jetzt noch nicht wieder bekommen habe. In dieſem Augenblicke ſtürzte die feindliche Cavallerie auf uns heran. Euer Vater wäre verloren geweſen, die Hufe der Pferde hätten ihn zerſtampft, ich aber ſtürzte mich auf ihn und als ich noch Leben in ihm ſah, kugelte ich ihn der Wieſe entlang in einen Graben, wo wir ungefähr eine Stunde lagen, bis der Dampf der Kanonen ſo dicht wurde, daß man nichts mehr ſah; dann nahm ich ihn auf meine Schulter, trug ihn in das benachbarte Dorf, wo eine arme Frau ſich ſeiner annahm. Mich ſchmerzte der Finger gewaltig. Euer Vater, der eine Kugel in der Seite hatte, ward noch früher hergeſtellt als ich. Er beſuchte mich im Lazarethe, als er kaum gehen konnte. Seine Wunde heilte ſchnell und dieß war ſchlecht, das wußte er. Bei jeder Veränderung des Wetters ward er krank und dieſe Wunde war

ſein Tod. Er erhielt, ich weiß nicht wie, ſeinen Abſchied mit einer Penſion, und wahrhaftig, als er mir dieſes ſagte, ward es mir ſchwerer zu Muthe als damals, als er mich zum Soldaten machte. Er verſchaffte auch mir meinen Abſchied und ſo wanderten wir nach Hauſe in das liebe gute Elſaß. Euer Vater gab mir Geld, um einen Handel anzufangen. Wir waren Tag und Nacht beiſammen, doch dieſe verdammte Wunde und der Gram, als Napoleon Kaiſer wurde, brachten ihn in's Grab. Sonderbar iſt's jedoch, daß er es gern ſah, daß ich ſo nach und nach wieder religiös ward. „Etwas muß der Menſch haben," ſagte er dann, „an das er glaubt. Das iſt Dein Leben, Gumper. Ich hingegen habe nichts mehr, ich kann ſterben," und er ſtarb, der tapferſte und bravſte Mann im Elſaß." „Er lebe!" rief Gumper jetzt, als er die Thränen Adalberts und Staſi's ſah. „Es lebe der Offizier von der vierten Compagnie aus der Mainzer Armee!" Adalbert mußte nun Beſcheid thun und ſo kam die gewöhnliche Unterhaltung wieder in's Geleiſe.

In Sesenheim gab es nun einen Schmaus für das ganze Dorf. Eine Hochzeit in derselben Woche, als das Kirchweihfest gefeiert wurde. Das ist nun ein wahres Gaudium. Zuerst wurden alle Läden, die Bänder und Sträuße verkauften, belagert, denn die jungen Burschen wollten dem Bräutigam einen Gegenritt machen. Gewöhnlich versammeln sie sich im Hause des Brautführers, wo sie aufsteigen, um den Bräutigam aus dem nahe liegenden Dorfe abzuholen. Vorn an reiten ein Stroh- und ein Laubmann, das heißt, nachdem sie aufgesessen, ließen sie sich, der Eine mit einem Gebund Stroh, der Andere mit einem Gebund Laub so umwickeln, daß man glaube, es reise eine lebendige Garbe oder ein beweglicher Strauch vornan: denn man sieht sogar ihren Kopf nicht, der, obschon er Luft hat, doch ganz vermummt ist. Ihnen folgt der Brautführer, reich mit Bändern und Sträußen verziert, dann die galanten Ritter, mit Schärpen geschmückt, endlich ein Wagen, worauf die Musik und die Unberittenen sich befinden. Beim Anblick des Bräutigams und seines Gefolges, der eben zur Braut

und dann zur Trauung gehet, ertönt die Musik, es krachen die Pistolen und ein oft wiederholtes Hurrah erschallt von allen Seiten. Die vermummten Spaßvögel, gewöhnlich die besten Reiter, caracoliren um ihn herum, trennen ihn von seinen Gefährten und führen ihn dem Brautführer zu, der ihm einen Strauß überreicht und eine langweilige Rede mit Deutsch und Französisch gemischt, hersagt. Der Bräutigam dankt für die Ehre und ladet seine Brüder ein, mit zur Braut zu gehen. Man kehrt um, und die Musik ertönt von Neuem, aber mit lauter abgebrochenen Tönen, denn das Holpern und Schütteln des Wagens setzt unsern Musikanten hart zu. Noch aber ist der Bräutigam nicht bei der Braut. Am Eingang des Dorfes ist eine Kette quer über die Straße gespannt. Der Strohmann versucht zwar, sie mit seinem Pferde zu sprengen, aber vergebens. Das weiß man schon. Qui vive? ruft er dann. — Antwortet oder — — Auf der Stelle erscheinen einige zurückgebliebene junge Leute mit weißgekleideten Mädchen von denen eine, die Jüngste,

ſchon wieder einen Strauß überreicht. Frieden? heißt es dann. Ja, aber wir wollen auf die Geſundheit des Bräutigams trinken, wir wollen ihn betrachten und deßwegen ſpannten wir die Kette. Unterdeſſen wird leiſe parlamentirt, der Bräutigam bewilligt ihnen gewöhnlich eine Summe von vierzig bis fünfzig Franken, die dann vertrunken werden. Und „laissez passez!“ heißt es nun, und ein dickſtämmiger Burſche ſpringt wie wüthend aus dem Hauſe, ſchwingt eine ſchwere Keule, und ſprengt die Kette damit entzwei. „Glück und Segen,“ ertönt es nun. — „Wir haben dem Teufel auf den Kopf geſchlagen. Fahre wohl!“ — Der Zug rückt vorwärts, indem die Menge, die ihn begleitet, immer größer und größer wird. Immer aber iſt man noch nicht bei der Braut. Auf der Brücke ſteht ſchon wieder ein Wagen, der den Weg verſperrt. „Drinnen,“ ſagt ein erſcheinender Bauer, „ſitzen ein Paar alte Schlucker. Sie wünſchen dem Hochzeiter Glück und wollen auf ſeine Geſundheit trinken.“ Der Bräutigam muß ſchon wieder ſchwitzen. Auch weiß er das zum Voraus. Der

Wagen wird nun weggerollt und nun geht's zur Braut. Hier ſind ſchon alle Gäſte verſammelt und bereit, in die Kirche zu ziehen. Nach einer kleinen Pauſe, während deren unſern Cavalieren ein Trunk gereicht wird, geht's in die Kirche. Vornen erſcheint ein Trupp Genius, die Nirgends fehlen, die Beine in der Luft und ein Inſtrument von eigner Erfindung ſpielend, dann der Fiedler und ſein Cumpan, der Schuhmacher Tripp, der die Clarinette bläſt. Unſer Fiedler erſcheint heute in großem Ornate. Er trägt einen dreieckigen Hut mit herabhängenden Krämpen, einen Frack mit weißen Revers und blauem Kragen, kurze Hoſen und Halbſtiefel. Er ſpielt die Baſtille oder die Marſeillaiſe auf; lauter revolutionäre Dinge. Unſer Fiedler aber hat ſonſt kein Sonntagskleid als ſeine alte Uniform vom Kaiſerreiche her und kann ſonſt keinen Marſch ſpielen. Sein Camerad hingegen bläſt wacker zu, denn er hat die weiteſte Gurgel im Dorfe und ſpielt die Clarinette aus Leidenſchaft. Er wird nämlich dadurch beim Eſſen und Trinken freigehalten. Dieſen folgen die eingeladenen Jungfern mit

Blumenkränzen geschmückt, dann die Braut nebst Brautführerin. Die Braut trägt einen Blumenkranz von Rosmarin durchwunden. Der Rosmarin, als Symbol der Liebe, grünt nämlich das ganze Jahr, verursacht aber bald Kopfschmerzen. Ihr folgt der Bräutigam nebst Brautführer. Auf beiden Seiten unsere Reiter, die schon auf ihren Pferden wanken und mit den Pistolen den Baß zu der Fiedel spielen. Darauf die Männer mit langen Röcken und großen stählernen Knöpfen, rothen Westen, kurzen Hosen und Schuhen mit Schnallen. Ihr Gesicht und ihre Haltung sind so ernst, als geleiteten sie Jemanden zum Grabe. Endlich die alten Weiber mit ihren Rosenkränzen in der Hand, die auch hier nicht fehlen. An der Kirche machen die Reiter Halt. „Meine Herren," sagt der Strohmann, „eben hat die Braut Ja gesagt, es soll zum ersten Mal sein. — Sie hat geweint, sagt man, weil sie so lange warten mußte. — Wie meint Ihr, wenn wir den Bräutigam in's Wirthshaus zum Löwen entführten. Der Wirth ist unser Pfarrer, die Flasche unsere Braut, die nickt immer ja, und

der neue Mann ihr Brautführer.“ Man weiß ſchon, was das ſagen will. Sobald er an der Thür der Kirche erſcheint, ergreifen ihn die beiden Burſchen, die jetzt ihr Stroh und Laub abgelegt haben, ſie tragen ihn ſchwebend in das Wirthshaus und wenn er ſich etwa weigert, ſo kann er allenfalls friſch in dem Rheinbache getauft werden. Die Unordnung nimmt dann immer mehr zu. „Meine Herren und Damen,“ ſchreit ein auf einem Wagen ſtehender Mann, „hier iſt zu haben Waſſer für die Flöhe und Wanzen, Waſſer gegen das Vollwerden, Mittel für alle Krankheiten. Brecht Euch die Beine einander, reißt Euch die Köpfe einander ab und kommt dann zu mir und ich heile Euch auf der Stelle.“ „Und wie macht man es denn,“ fragte einſt in meiner Gegenwart eine alte Frau, „mit dem Waſſer für die Flöhe?“ „Ei,“ antwortete er auf Franzöſiſch, „man fängt ſie und wirft ſie hinein.“ — „Und für das Vollwerden?“ fragte ein Anderer. „Man trinkt etliche Maaß, ehe man in's Wirthshaus geht. „Du cirage,“ ſchreit jetzt ein hübſches Französchen, du cirage

amphibie hidraulique aux deux cent vingt un, du cirage à vapeur! Six sous la boite. Ça brille, ça luit, ça blouit, que c'est un plaisir de voir. Savez vous Mr. que les sabots de S. M., je veux dire des chevaux de S. M. ont été cirés de mon cirage que voilà lors du sacre sacré. Eh bien à le voir, on ne le croirait pas! Du savon cosmétique, pour les lentilles, Sommerflecken, Wichſe, Wichſe für die Sommerflecken! Unſer Franzos ſchreit und ſchwatzt ſich heiſer, nähert ſich Jedem und iſt ſehr höflich. Des Abends jedoch fehlt Jedem etwas von ſeiner Habe. Dafür aber iſt Kirchweih und eine Hochzeit obendrein. Endlich, nachdem man genug getanzt, nachdem Einige ſich faſt betrunken und Andere ſich todt geſchlagen; nachdem endlich die Mädchen ihre verſchwitzten und halbzerſauſten Kleider gewechſelt haben, geht's zum Leichen- und Auferſtehungstanz. Dieſer wird folgendermaßen ausgeführt.

In eine Tanzbahn im Freien wird ein Maibaum geſteckt; darauf eine Laterne mit einem brennenden Lichte, deſſen Größe je nach Belieben

des Brautführers und der Witterung gewählt wird. Mitten in der Bahn befindet sich ein Tisch, worauf etliche Stühle, für die Spielleute bestimmt. Alle Burschen und Mädchen, die an dem Tanz Antheil genommen haben, versammeln sich um den Maien herum, wo sich das neuvermählte Paar befindet. Die Musik ertönt auf ein gegebenes Zeichen des Brautführers, der selbst den Reihen mit der Neuvermählten eröffnet. Ihm folgt der Mann mit der Brautführerin und so nach und nach die andern Paare. Der hierzu bestimmte Walzer ist traurig-schläfrig, doch etwas gemüthlich. Alle drei Touren wird gewechselt; das heißt, der Tänzer hält ein, verläßt seine Tänzerin und reicht der ihm folgenden den Arm, während die seinige an den Nächststehenden übergeht. Jedoch darf der Ehemann nicht mit seiner Frau tanzen. Kömmt die Reihe an sie, so macht er sein Compliment, und übergeht sie. Es darf ferner der Eine weder schneller, noch langsamer als der andere tanzen, weil meistentheils verschiedene Gegenstände, z. B. Uhren, Halstücher und dergleichen mit herausgetanzt werden.

Dieß gehet ſo unter der Aufſicht eines handfeſten Aufſehers fort, bis das Licht erliſcht. Der Zweck dieſes Tanzes iſt dieſer. Es ſoll das Ehepaar hier zum letzten Male mit Andern tanzen. Sobald alſo das Licht ausgeht, ruft der Aufſeher: „Todt!“ Die Muſik ſchweigt, und die Paare recognosciren ſich. Dann ertönt ein Galopp, und der junge Mann, der bekanntlich mit einem andern Mädchen tanzt, küßt ſie drei Mal, ſo oft er an den Maien kömmt. Eben ſo ergehet es der jungen Frau von ihrem Tänzer. Bei der letzten dritten Tour aber, artet die Muſik in ein Bracheſe aus. Man umarmt ſich und ſagt ſich ein ewiges Lebewohl. Es ſoll dieß der letzte Kuß ſein. Das geküßte Paar jedoch, das heißt, der glückliche Burſche, der beim Erlöſchen des Lichtes gerade mit der Neuvermählten tanzte und das Mädchen, das in dieſem Augenblicke mit dem Manne walzte, wird mit der Muſik nach Haus begleitet, und nicht ſelten iſt es, daß es ein wirkliches Paar giebt. Das iſt der berühmte Leichentanz, den wir zum Schluſſe unſerer Geſchichte nöthig haben.

Der Leſer weiß bereits, daß in Seſenheim eine ſolche Hochzeit während des Kirchweihfeſtes ſtatt finden ſollte. Adalbert, der ſich ſchon drei Monate zu Hauſe aufhielt, hatte Marzolfen noch nicht zu ſehen bekommen, und da er nicht wußte, wo er ſei, ſo hatte er auch wenig Hoffnung, ſich an ihm rächen zu können. Gumper hatte ihm, ohne es zu wollen, einen Widerwillen gegen den Soldatenſtand eingeflößt, und dazu mußte er immer noch von ſeiner Schweſter hören, daß ſie ſelbſt Schuld ſei an ihrem Unglücke, und dergleichen andere Redensarten, die die Bößwilligen ſo gut anzubringen wiſſen, ſo daß er noch nicht eine frohe Stunde zu Hauſe verbrachte. Er hatte ſeiner Schweſter noch nicht die geringſte Beleidigung angethan; es ſchien im Gegentheil, als liebe er ſie um ſo mehr. Er hatte ſich oft geäußert, ſich an Marzolfen rächen zu wollen. Staſi aber ſuchte ihn immer von dieſem Gedanken abzubringen; denn ſie liebte ihn noch immer, und dann hatte ſie immer noch ein Fünkchen Hoffnung. Es war alſo am zweiten Tag des Kirchweihfeſtes. Adalbert und

Staſi ſaßen neben einander am Fenſter „Wo er nun ſein mag!“ ſagte Staſi. „O, ich hätte mein Leben verwettet, er liebte mich.“

„Schweig, Staſi,“ erwiederte Adalbert, „er war Deiner nicht würdig. Du thuſt mir immer weh, wenn Du von ihm ſprichſt, denn ich fühle dann um deſto mehr meine Armuth und Ohnmacht.“ In dieſem Augenblicke erſchien Gumper und deutete auf den ihm folgenden Wächter Michel, der, nachdem er genug geklingelt und geſchellt hatte, auf Deutſch und Franzöſiſch ausrief, daß morgen um zehn Uhr der Herr Marceau ſeine Güter auf fünf Jahre verpachten werde: um zehn Uhr fügte er noch einmal hinzu, im Wirthshaus zum Löwen. „Haſt Du's gehört,“ ſagte Adalbert zu ſeiner erblaßten Schweſter, „morgen, morgen.“

Gumper trat ein. „Wußt ich's doch,“ ſagte er. „Marzolf macht ſeine Güter zu Geld, und fort nach Frankreich, wo die ſchönen Mädchen wachſen. Wirſt Du ihn ſo mir nichts, Dir nichts gehen laſſen?“ fragte er Adalberten.

„Du haſt mich errathen, Alter,“ verſetzte

dieſer, „Du warſt ein tapferer Soldat. Entweder er oder ich.“

„Um Gottes Willen,“ rief Staſi, „lieber tödte mich.“ —

„Wie,“ verſetzte Adalbert, „willſt Du etwa mit ihm ſterben? Doch ſieh, Dein Marzölfel kann Dir übrig bleiben und ich fallen, dann küſſe ihn, ſo lange Du willſt.“ Bei dieſem Gedanken ſtieg ihm der Zorn, er ſtieß Staſi heftig von ſich und wollte mit Gumper fortgehen.

„Wenn man die Sache ſo ganz genau betrachtet,“ ſagte dieſer, „ſo iſt Deine Staſi gerade nicht ſo unglücklich. Sie hat ein ſchönes Vermögen mit ihrem Kinde erhalten; Deine Mutter, Adalbert, hat ſchon genug gelitten, Du könnteſt die Sache aufſchieben, vielleicht wenn Marzolf älter wird, bereut er es, und ſucht ſeinen Fehler wieder zu verbeſſern. Zwar würden ihm ſo ein Paar Streifwunden nichts ſchaden, das kühlt das Blut ein wenig ab, doch wäre dieß noch Zeit. Nicht wahr Adalbert?“ Adalbert jedoch entfernte ſich, ohne ein Wort zu antworten. „Ein Kopf, wie ſein Vater,“ ſagte Gumper.

„eben ſo eigenſinnig, eben ſo überſpannt, aber gut, tapfer und edel. Laß ihn, Staſi. Den bringt Marzolf nicht ſo bald hinunter und die Sache kann zu deinem Glück ablaufen. Bougre, wenn er ſieht, daß Staſi, meine Staſi, einen ſo wackern Bruder hat! Staſi," ſagte er, im Fortgehen, „beim Leichentanz deiner Hochzeit bin ich dein Cavalier."

Den andern Morgen, am Hochzeittage, raſſelte früh um ſechs Uhr ein Wagen vor Staſi's Hauſe vorüber. Das Geraſſel weckte ſie auf. Sie hatte einen fürchterlichen Traum gehabt. Als ſie ans Fenſter trat, ſah ſie Marzolf fürſtlich gekleidet aus dem Wagen ſteigen und gleich nach ihm zwei Frauenzimmer mit Hüten und Schleiern. Das Blut drang ihr ans Herz und ſie fühlte ſich unwohl, als Adalbert in ihr Zimmer trat, um ihr dieſe Nachricht mitzutheilen. Er zeigte ihr ſtumm den Wagen und Staſi erzwang ein Lächeln. „Wie, du lachſt noch," ſagte er, „nachdem du unſere Familie geſchändet haſt?" Staſi erſchrack. Es war dieß das erſte böſe Wort, das er ihr gab. Um ſo weher that

es ihr und sie flüchtete sich zur Mutter. Adalbert folgte ihr. „Du brauchst Dich nicht zu fürchten," sagte er, sichtbar erzürnt, „doch höre, was ich Dir befehle: Du zieheſt heute Deine schönſten Kleider an, Du wohnſt der Trauung bei, obſchon nicht als Jungfer, und Du tanzeſt wie die Andern. Mädchen, hörſt Du?"

„Mein Gott," rief dieſe, „wozu denn? Ich habe nie das Tanzen geliebt, habe mich nie geputzt. Was werden denn die Leute von mir ſagen?"

„Was können ſie mehr von Dir ſagen," verſetzte dieſer wüthend, „als daß Du Marzolfen verfolgt haſt, daß Du verführt ſein wollteſt, daß Du deßwegen den Tanz und den Putz nicht liebteſt, weil Du zu Hauſe im Trüben fiſchen wollteſt; was können ſie mehr ſagen, als daß Du ein ſtolzes Ding warſt, der kein Burſche gut genug war, um mit ihm ſpazieren zu gehen; daß Du die Fromme, Heilige geſpielt, um Deine ſchlechten Sitten zu bemänteln. Meinſt Du, daß die Leute ſtill ſchweigen, weil Du es nicht hörſt, oder weil ich Dir es nicht erzähle?"

„Tödte mich," ſchrie das arme Mädchen, indem ſie ſich an ihren Bruder klammerte, „tödte mich lieber, denn wenn Du ſo fortfährſt mir Vorwürfe zu machen, bei unſerm Heiland, ich ſtürze mich in den Rhein!"

„Stürze Dich ſo tief Du willſt, Du kannſt nicht tiefer fallen. O, wenn unſer Vater noch lebte!" Adalbert ſchluchzte wie ein Kind und entfernte ſich. Einige Minuten hernach ließ ihn die Mutter rufen. Er ſchwatzte lang mit ihr, doch konnte ſelbſt ſie ihn nicht von ſeinem Vorhaben abbringen. Er entfernte ſich, nachdem er Staſi noch einmal befohlen hatte, ſich zu putzen. „Dein Wille geſchehe," ſagte Staſi, die Hände gen Himmel hebend. „O Gott, ſteh' mir bei in meiner Noth!"

Adalbert trat, nachdem er angeklopft hatte, in Marzolfs Zimmer. Als dieſer ihn erblickte, fuhr er vor Schrecken zuſammen, doch faßte er ſich bald wieder und bewillkommte ſeinen Jugendfreund. — „Wie du ein Mann geworden biſt," ſagte er, „faſt hätte ich Dich nicht mehr erkannt und einen Schnurrbart haſt Du dir wachſen

laſſen! — Hier, meine Lieben," ſagte er, indem er ſich zu den Frauen wendete, „ſtelle ich Ihnen meinen Jugendfreund Adalbert vor, ein tapferer ſchöner Krieger!"

„Herr Marceau," erwiederte Adalbert, „ich bin nicht gekommen, um Complimente zu machen noch zu empfangen."

„Du biſt erhitzt," ſagte Marzolf, „komm, wir gehen ein wenig in den Garten." Sie entſchuldigten ſich und gingen.

„Was macht Staſi?" fragte Marzolf.

„Das ſollteſt Du ſie ſelbſt fragen. Drüben weint ſie bei Deinen Kindern."

„Siehſt Du, mein Freund, Du weißt, wenn man jung iſt, begeht man ſo manchen Fehler. Ich kann Staſi nicht heirathen, wenn ich ſie auch liebe. Ich ſtrebe weiter hinauf. Ich gehe nach Paris mit dieſen Frauenzimmern, wovon die eine meine Braut iſt. Ihr Oheim iſt erſter Sekretär beim Miniſter. Du verſtehſt mich. Ich werde Deiner Schweſter Güter genug verſchreiben, damit ſie zufrieden iſt, und ſind die Kinder herangewachſen, ſo übernehm' ich die

Erziehung. Ich bin ja reich genug, und auch Du ſollſt es nicht bereuen, wenn ich einmal meine Pläne gelingen ſehe.“ Adalbert wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. — „Sieheſt Du, mein Beſter, ich hätte nie Käthchen geheirathet, hätte mich mein Vater nicht dazu buchſtäblich gezwungen.“

„Die haſt Du auch entehrt, ſchlechter Menſch!“ ſchrie Adalbert, indem er ihn am Kragen packte. „Meinſt Du, ich wäre gekommen, um bei Dir zu betteln?“

„Willſt Du mich morden!“ ſchrie Marzolf. „Ich fürchte Dich nicht und ſchlage mich mit Dir nach allen Regeln. Ich habe übrigens nie eingeſtanden, daß Staſi's Kind von mir ſei, und kann ihr jeden Tag das meinige nehmen.“

„Ha!“ verſetzte Adalbert, indem er ihn fahren ließ. Er konnte vor Zorn nicht weiter.

„Gut, Du ſchlägſt Dich mit mir. — Auf Piſtolen oder Degen? Wie Du willſt. Doch höre. Erſt muß ich meine Güter verpachten, meine Sachen in Ordnung bringen. Dazu brauche ich den ganzen Tag. Wir wollen heute

noch Freunde bleiben. Laß Dir nichts merken vor meinen Frauenzimmern, morgen denn, morgen.“ Adalbert entfernte ſich, indem er ihm einen Blick der Verachtung zuwarf.

Er ſuchte nun Staſi ſo viel als möglich zu tröſten, ſchmeichelte ihr ſogar und führte ſie zum Tanz. Staſi, obſchon blaſſer als gewöhnlich, war noch ſehr ſchön, und ſie hatte ſich, zwar auf Befehl ihres Bruders, doch noch aus einem andern Grunde, ſo ſchön als möglich geputzt und geſchmückt. Doch tanzte ſie nur mit ihrem Bruder. Gegen Abend erſchien Gumper im Tanzſaal. Er klopfte Adalberten auf die Schulter. „Nun, wie hat's gegangen?“ fragte er.

„Gut,“ erwiederte dieſer. „Morgen —“

„Der feige blanc bec,“ verſetzte Gumper, „er reiſt dieſen Abend ſchon ab. So eben hörte ich's vom Kutſcher, der es unter der Schmiede, wo er ſeinem Pferde ein Hufeiſen anſchlagen ließ, erzählte.

„Wär's möglich!“ rief Adalbert aus. Und ohne ein Wort weiter zu ſagen, ging er nach Hauſe, küßte ſeine Mutter und erſchien in Uniform mit zugeknöpftem Kleide. Kaum war er wieder im Tanzſaale, als ein Bote Marzolfens

ihn zum Abendeſſen einlud. Er nahm es an. Staſi freute ſich nicht wenig, als ſie das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen ihrem Bruder und Marzolfen merkte. Es war dieß ihre letzte Freude. „Mein Beſter," ſagte Marzolf zu dem eintretenden Adalbert auf Franzöſiſch, „dieſe Damen, entzückt, Deine werthe Bekanntſchaft zu machen, baten mich, Dich einzuladen. Sie freuen ſich, in einem Dorfe einen ſo eleganten Cavalier angetroffen zu haben, und da ſie die Rheingegend beſuchen wollen, ſo habe ich beſchloſſen, noch einige Tage hier zu bleiben und ſie ganz Deiner Ehre und Freundſchaft anzuvertrauen." Adalbert zweifelte nun keinen Augenblick mehr an dem, was Gumper ihm geſagt hatte; er ſtellte ſich jedoch, als wäre er der Narr ſeines Gegners und beluſtigte ſich, ſo gut es gehen konnte, bis gegen Abend.

„Gehn wir doch, dem Leichentanz beizuwohnen," ſagte er. „Es iſt immer etwas merkwürdiges für Städter." Marzolf willigte ein, reichte ſeiner Braut den Arm, während Adalbert die ſogenannte Schweſter führte. Nachdem die Frauenzimmer an Ort und Stelle waren, entſchuldigte ſich Adalbert und holte ſeine Schweſter.

Marzolf erblaßte, als er ſie ſah und Staſi ſchmiegte ſich an ihren Bruder.

Der Tanz begann. „O," ſagte Staſi, „dürft ich ihn nur noch einmal umarmen!"

„So umarme ihn!" rief Adalbert, indem er ſie mit der einen Hand gegen Marzolf ſchleuderte.

„Mein Marzolf!" rief Staſi, indem ſie ihn umhalſ'te.

In dieſem Augenblick hörte man ein Fenſtergeraſſel. Adalbert hatte die Laterne in Stücken zerſchlagen. „Todt!" ſchrie er, indem er eine doppelt geladene Piſtole zog und ſie Marzolfen durch den Rücken jagte, während die andere Kugel Staſi's Arm ſtreifte, die mit Marzolfen zugleich fiel. „Todt!" ſchrie er noch einmal und ſchoß ſich eine andere Kugel vor den Kopf.

Alles rannte durcheinander. Niemand wußte, wo es galt. Man hörte Mord rufen. Man holte Wache, aber zu ſpät.

Marzolf blickte noch einmal auf. Er lag in Gumpers Arme. „Verfluchter!" wollte er rufen.

„Fluche nicht," rief ihm dieſer zu. „Deine Stunde iſt gekommen. Soll Staſi's Kind gleich mit dem Deinigen erben?"

„Ja," ſchluchzte er. „Tretet näher, Ihr

Leute," rief Gumper. „Hört zu. Sagst Du das im vollen Bewußtsein?"

„Ja," murmelte er und sank nieder. Stasi wurde weggetragen, Marzolf für todt nach Hause transportirt, und Gumper allein trug den auf dem Platze gebliebenen unglücklichen Adalbert nach Hause. Die beiden Frauenzimmer ließen anspannen, wurden aber so mit Steinen verfolgt, daß sie eine halbe Stunde vom Dorfe etliche Wochen krank in einem Wirthshause lagen. Marzolf und Adalbert ruhen neben einander, trotz des Pfarrers Weigerung. Stasi ist zwar wieder hergestellt, doch ist sie, was man zu sagen pflegt, ein Dümmling geworden. Die beiden Kinder jedoch, die reichsten im Dorfe, heißen Adalbert und Marzolf.

Vier Wochen nach dieser Begebenheit kam ein Mädchen aus Nancy, das nach Marzolf fragte. Da sie aber arm und ohne Papiere war, wurde sie als Landstreicherin nach Straßburg transportirt.

Adilie und Gertrude.

Ein Sittengemälde aus dem Elsaß.

Im Jahre 1792 ſtand in dem Dorfe Schirrhoffen, im Elſaß bei Hagenau, nur ein Haus, das man das Schloß, in elſäßiſcher Mundart, das Schlöſſel nannte. Darin wohnte ein reicher Gutsbeſitzer, der, um nicht allein zu ſein, einige Handelsjuden, die in Saufienheim wohnten, und mit ihm wucherten, zu ſich rief und ihnen ſogar Häuſer baute, wahrſcheinlich um das wieder an dem Bau zu gewinnen, was er an dem Güterhandel verlor. Er hatte zwei Töchter, wovon die eine bereits verheirathet war, und ſchon ſieben Kinder hatte. Sein Schwiegerſohn hatte ſich ebenfalls ein Haus nicht weit vom Schloſſe gebaut. Er wollte ſeine jüngere Tochter an einen Theologen verheirathen, aber mit der Bedingung,

daß er nie eine Stelle annehmen würde. Dieſen fand er in einem Badenſer, der die Theologie gern mit dem Wucher vertauſchte, und ſelbſt, von den Juden unterrichtet, dies Geſchäft mit den Bauern in den ſo reichen und ſchönen umliegenden Dörfern am Rheine betrieb. Gleich nach der Heirath ſeiner Tochter aber heirathete der Vater ſelbſt, der ſeine Frau verloren hatte, ſeine Magd, in der Abſicht einen Sohn zu erhalten; allein ſeine Magd gebar ihm zum großen Verdruß des Theologen und ſeines älteſten Schwiegerſohnes, fünf Töchter hintereinander. Als ſie ihm die zweite gebar, kam des Theologen Frau, ſeine Tochter, ebenfalls mit einem Mädchen nieder, das den Namen Udilie erhielt, ſtarb aber acht Tage nach der Niederkunft. Einige Jahre ſpäter heirathete der Theolog, der Kauſer hieß, die Tochter ſeines Schwagers, Namens Dina, ſo daß die Couſine Udiliens zugleich auch ihre Stiefmutter ward. Noch mehr, Dina's Bruder, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, wurde ſpäter Udilien ſelbſt beſtimmt, die damals erſt zehn Jahre zählte. So ſtanden die Sachen, als der

alte Stammvater ſtarb, ein Vermögen von hunderttauſend Thalern hinterlaſſend, wovon unter ſieben Erben Udilie, als das Kind ſeiner Tochter, einen ganzen Theil zu fordern hatte, obſchon der Theolog jetzt von ſeiner zweiten Frau mehrere Knaben beſaß.

I.

Städter wiſſen gewöhnlich ſehr wenig von dem wahren Landleben; ſogar wenn ſie auf dem Lande leben, bleiben ſie immer in einer gewiſſen ſtädtiſchen Abgeſchloſſenheit, in einer ſogenannten gebildeten Umgebung. Wenige Schriftſteller ſind bis in den Kern des Landlebens gedrungen, ich kenne nur Lafontaine und Iffland; wahrſcheinlich wurden ſie in einem Dorfe geboren. Kotzebue hat nie darin das Richtige getroffen, Schiller kannte es, ſchilderte es aber nicht, und Göthe lernte es nur in Seſenheim kennen, aber auch wieder von der ſchönen Seite. Die Leidenſchaften auf dem Lande äußern ſich ganz anders, als in der Stadt, am Ende ſtrebt alle Bildung dahin,

die Leidenschaft zu verbergen, um bei Freude und Leid körperlich gleichgültig zu bleiben. Auf dem Lande hingegen äußern sie sich gleich in Extremen, der Mittelweg ist dem Landmann unbekannt, er ist ein Kind der Natur und aus lauter Superlativen zusammengesetzt, besonders wenn er sehr wenig mit Städtern in Berührung kommt. Man muß dieß selbst mitgefühlt haben, um später den großen Unterschied zwischen einem Landmann und einem Städter oder einem civilisirten Manne genau ermessen zu können. Es liegt eine ganze Welt dazwischen, die beide nicht merken, weil an jeder glaubt, es müsse so sein, und kommen sie gar in Conflict mit einander, so macht die Leidenschaft selbst der Verwunderung Platz. Was ein Landmann in seiner Energie fähig ist, sowohl an Tugend als an Laster, davon hat der Städter gar keinen Begriff, und wenn jener diesen bei irgend einer Sache gleichgültig sieht, die ihm die wichtigste im Leben scheint, so bleibt er stehen, und sperrt den Mund auf. Er sagt dann mit Recht: der Verstand stehe ihm still.

Mathäus, elsäßisch Mathis, so hieß der

Jüngling, der Ubilien beſtimmt war, ſtudirte in Hatten, einem ſehr reichen, von Schirrhoffen drei Stunden gelegenen Dorfe, ich ſage, ſtudirte, obſchon er weder Lateiniſch noch Griechiſch lernte. Er ſollte ein geſchickter Mann werden und daher gaben ihn ſeine Eltern dem proteſtantiſchen Pfarrer in Hatten „in die Lehr," wie ſie ſagten, allwo er Franzöſiſch, Deutſch, ſchreiben und rechnen lernen ſollte. Der Pfarrer aber war ein Gelehrter, und gab ſich ſelbſt ſehr wenig mit ſeinen bäueriſchen Schülern ab, ſondern überließ dieß ſeinem Schullehrer, der ungefähr zweihundert Kinder ganz allein zu unterrichten hatte. Man merke wohl, daß wir im Elſaß ſind, und zwar gleich' nach der Revolution und Napoleon, wo der Unterricht ſo ſchrecklich vernachläßigt war. Der Lehrer aber baute ſich ein Haus, er benutzte daher ſeine jungen, kräftigen Schüler zum Zureichen der Ziegel, zum Kalkbereiten, Sandholen, und gab ihnen jeden Tag eine Stunde im Franzöſiſchen, das Einzige, was er ſelbſt nicht verſtand. Am Neujahr diktirte er Ihnen einen ſchönen Brief auf deutſch, den ſie alle ihren

Eltern sandten, nachdem sie ihn von einem Jahr bis zum andern abschrieben. Hier eine wirkliche Copie davon, die ich besitze:

„Schon klopft das neue Jahr an der Thüre an; herein, rufe ich ihm zu, aber mit dir das Glück. Doch mein Glück überlasse ich dir, aber das meiner lieben Eltern, wünsche ich, daß du mitbringst, ja daß du es unter deinen weißen Fittigen birgst. Ja, liebe Eltern, ich bitte nur für Euer Glück, und warum soll ich es nicht? Verdanke ich Euch nicht Leben, Nahrung, Kleidung, Kost und Lehrgeld, kurz alles, was ich besitze? Seid Ihr es nicht, die meinen so geschickten und vortrefflichen Lehrer bezahlt, ja, dies neue Jahr möge wonnevoll und glückselig Euch zunicken; möge Euch schöne Ernten, gute Kartoffeln und Rüben, vortrefflichen Reps und gesundes Heu verschaffen. Ich bitte dafür unsern Heiland Jesus Christus, der alle die liebt, die auf ihn vertrauen, und ich bin überzeugt, daß er das unschuldige Lallen seiner Kinder erhören wird. Daher wünsche ich Euch Glück zum neuen Jahr, da ich es nicht mündlich thun kann. O,

wie würde es mich freuen, es ja thun zu können, aber Euer Wille geſchehe, und ich bin und bleibe Euer treu erfüllter Sohn

Mathis Schloſſer."

Présentez mes respects à toute ma famille et souhaitez lui de ma part, tout ce quelle desire.

Saluez de ma part la bonne Udilie. Si j'avais de l'argent, je lui aurais envoyé quelque chose.

Letzteres war wahrſcheinlich eine indirekte Geldforderung. Mit dem Lallen des unſchuldigen Kindes Mathieu, ſo wollen wir ihn für immer nennen, hat es aber ſeine beſondere Bewendung; wir werden gleich ſehen, daß er ſchon ſehr gut „ich liebe dich" lallen konnte.

II.

Dicht neben dem Pfarrhauſe ſtand das Haus des Maire's, Namens Järifriedrich, aus Jörge und Friedrich zuſammengeſetzt. Ein großer Garten in zwei Theile getheilt, wovon der eine dem

Pfarrer, der andere dem Maire gehörte, trennte und näherte beide Häuser zugleich, so wie das Meer zugleich die Länder von einander trennt und sie auch wieder mit einander verbindet. Hart an der Scheidewand stand auf beiden Seiten ein Gartenhäuschen, das sie Pavillon nannten, das aber blos eine Laube mit Reben war, was eigentlich schöner und nützlicher zugleich ist. Ich weiß nicht, war es Zufall oder nicht, Mathieu befand sich sehr oft in der einen, und Gertrude, Järi's Tochter, in der andern Laube; ebensowenig weiß ich, ob Gertrude schön war, hörte aber, daß sie allen jungen Burschen im Dorfe gefiel; sie hatte übrigens Erziehung, denn sie führte die Bücher ihres Vaters, ritt auf ihrem Schimmelchen, ein Bein rechts, das andere links, wie ein Herr, und fürchtete keinen Herrn im Dorfe, so gewandt und stark war sie, obschon sie für die beste, leichteste Tänzerin galt. Mathieu neckte sich oft mit ihr, erzählte ihr oft von seinen Plänen, von seiner jungen Udilie, und ich glaube, Gertrude war eifersüchtig auf das Kind, besonders wenn er von ihren 15,000

Thalern sprach, die sie ihm zur Mitgift bringen sollte. Mathieu merkte dieß nicht; eines Tages aber trug sich folgende Scene zu: An der Laube des Maires hingen sehr schöne Trauben, die besonders Mathieu sehr gut schmeckten. Um ihrer habhaft zu werden, ersann er folgendes Mittel: er nahm eine große Stange, spaltete sie an der Spitze, steckte ein Sperrhölzchen hinein und somit packte er die Traube an dem Stiel, und drehte die Stange um, so daß sein Instrument in der nachbarlichen Laube manövrirte, ohne daß man den Handwerksmann sah, der ruhig in seiner Laube lag, als schliefe er. Das ging so eine Zeit lang, aber der Maire bemerkte es endlich, denn seine schönen Trauben waren gezählt, er gab daher Gertrude Ordre, Mathieu zu bewachen; diese aber schien nichts zu merken. Eines Tags, als Mathieu Durst hatte, ließ er wieder seine Rebstange in die Laube spazieren; Järi stand gerade am Fenster; rasch wie der Wind, ergriff er den dicksten Stock, den er in der Schnelligkeit erhaschen konnte, pfiff seinem Hunde und lief in den Garten von der Hinter-

thüre aus, die in des Pfarrers Garten führte. Es wäre um Mathieu geschehen gewesen, aber Gertrude, die ihren Vater kannte und seine Absicht merkte, sprang ihm nach; „lauf Mathieu," schrie sie, „lauf, was Du laufen kannst, sonst bist Du verloren." In diesem Augenblicke sah er den Maire und seinen Hund wüthend auf ihn zuspringen; wie ein Wiesel so schnell war Mathieu auf der Mauer, aber der Hund hatte ihn an seinem Rocke gepackt, und riß ihn fast wieder herab. „Zieh den Rock aus," schrie abermals Gertrude; in diesem Augenblick verließ ihr Vater, vor Wuth schäumend, Mathieu, und sprang auf seine Tochter zu. Schlag auf Schlag fiel der harte Stock auf ihren weichen Leib; der Hund, menschlicher als der Vater, verließ seine Beute und stand winselnd und staunend bei seinem Herrn, nicht begreifend, daß ein Vater so sein eigenes Kind mißhandeln konnte; er liebte sie ja beide, und wirklich schien in diesem Augenblicke das Thier klüger als der Mensch zu sein. Gertrude zuckte nicht, kein Schrei entfuhr ihr, bis der Hund wieder zu Mathieu lief, gleichsam

um bei ihm Hülfe zu suchen. Dieser sah endlich, was vorging, sprang zur Mauer herab, lief mit dem Hunde auf die Stelle, wo der wüthende Bauer seine eigene Tochter blutig schlug, packte ihn am Kragen, und schleuderte ihn an einen Baum, daß ihm die Rippen krachten. „Ungeheuer," rief er ihm zu, „was hat Dir Deine Tochter gethan?" Gertrude sank endlich in den Staub, den sie mit ihrem Blute und ihren Thränen benetzte. Der Vater, durch den Stoß etwas erschüttert, kam langsam wieder zu sich; er sah sein Kind fürchterlich verunstaltet, aber sein Zorn legte sich noch nicht, er glaubte vielmehr, sich jetzt erst recht zu rächen. „Spanier," rief er seinem Hunde zu, „à moi," und ging auf Mathieu los, aber Gertrude hörte es, rief ihrem Hunde, der sie mehr als seinen Herrn liebte, ebenfalls zu, und der Hund blieb bei ihr, während Mathieu dem erbosten Manne den Stock entwand, ihn in Stücke zerbrach und sich rasch entfernte, nachdem er Gertrude von der Erde aufgehoben, und ihr etwas leise ins Ohr gesagt hatte. Diese suchte, so gut es ging,

in ihr Zimmer zu gelangen, und der alte Bauer bereuete schon das Vergangene, denn seine Wuth war endlich gestillt, besonders seitdem sein Hund ihm nicht mehr folgte. „Thut nichts," sagte er, indem er in die Stube, von Schweiß triefend, trat, „ich will ihr lehren, wie man fremde Bursche gegen den eigenen Vater beschützt. Wenn sie den Bengel liebt, so schlage ich sie todt, ja todt, denn ein Kind, das nicht seinem Vater gehorcht, verdient den Tod, weiter nichts."

III.

Hoffentlich werden meine Leser schon bemerkt haben, daß Spanier kein gewöhnlicher Hund war, ja, fürchtete ich nicht, er möchte sie mehr als Gertrude sammt Mathieu interessiren, ich würde eine genaue Beschreibung von ihm machen, da er, wie man gleich sehen wird, eine bedeutende Rolle in dem ersten Abschnitt unserer Erzählung spielt. Gertrude hütete zwei Tage das Bett, Spanier hütete sie und Järi hütete den Spanier, denn er war bereits auf seine Tochter

eiferſüchtig, und traute ſeinem Hunde nicht mehr. Als Gertrude wieder genas, kaufte ſie ihm ein Halsband, gab ihm immer insgeheim die markigſten Knochen, und ſtrickte in der Laube nie, ohne daß er ihr zu Füßen lag. Mathieu durfte ſich nicht im Garten ſehen laſſen; der Pfarrer, der von dem, was vorgefallen war unterrichtet wurde, verbot es ihm, obſchon er bereits Gertrude über alle Maßen liebte. Eines Tages, als Gertrude unter der Laube ſaß, erſchien Mathieu dennoch im Garten, denn der Pfarrer wohnte einer Kindtaufe bei; auf der Stelle erhob ſich Spanier und murrte, als wüßte er in den Herzen beider Liebenden zu leſen. „Was murrſt du Alter,“ ſagte Gertrude, indem ſie ihm auf den Kopf ſchmeichelnd ſchlug, „laß mich murren, du biſt glücklicher als ich.“ — Spanier ſprang an ihm hinauf, leckte ihm das Geſicht ſo heftig, daß er erblaßte, und vor Erſtaunen nichts ſprechen konnte. Gertrude erröthete bis über die Ohren, denn ſie fühlte wohl, daß Spanier ihr die Liebeserklärung ſparte, und Mathieu, der nicht auf den Kopf gefallen war, ſuchte aus Spaniers Umarmungen

und Liebkosungen zu kommen, um zum ersten Mal in seinem Leben ein hübsches und geliebtes Mädchen zu küssen. Wer war glücklicher, als der gute Spanier; bei jedem Kusse wedelte er so heftig, als gälte es ihm, er sprang an Beiden zu gleicher Zeit hinauf, leckte ihre Lippen, ihre Augen, und als dieß endlich nicht so ganz den undankbaren Freunden gefallen wollte, bellte er mit lauter Stimme, als wolle er ihnen Vorwürfe machen. Es dauerte nicht lange, so kündigte er die Zurückkunft des Vaters an: Mathieu suchte sich aus dem Staube zu machen, wollte aber den Spanier mitnehmen, der etwas zögerte. „Geh' mit ihm," sagte ihm endlich Gertrude, die ihre Absicht dabei hatte, zugleich reichte sie, ihrem Mathieu nun, ein Stückchen Weißbrod hin, der es Spanier zeigte, und dieser folgte ihm mit einer so freudigen Miene, als wollte er sagen: auch ohne Weißbrod ginge ich mit.

Was ich hier erzählt habe, wird Manchem nicht so einleuchten wollen, aber was ich jetzt erst erzählen werde, glaubt gewiß Niemand, obschon es buchstäblich wahr ist.

Sobald Spanier Mathieu's Zimmer kannte, ward er zum alleinigen Vertrauten beider Liebenden. Gertrude ſchickte ihn den andern Morgen mit einem unbedeutenden Billet ohne Unterſchrift zu Mathieu, indem ſie dieſes Billet um ſein Halsband ſchlang. Sie ſagte ihm deutlich: „Du gehſt zu Mathieu,“ und Spanier ging zu Mathieu, ohne lang Complimente zu machen. Mathieu, ſtaunend über die Klugheit eines ſolchen Hundes, küßte ihn und gab ihm eine Antwort mit. Unterweges traf er ſeinen Herrn im Hofe, ſchoß aber wie der Blitz an ihm vorüber, hinauf zu Gertrude, die eben Spulen abhaſpelte, und nachdem er ſich ſeiner Bürde entlaſtet hatte, lief er hinab zu ſeinem Herrn und betrachtete ihn, als wollte er ſagen: ich habe dir doch eine Naſe gedreht, alter Murrkopf. Mehr als zwei Monate correſpondirten ſie ſo mit einander; Mathieu erſchien nicht mehr im Garten, ſondern ward ſehr fleißig, wußte aber immer, wo Gertrude in die Kunkelſtube ging, und auf welchem Acker ſie beſchäftigt war, da ſie oft die Taglöhnerinnen beaufſichtigen mußte. Ihre Liebe

hatte sich immer mehr und mehr fest gekittet, alle Briefsteller waren bereits abgeschrieben, und der Küsse waren schon Millionen, ja, ich will es nur gestehen, sie gingen oft mit einander hinaus ins Feld, trotzten dem Regen und dem Ungewitter, und lagerten sich unter einem Nußbaum, der heute noch der Liebesbaum heißt. Dies Glück dauerte den ganzen Winter hindurch, das ganze Dorf wußte es bereits, außer der böse Järi nicht, und Jeder zitterte für Gertrude sowohl, als für Mathieu; denn eine große Freude dauert nicht lange.

IV.

„Ein Unglück kommt nie allein," sagt das Sprüchwort, hier aber kamen drei oder vier auf einmal. Järi verkaufte plötzlich seinen Hund an einen Gränzschmuggler, der aus dem Baierischen Zucker und Kaffee mit ihm ins Französische schmuggeln sollte.*)

---

*) Die Elsäßer schmuggeln sehr oft mit Pferden, indem sie ihnen Sättel auflegen, sie mit ins Baierische nehmen, dort beladen und nach Hause laufen lassen. Nur seit dem Anschluß Baierns an den preußischen Zollverein, hat dieß aufgehört. —

Gertrude wußte nichts von dieſem Unglück, denn nach Mathieu und ihrer Familie war ihr Spanier am theuerſten. In derſelben Zeit ſchrieb ein unpartheiiſcher Menſchenfreund, wie es denn überall giebt, nach Schirrhoffen, und berichtete Mathieu's Eltern von ſeiner Liebe; zugleich that er Järi den Gefallen, und theilte ihm die Wahrheit mit, wornach er ſich die Hände rieb, und ſich ins Bett legte, um vom Paradieſe zu träumen. Järi, nicht lange zögernd, nahm einen Strick, drehte ihn doppelt, und begab ſich in Mathieu's Zimmer, um ihn, wie er ſagte, derb durchzuwichſen. Glücklicherweiſe, oder beſſer unglücklicherweiſe war Mathieu nach Lauterburg gereist, um ſeinen Spanier fürs Doppelte wieder an ſich zu kaufen; die arme Gertrude mußte es büßen. Es war dieß gerade an einem Montag, als er in ihr Kämmerchen trat; ſo wie dieſe ſeine Abſicht merkte, lief ſie ans Fenſter, und rief ihm zu: „Vater, wenn Sie mich anrühren, ſpringe ich zum Fenſter hinab.“ Der düſtere Tyrann beſann ſich, fluchte einige Male, und fragte ſie, ob ſie wirklich Mathieu liebe. —

„Warum aber, Vater, haſſen Sie Mathieu ſo, er iſt doch ein braver Burſche, und reich obendrein? Die Udilie in Schirrhoffen hat 15,000 Thaler, und nimmt ihn doch.“ —

„Ich mag ihn nicht,“ rief er, indem er den Strick von ſich warf, „ich mag keinen Traubendieb zum Tochtermann.“ — „Aber, Vater, bedenken Sie doch, daß dieß bloß Kinderſtreiche waren,“ erwiederte das gute Mädchen, indem ſie ſich ihm näherte, und ihm die Backen ſtreichelte, „er hat während dieſer Zeit den Garten nicht betreten, und wird überhaupt bald ein Mann werden.“ — „Du liebſt ihn, Tochter,“ ſagte Järi, „Du liebſt ihn, ohne nach Deinem Vater zu fragen, weißt Du denn, wie reich ich bin, weißt Du denn nicht, daß, wenn ich einmal geſtorben bin, Du zweimal ſo reich, als Udilie biſt?“ „Gott erhalte Euch noch lange, lieber Vater, ich hoffe nicht auf Geld, aber wahr iſt's, Mathieu iſt mein Liebſter, und ich heirathe ſonſt Niemanden, als ihn.“ „So,“ verſetzte der Alte, „das wollen wir ſehen, ich zerbreche Dir alle Rippen im Leibe.“ „Und wenn Sie mich todt-

ſchlagen, Vater, ſo nehme ich keinen Andern. Ich warte bis ich majorenn bin.“ Dies Wort zündete. „Aber jetzt biſt Du noch nicht majorenn.“ ſchrie er laut und gab dem armen Kinde eine Ohrfeige, daß ihr das Blut zur Naſe herausſprang, und, ohne ſich um ſie weiter zu bekümmern, verließ er das Zimmer. Den andern Morgen verlobte er ſeine Tochter Gertrude mit ihrem Vetter Fritz, der Schreiber bei dem Notarius war.

Järi war ein ſonderbarer Charakter. So tyranniſch er mit ſeinen Kindern war, ſo gerecht und billig war er in ſeinem Amte als Maire. Man konnte von ihm ſagen, daß ihn das ganze Dorf liebte, außer ſeinen eigenen Kindern. Er war Wittwer und führte faſt allein ſeine Haushaltung mit Gertrude und ihren zwei jüngern Schweſtern. Geizig für ſeine eigne Perſon, war er mehr als wohlthätig für Fremde. Jeden Winter ließ er Holz austheilen, beſchützte überhaupt die Armen, war ohne Nachſicht für jeden Betrug, kurz, liebte alle Menſchen, außer ſeine Kinder, die er mit dem Stricke und dem Stocke erzog, daß ſie zitterten, wenn er nur in die

Stube trat. Dabei war er derb bis zur Grobheit und stolz auf seine Meinung. Er wäre im Stande gewesen, einen Menschen auf der Stelle vom Baume herabzuschießen, der ihm eine Kirsche gestohlen hätte, und wiederum gab er einem Armen oft alles Geld, das er bei sich hatte. Es lag etwas grauenhaft Räthselhaftes in seinem Charakter, er war zu einem Despoten geschaffen. Dabei verzieh er nie Einem, der ihn beleidigte, und gab den letzten Heller dem, der ihm Recht in seinen Meinungen gab. Fritz, der ein Auge auf Gertrude geworfen hatte, hatte ihn studirt, und somit ward sie ihm wider ihren Willen versprochen, aber das Sprüchwort sagt auch: man hängt den Dieb nicht, wenn man ihn nicht hat, und Gertrude hatte etwas von dem festen, halsstarrigen Charakter ihres Vaters.

Acht Tage später wurde Mathieu aus der Pension geholt, in der Absicht, ihn in eine französische Stadt zu schicken. Spanier, der mit zehn Pfund Kaffee noch hatte zu seiner Gertrude laufen wollen, wurde unterwegs von einem Zolljäger erschossen. So endigt die Treue auf dieser Welt!

V.

Udilie, das Herzens- und Schmerzenskind, wuchs täglich an Schönheit des Körpers und der Seele. Wir Bauern wiſſen, daß oft die ſchönſten Blumen auf einem Düngerhaufen kühn emporblühen; ſo giebt es auch geiſtige Blumen. Ihre Stiefmutter und Muhme war ein würdiges Seitenſtück zu dem Maire in Hatten, mit Ausnahme, daß ſie ſeine Tugenden nicht beſaß. Dina war witzig, beißend, ſie hatte das ſchärfſte und geſchliffenſte Mäulchen im Dorfe und wurde daher gefürchtet, das heißt, man liebte ſie aus Furcht, aber in ihrem Hauſe war ſie böſe ohne Witz und tyranniſch ohne Salz. Sie bemeiſterte vollkommen ihren Theologen, ſo daß dieſer es nicht wagte, Udilien, die er herzlich liebte, nur ein ſchmeichelhaftes Wörtchen zu geben, da ſie ihm vorwarf, er liebe das Kind ſeiner frühern Frau mehr als die ihrigen. Udilie ſelbſt mußte beſtändig die Kindsmagd machen, ſie verſorgte die Küche, ſie reinigte das Haus, das ihr Vater erſt mit ihrem Gelde gebaut hatte, ſie ſpann das Tuch

für Hemden und Linnenzeug, kurz sie that alles, und Dina, ihre Mutter, ging spazieren, läſterte und spottete über alle Dorfbewohner, und wenn sie übler Laune war, kehrte sie zurück nach Hause, um Udilien mit Scheltworten und Flüchen zu überhäufen. Es war ein Glück noch für das gute Mädchen, daß sie den Muth nicht hatte, sie zu schlagen. Die Qual Udiliens war um so größer, da die Mädchen, Kinder ihres seligen Großvaters und nun ihre innigsten Gespielinnen, ihr deutlich ihre Lage auseinandersetzten, woraus sie ersah, daß ihre Stiefmutter eher von ihr, als sie von ihr abhängen sollte. Dennoch schwieg sie, erduldete alle Erniedrigungen, in Gegenwart ihres Vaters und Vormundes und bedauerte nur ihn selbst, so unter dem Pantoffel eines sogar noch häßlichen Weibes zu sein.

Eine weit größere Qual aber ist es für ein Kind, sich, ehe es in die Mädchenwelt tritt, schon so gebunden zu sehen, daß man ihm jeden Tag seinen künftigen Gatten auf dem Teller präsentirt, der somit allen Reiz verliert, und wäre er noch so schön und trefflich, daß man

die erſten Flügel ſeines Herzens, ſo zu ſagen, ſchon abſtutzt, damit es nicht weit fliegen kann. Dieſer Qual aber war Udilie täglich und immer dringender ausgeſetzt.

Ich habe Dina und Udilien ſelbſt gekannt, will es daher verſuchen, ſie ſo gut als möglich zu ſchildern.

Dina war, was die Städter gewöhnlich ſchlank und die Dorfbewohner ſo mager wie ein Beſenſtiel nennen, ihr Geſicht war franzöſiſch, das heißt, klein und rund, ihre Naſe ſpitz, dabei pockennarbig und braun von Geſichtsfarbe, hingegen hatte ſie ſchönes Haar, ſchöne weiße Zähne, ein feuriges, kleines Auge und einen hübſchen Fuß. Anders war Udilie, die die Grenzlinie zwiſchen Kind und Jungfrau frühzeitig erreicht hatte. Ihr Wuchs war nicht ſchlank, aber proportionirt, wie der einer Wachspuppe, ihre Bruſt konnte ſich bereits nicht mehr verbergen, das blaue Auge ſchien mit ihr immer mehr Feuer zu erhalten, indem ihr Blick zugleich ſchüchterner wurde, gleichſam als ſchämte ſie ſich ihrer Gefühle. Sie erröthete plötzlich

bei der geringsten Anspielung auf Mathieu, von dem sie bereits schon sechs Jahre hörte, sie hatte ein Grübchen in der rechten Wange, so oft sie lächelte, aber wenn sie lächelte, sah man ihre schlechten Zähne, und das wußte sie bereits und gestand es. Ihre Haare waren dunkel blond und üppig bis zur Verlegenheit; wenn sie sich Zöpfe machte, so konnte sie dieselbe um ihren Leib schlingen und hinten auf dem Rücken wie ein Halstuch zuknüpfen, der Hals war frei und weiß, wie das Fleisch einer Jungfrau, denn so weiß wie Schnee war er denn doch nicht, die Lippen waren roth und schnippisch aufgeworfen, die Nase stumpf aber herausfordernd, eine ächt elsäßische Nase, die Stirne schmal und bedeckt, aber der Haarwuchs so symetrisch, als wäre er mit einem Zirkel abgemessen; wenn sie ging, so sah man ihre Grazie nicht so, als wenn sie lief, weil sie alsdann gebückt wie ein Engel zu fliegen schien; sie hatte übrigens einen kleinen Fuß. Eine besondere Eigenschaft an ihr war, daß sie bei der geringsten Beschäftigung einen Fehler machte, und wenn sie etwas genau

beobachtete, legte sie ihr schönes Köpfchen auf die rechte Hand und sah so neugierig drein, wie ein Kind von sechs Jahren. Sie war übrigens sehr neugierig, der einzige Fehler, den sie hatte, den man aber schon ihrer Nase ansehen konnte. Von der Seite betrachtet, war sie nicht so schön, als von der Fronte, und wenn sie ein Fremder betrachtete und sie gerade nicht beschäftigt war, steckte sie ihre Hände in die Schürzentaschen, gleichsam als wüßte sie nicht, wo sie sie hinthun sollte. — So war Udilie. Ich vergaß zu sagen, daß sie blaß von Gesichtsfarbe war.

VI.

Im Dorfe Schirrhoffen hatten seit einigen Jahren die Bewohner und der Luxus fürchterlich zugenommen; leider nimmt die Tugend und die Wahrheit nicht mit der Bevölkerung zu und sie sind eben deßwegen so theuer, weil sie sehr selten sind. Man fühlte schon das Bedürfniß eines französischen und eines Tanzlehrers im Dorfe. Im Elsaß ist der wahre Unterricht

deßwegen so selten, weil die deutschen Bewohner sich für gebildet halten, wenn sie ein wenig Französisch verstehen, als wäre man in der Bildung fortgeschritten, wenn man statt Mutter gieb mir ein Stückchen Brod, maman donnez moi un morceau de pain sagen kann. Der Elsäßer ist und bleibt ein Deutscher, und wenn er noch so sehr französirt ist, flucht und liebt er auf deutsch.

Zum Lehrer im Französischen fand sich ein Deutscher, zum Tanzmeister ein Franzose, jener blieb im Dorfe, der andere kam aus Hagenau zwei Mal in der Woche. Udilie und ihre Gespielinnen genoßen den Unterricht beider, der Vater wollte aus ihr ein feines Mädchen machen, die Mutter, die alle und jede Ausgabe für sie aufschrieb, um sie ihr später abzurechnen, betrachtete dieß als eine gute Speculation. Man sagt gewöhnlich, daß die Schülerin zur Geliebten wird, ich glaube aber, daß manche Geliebte die Geliebte nicht sein würde, wenn sie erst die Schülerin wäre. Udilie lernte jedoch das Französische mit vieler Leichtigkeit, im

Tanzen war sie die erste, aber es ist auch wahr, daß sie manche besondere Stunde mit ihrem französischen Lehrer spazieren ging, und daß ihre Mitschülerinnen, wenn sie ihre Lektion besser konnte, ihr dieß vorwarfen. Der Lehrer war ein junger Mann aus Baden-Baden, Namens Gottlieb, der früher lang in Paris gewesen war und wie durch Zufall in Schirrhoffen blieb, in dem es bereits von schönen Mädchen wimmelte. Er hatte es übrigens nicht nöthig, Stunden zu geben, die ihm noch obendrein schlecht bezahlt wurden, da er einen reichen Oheim hatte, dessen Erbe er war, aber er gefiel sich nun einmal in dem Dorfe, wo es sich so wohlfeil lebte, obschon einige behaupten wollten, er hätte ein Auge auf Udilien geworfen.

Während Kauser sein neues Haus baute, arbeitete ein junger Schreinergeselle in dem Hause, der, obwohl der jüngste von Allen doch der gescheideste war. Anton, so hieß er, war von Sauflenheim gebürtig, hatte sehr arme aber honnette Eltern und galt für ein Muster der jungen Arbeiter. Dieser Jüngling hatte sich

dergestalt in Udilie verliebt, daß er krank wurde. Da er es ihr nicht zu sagen wagte, wohlwissend daß sie erstens zu reich und zweitens ihrem Vetter Mathieu versprochen war, so entfernte er sich gleich nach seiner Genesung, ohne sich wieder im Dorfe sehen zu lassen. Es war dieß jedoch kein Geheimniß, das ganze Dorf wußte es, und Udilie, unschuldig wie sie war, mochte ihn wohl leiden. Die Einen lachten ihn aus, die Andern bemitleideten ihn, besonders aber spottete Gottlieb sehr oft über den armen Schreinergesellen, der sich in ein Mädchen, das 15,000 Thaler reich sei, verliebte. Wir sehen bereits, daß es unserer Udilie nicht an Freiern fehlte, aber diese Freier verursachten ihr später so manchen Verdruß. Doch, ich merke so eben daß wir fast Mathieu und Gertrude vergessen haben. Die Unglücklichen vergißt man immer am ersten.

VII.

Mathieu, der von Hatten zurückkam, ſollte nun nach Frankreich reiſen, und zwar aus zwei Urſachen, erſtens weil er ſich mehr im Franzöſiſchen ausbilden, und zweitens weil er Gertrude vergeſſen ſollte. Er widerſetzte ſich dem Willen ſeiner Eltern nicht, und erklärte ſich bereit, die Reiſe nach Metz oder Nanzig anzutreten, und zwar ohne Gertrude mehr zu ſprechen. Sein Bündelchen war bereits geſchnürt und auf die Poſt gelegt um es poste restante abzuholen, ſein Vater gab ihm 300 Franken in die Taſche, und ſeine Mutter fügte noch 100 ins Geheim hinzu, das halbe Dorf begleitete ihn bis faſt nach Biſchweiler, und ſomit nahm er unter Thränen Abſchied von ſeinen Verwandten, unter denen Udilie ſich zwar befand, der er aber kein Wörtchen mehr als irgend einem Fremden ſagte und die ſonderbarerweiſe darüber auch gar nicht beleidigt ſchien. Er hatte bereits ſeine Wanderſchaft bis nach Zabern angetreten, nicht ohne

seinem Beutel wacker zuzusprechen, denn obschon er ein schlanker, ausgewachsener Junge war, so hatte er doch noch nie so viel Geld in seiner Gewalt gehabt. Unterwegs dachte er an seine neuen Bekanntschaften, die er in Metz machen sollte, an seine neuen Lehrer, die er sich selbst wählen durfte, an seine schönen Briefe, die er nach Hause schreiben wollte, und endlich an ein Mittel, um Gertruden sagen zu können, daß er sie noch immer liebe, und auch fortan lieben werde. In Zabern blieb er einen ganzen Tag, und hatte allerhand Grillen, so z. B. wollte er sich ein Pferd kaufen, um bis nach Metz reiten zu können, wähnend, die 400 und etliche Franken seien gar nicht durchzubringen. Endlich jedoch machte er sich zu Fuße auf den Weg, und beschloß, sich in Pfalzburg einen Kameraden bis nach Metz aufzusuchen. Ich setze voraus, daß meine Zuhörer schon etwas von der Zaberer Steig gehört haben, dieser Grenze des Elsaßes, allwo auf der Höhe der Steig, oder besser des zwei Stunden hohen Berges, das Dorf Quatre-vents liegt, wo eigentlich das wahre Frankreich

und die franzöſiſche Sprache anfangen. Dort wagte Stanislaus den gefährlichen Sprung mit ſeinem treuen Pferde, und dort bewahrt man noch das Zeichen in dem Felſenſtein zum heiligen Andenken auf. Wenn man auf dem Berge ſteht, überſieht man das ganze Elſaß, die Häuſer der verſchiedenen Dörfer ſpeien wellenartig ihren Rauch aus, als wären ſie nur der Aufenthalt einer großen Gemeinde, der Straßburger Münſter guckt neugierig über ſie hervor, und hinter ihm ſchwimmen die Gebirge von Baden, wie Nebel in dem weiten Horizonte. Ein ſcharfes, geübtes Auge kann ſogar die Dörfer, die nicht gerade in tiefen Thälern liegen, genau bezeichnen, und der Elſäßer verläßt dieſe Stelle nicht, ohne wenigſtens das letzte thränende Lebewohl ſeinem lieben Vaterlande zugeſchickt zu haben. Mathieu war nicht wenig erſtaunt, als ſich dieſer erhabene Anblick vor ihm ausbreitete; ihm zu Füßen dachte ſich der ungeheure Wald des Berges regelmäßig bis nach Zabern ab, ſo daß er glaubte, man könne ſich gerade auf den Spitzen der Bäume hinab-

gleiten laſſen, weiterhin erkannte er das fruchtbare Ackerland. Dort, ſagte er ſich, dort muß Hagenau liegen, dicht neben dran Schirrhoffen, und hart neben dieſem Hatten, o Hatten! und dort iſt Gertrude, vielleicht in Fritzens Armen. Es durchzuckte ihn etwas, wie ein ſchaurig wehmüthiger Gedanke, er fühlte ein Drücken auf der Bruſt, es fehlte ihm Luft, und um dieſe ſich zu verſchaffen, kletterte er auf eine lange Fichte, um vielleicht auch den Thurm von Hatten zu erblicken. Er blickte lange nach dieſer Seite, endlich aber ließ er ſich ſchnell den Baum entlang herabgleiten, fiel auf die Erde und fing bitterlich an zu weinen. Welches Weh hatte ihn ergriffen? Er wußte es ſelbſt nicht, es war nicht allein der Gedanke, Gertrude verlaſſen zu müſſen, war ſie doch Braut, ſondern es war das Heimweh, das ihn ſo plötzlich wie eine anſteckende Krankheit ergriff. Bereits hatte er zwei Stunden geweint, ohne ſich leichter auf dem Herzen zu fühlen, als er beſchloß, ſeinen Weg fortzuſetzen. Sie werden mich auslachen, dachte er, ſie werden meiner ſpotten, und ſomit

richtete er ſich von Neuem auf, um nach Quatre-vents zu gelangen, aber ſeine Beine verſagten ihm den Dienſt, er ſtürzte mehrere Male zuſammen, und nun brach gar der Abend an. — Da mit einem Male erhob er ſich, drehte Frankreich den Rücken und lief in einem Anſatz den zwei Stunden langen Berg in einigen Minuten hinab. Jeder Baum, jedes Geſträuch ſchien ihm Beifall zu nicken, der Bettler auf der Straße, dem er im Hinaufgehen einen Sous gegeben, reichte ihm die Hand zum Willkomm, und als er endlich Zabern wieder ſah, ſo athmete er neu auf, als hätte er wie Columbus ein neues Land gefunden.

So kam er wieder in ſeinem Gaſthauſe an, deſſen Wirth nicht wenig ſtaunte, ihn ſchon wieder zu ſehen, und ſich einen Spaß erlaubte, der ihm ſehr zu Herzen ging. Die Leute, dachte er, haben nie ihr Vaterland geliebt, und legte ſich zu Bette. Den andern Morgen aber war guter Rath theuer, denn die Schande abgerechnet, waren auch bereits ſeine Kleider in Metz, er verſuchte es daher noch ein Mal, die Steige zu betreten, aber es ging nicht, er fühlte ſich

zu ſchwach. Er hielt ſich hierauf einige Tage in Zabern auf, und begab ſich dann nach Maßmünſter, einem Dorfe, das jetzt Marmoutier heißt, wo ſehr viele reiche Juden wohnen, und wo ſich eine bedeutende franzöſiſche Anſtalt für junge Leute befand. Dieſe Idee ſchien ihm ſehr gut, er ſchloß einen Accord mit dem Obervorſteher der Schule, um als Extern die Lectionen mit anzuhören, miethete ſich ein Logis, beſchloß, recht fleißig zu ſein, und, nachdem er nach Metz um ſeine Kleider geſchickt hatte, war er Willens, nach Hauſe zu ſchreiben, obſchon ihm dieß ein Bischen ſchwer ankam.

Als der Brief im Dorfe Schirrhoffen anlangte, verſammelte ſich die ganze Familie, um die merkwürdigen Abenteuer der Reiſe und eine Schilderung von Pfalzburg, Lüneville, Blamont, Nanzig und Metz zu leſen, aber ſchon die Ueberſchrift lautete: Marmoutier, den 2. Mai. „Marmoutier," ſagte Dina, „wo liegt das, bei Metz etwa?" Die Mutter wußte auch keinen Beſcheid, beſonders, da die erſte Phraſe lautete: „Ich berichte Euch, liebe Eltern, mit Vergnügen, daß

ich hier gesund und wohl erhalten angekommen bin.“ Man rief den Lehrer im Französischen, da Udilie selbst nicht wußte, wo Marmoutier lag. Dieser las den Brief, und sah gleich, was vorgegangen war. „Das ist Maßmünster,“ rief er, „da ist er, und will er bleiben.“ „Maßmünster,“ riefen alle, indem sie die Mäuler aufsperrten. „Maßmünster, bei Zabern, sieben Stunden von hier? — Nicht möglich,“ sagte Udilie, „es muß zwei Maßmünster geben, oder besser zwei Marmoutier.“ — „Maßmünster bei Zabern,“ erwiederte kalt der Lehrer, der eine innere Freude an dieser Begebenheit hatte, „lesen Sie nur den Brief, und Sie werden sich davon überzeugen.“

„Jesus Maria,“ schrie Dina, „wie kommt er denn dahin?“ Aber das wußte Niemand, denn er hatte seine Scene auf der Steige keineswegs erzählt, sondern rühmte seinen Lehrer, seine Kameraden und seinen Fleiß. „Die Sache ist erklärlich,“ sagte der Vater, „ich kann mir schon denken, warum er im Elsaß bleiben will.“ „Schreibe ihm Vater,“ versetzte Dina, „ein

anderes Mal möge er selbst kommen, seine Briefe vorlesen, und sich die Antwort schreiben. Für Marmoutier ist die Post nicht erfunden worden." Der Lehrer und Udilie entfernten sich, indem jeder seine Bemerkungen machte; es ist nicht zu läugnen, daß Mathieu viel in den Augen Udiliens dadurch verlor, da sie es seiner Furchtsamkeit zuschrieb, die Familie jedoch beschloß, ihn in Marmoutier zu lassen, und an seine Vorgesetzten zu schreiben, und sein Vater nahm sich sogar vor, ihn nächstens zu besuchen, um die Wahrheit zu erfahren. Als Gertrude erfuhr, Mathieu sei nur bis Maßmünster gekommen, schöpfte sie neue Hoffnung, und beging gegen ihren Bräutigam einige Grobheiten mehr als gewöhnlich.

VIII.

So zart und innigfühlend Gertrude in der Liebe war, so heftig und derb war sie in ihrem Grolle; man kann sagen, daß sie in der Liebe als Stadtmädchen und im Hasse als Dorfmädchen

erſchien. Es iſt dieß kein ſeltenes Phänomen, die Liebe iſt die erſte Beförderin und Lehrerin in der Verfeinerung der Sitten und der Gefühle. Fritz jedoch duldete alle ihre Grobheiten, und hütete ſich wohl, etwas ihrem Vater zu ſagen, denn Fritz war ſo ein halbgebildeter Fleckennotarius, der, wie die Bauern ſagen, weder Fiſch noch Fleiſch war, übrigens ſchön von Geſtalt, und artig im Benehmen. Eines Abends, als Gertrude eine Kunkelſtube beſuchte, wo ihr Rädchen das reichverzierteſte, und ihr Hanf der feinſte war, trat Fritz wie gewöhnlich, einen guten Abend wünſchend, in die Stube. Gertrude hatte an demſelben Tage Nachricht von Mathieu erhalten, aber nicht etwa von ihm ſelbſt, ſondern ſie erkundigte ſich bei einem Bettler, der von Maßmünſter kam, und der ihr allerhand Wahres und Lügenhaftes für zwei Sous erzählte. Einige Tage früher hatte ſie ſich von einer Zigeunerin wahrſagen laſſen, die ihr deutlich herausſagte, ſie bekäme ihren Liebſten nicht, aber auch den nicht, der ſie mit Gewalt zur Frau haben wollte. Seit dieſer Zeit war Gertrude übler Laune, und

Fritz mußte es büßen. „Guten Abend, meine Gertrude," ſagte er laut, nachdem er allen andern beſonders freundlich zugenickt hatte, aber Gertrude antwortete nicht. „Nicht einmal einen guten Abend wünſcheſt Du mir?" ſagte er endlich. — „Ich ſpreche nicht mit dem Munde das aus," erwiederte ſie, „was ich nicht im Herzen denke." — Fritz und die ganze Geſellſchaft ſtutzten. Solche Auftritte ſind auf dem Dorfe nichts Seltenes, und da alles, was Gertrude dieſer Art Fritzen allein geſagt hatte, nichts nützte, ſo beſchloß ſie, ihm das Doppelte in Gegenwart ſeiner Kameraden und ihrer Geſpielinnen zu ſagen. Fritz, der aber an dieſe Ausfälle gewöhnt war, ſagte darauf: „ich weiß Gertrude, daß dieß nur ſo Redensarten ſind, Du liebſt mich doch." — „Ja," verſetzte ſie ſchnell, „unter einer Bedingung, wenn du mich haſſen willſt. Das ganze Dorf weiß, wen ich liebe, Fritz, und wenn Du ein Ehrenburſche wäreſt, ſo würdeſt Du ſchon längſt meinem Vater die Wahrheit geſagt haben, denn ſiehſt Du, ich ſage es Dir hier frei heraus, ſollte der mich auch zwingen, Dich zu heirathen, an mir

beißeſt Du Dir keinen Zahn aus, ich fürchte weder Deine Kraft noch Deine Stärke, das weißt Du; wenn ich nicht will, ſchlägt mich der Vater nicht einmal, ich bin ſtärker als er und Du zuſammen. Aber Dir ſage ich es voraus, daß ich Dir die erſte Nacht Hände und Füße binde und Dich an die Wand hänge, wie jenes Weib in Worms, von dem unſer Kalender erzählt. Glaubſt Du's nicht, komm her, wir wollen miteinander ringen, wenn Du mich auf den Boden wirfſt, ſo bin ich Dein Weib und zucke nicht mehr, werfe ich Dich hingegen hin, ſo thuſt Du was ich Dir befehle. Dieß ſagend, ſchleuderte ſie das Spinnrädchen mit dem Fuße weg, und richtete ſich in ihrer ganzen Größe auf. Bravo, riefen alle, die gegenwärtig waren, das heißt geredet wie ein Mann. Fritz, pack an, oder Du biſt das Spottſpiel des ganzen Dorfes. Kalter Schweiß rann ihm den ganzen Körper entlang, er wußte, daß er ihr noch keinen Kuß rauben konnte, ſie hatte ihn ſchon einmal auf dem Heufelde auf die Erde geworfen. Gertrude war nur ſchwach wenn ſie der Vater ſchlug, da blieb ſie ſtehen,

legte die Arme übereinander, und ließ auf sich hauen, bis der Arm des Vaters ermüdete, dann brach sie gewöhnlich zusammen, weil sie während des Aktes, alle ihre Muskelkraft mit Gewalt zusammengezogen hatte, aber sonst war es gut bekannt, daß sie die wildesten Pferde taumelte, und schon in ihrem siebenzehnten Jahre die stärksten Bursche im Dorfe zum Ringen herausforderte, zur großen Freude Järis, ihres Vaters, der oft den Grundsatz äußerte, daß er sie so durch seine Strenge und seinen Strick abgehärtet habe. Allons Fritz, rief Gertrude, schämst Du Dich mit Deiner Hochzeiterin (so heißt die Braut im Elsaß) zu ringen, es ist doch das erste Mal nicht. Dieß wirkte. In einem Nu hatte er seinen Rock ausgezogen, machte sich Platz, und packte sie um den Leib. Gertrude, sich nicht lange besinnend, ergriff ihn mit dem linken Arm und stürzte ihn auf den Kopf. Im Schwung aber umschlang er ihren Hals mit seinen Armen und gab ihr einen Kuß.

Dieß kam unverhofft, auch war sie wüthend darüber, und kneipte ihm den Arm so derb, daß

er laut aufſchrie und ſie fahren ließ. Dieß konnte als der erſte Gang gelten, wo beide Sieger und Beſiegte waren. Ich verbitte mir das Küſſen, ſagte Gertrude, die ihr Mieder auszog, hätte ich daran gedacht, ſo wäre es nicht geſchehen, Du kommſt mir bei zwei Schritt nicht mehr ſo weit, und damit ergriff ſie ihn jetzt um den Leib, indem ſie mit der Rechten den obern Theil ſeines Körpers von ihrem Geſichte zurückzuhalten ſuchte. Fritz aber war nicht ſchwach, er ſuchte ihr ein Bein zu ſtellen, drückte ſie ſogar feſt an ſich, um ſie dann ſchnell zurückzuſtürzen, aber er hatte nicht Zeit dazu; in einem Schwung hob ſie ihn in die Höhe, und ſchleuderte ihn rieſenartig auf ihre Freundin, indem ſie ausrief, da Kathinka nimm Du ihn, Du haſt ihn doch lieber als ich. Kathinka und Fritz lagen bereits nebeneinander auf der Erde, ſo ſtark und heftig war der Wurf, die ganze Geſellſchaft hielt ſich die Seiten vor Lachen, Gertrude ſchleuderte ihr Haar mit einer Kopfbewegung auf den Rücken, und ſuchte ſie friſch zu ordnen. Kathinka erhob ſich, und klagte über Rippenſchmerzen, und Fritz wurde nun endlich

auch unter lautem Gelächter aufgehoben. Na, Fritz, sagten die anwesenden Bursche, was thust Du jetzt? Meinst Du, wir erzählen es dem Järi nicht? Ich thue was Gertrude will, versetzte er, indem er seinen Rock anzog, denn ich liebe sie noch um desto mehr, gerade weil sie stärker ist als wir. Ihr aber, die Ihr mich neckt, mit Euch nehme ich es noch auf, denn Ihr wißt sehr gut, daß nur Gertrude allein mich so wegschleudert. Aber Gertrude war eher besiegt als Siegerin. Ein Weib ist immer ein Weib; sie sah, wie sehr sie Fritz liebte, wie er alle und jede Beschimpfung geduldig aushielt, und dieß ging ihr doch zu Herzen. Ihre Abneigung ging in Mitleiden über. Komm her, Fritz, sagte sie, jetzt darfst Du mir einen Kuß geben, und mich nach Haus begleiten. Morgen stelle ich Dir meine Bedingungen, und Fritz ließ sich's nicht zweimal sagen, und küßte Gertrude mit Zärtlichkeit, zum Erstaunen aller Anwesenden, die das gar nicht begreifen konnten. So ist der Mensch, das Menschliche setzt ihn mehr als das Unmenschliche in Erstaunen und Verwunderung.

IX.

Im Dorfe Schirein, dem Oberdorfe von Schirrhoffen, war ein großes Fest. Die neue katholische Kirche wurde eingeweiht. Katholiken, Protestanten, Juden, Pietisten, es giebt im Elsaß besonders in Bischweiler viel Pietisten, alles nahm Antheil, wenn auch nicht an der Ceremonie selbst, doch an den Festlichkeiten, die ihr folgten. Eine reiche Judenhochzeit wurde ohnedieß in Schirrhoffen in derselben Woche begangen, und somit wurde eine ganze Woche hindurch geschmauft, getanzt, getrunken und geschlagen; denn letzteres fehlt nicht im Elsaß, wo man das ganze Jahr hindurch fast immer walzt und galoppirt, bis oft die Spielleute auf ihren Bänken vor Müdigkeit einschlafen. Alles strömte daher nach Schirrhoffen, ganze Caravanen auf Bauernwägen bedeckten die verschiedenen Feldwege, rothe Taschentücher flatterten als Fahnen über ihnen her, und schöngeputzte Jungfrauen neben schmucken Burschen wetteiferten miteinander, um die Blicke der

Neugierigen auf sich zu lenken. Pistolen- und Flintengeknall ertönte von allen Seiten, und wenn diese schwiegen, hörte man die disharmonischen Töne der Flöten und Clarinetten. Die erste Frage, die sich die Mädchen auf den Dörfern umher machten, war: „gehst Du nach Schirrhoffen?“ und die erste Bitte an ihre Eltern war: „ach lassen Sie mich doch auch nach Schirrhoffen gehen;“ Gertrude nun wollte diese Gelegenheit benutzen, um Udilien zu sehen, sie befahl daher Fritzen, diese Erlaubniß von ihrem Vater zu erhalten, der sie auch gern gab, da doch Mathieu nicht zu Hause war, und er am Ende gern mit seiner Tochter und seinen Rappen stolzierte. Wie groß war also das Staunen der Mädchen in Hatten, als sie den andern Morgen Fritz und Gertrude nebeneinander auf einem offenen Wägelchen, das im Elsaß char à banc heißt, durch die Gassen rollen sahen. Fritz knallte wie ein Postillion, und die schönen Rappen des Maire's trabten dahin wiehernd und schnaubend. Gertrude hatte sich wie zu einem Hochzeitstage herausgeputzt, und nickte auf beiden Seiten ihren Gespielinnen zu.

Im Dorfe angelangt, ließ ſie gerade bei Mathieu's Eltern einkehren. Dieſe waren nicht wenig überraſcht, als ſie ein fremdes, ſchön geputztes Mädchen, von einem ſtädtiſch gekleideten Herrn begleitet, die ſie nie geſehen hatten, ſo mir nichts dir nichts in ihren Hof fahren und ausſteigen ſahen, ſie machten aber noch größere Augen, als Gertrude in ihr Wohnzimmer, das voll von Fremden war, trat, und ihren Bräutigam vorſtellte. „Ich heiße Gertrude," ſagte ſie kurz, „bin des Maire's von Hatten Tochter und die Geliebte Ihres Mathieu's, wenigſtens geweſen." „Heilige Maria," ſchrie Mathieu's Mutter auf, „das iſt die Gertrude," und fiel ihr um den Hals und küßte ſie, denn es war immer ein Vergnügen für ſie, ein ſo wackeres Mädchen von ihrem Sohne geliebt zu wiſſen, und dann war ſie im ganzen Elſaß als tugendhaft und was dort faſt noch mehr, als ein ſehr reiches Mädchen bekannt. Der Vater Mathieu's drückte ihr die Hand, hieß ſie willkommen und befahl ſeinem Knecht, die Rappen auszuſpannen und ſie gut zu füttern. „Wo iſt Ildilie?" fragte Gertrude vor Allem.

„Ach was wird die ſich freuen!“ ſagte die Alte, dachte es aber nicht, denn ſchon geſtand ſie ſich, daß wenn Gertrude auch nicht ſo ſchmachtend wie Udilie war, ſie doch eher ein Held, ein Rieſe neben ihr erſcheinen mußte, ohne noch zu gedenken, daß ſie kühner und herausfordernder war. „Ich will ſie gleich holen laſſen,“ ſagte der Alte und ging zur Stube hinaus, in der That ging er aber ſelbſt zu ihr und befahl ihr, ſich tüchtig herauszuputzen, da ſie eine ſtarke Gegnerin habe, und Fritz eigentlich gar nicht gezählt werden könnte. Udilie gehorchte, aber während ſie ihre Toilette beſorgte, machte ſich Dina, ihre Stiefmutter, die ganz andere Abſichten hatte, auf den Weg zu Gertrude. „Willkommen,“ ſagte ſie ihr, indem ſie einen Knicks machte, Gertrude aber antwortete kaum, da ſie mit Mathieu's Mutter gerade im Geſpräche war. „Mutter,“ ſprach Dina, „ſage Gertrude, daß ich Deine Tochter, oder beſſer, Mathieu's Schweſter bin, ſonſt hört ſie mich doch nicht an, da ich wegen meiner Perſon allein gar keinen Werth zu haben ſcheine.“ „Sie heißen Dina?“

ſagte Gertrude. „Ja," war die Antwort. „Sie konnte Mathieu am wenigſten leiden," verſetzte Gertrude kalt, „und da ich Mathieu beſſer kenne, als Ihr alle zuſammen, ſo glaube ich, daß er ſeine Urſachen hatte, ich mag daher auch nichts mit Ihnen zu thun haben." Dina erblaßte vor Wuth, die Mutter ſtutzte. „Sie ſehen," fuhr Gertrude fort, „ich bin geradezu wie mein Vater, ich bin zwar Braut, aber ſo lange ich nicht majorenn bin, habe ich keinen Willen und ich zähle erſt zwanzig Jahre, ich habe jedoch noch nicht auf Mathieu verzichtet, der eben mein Alter haben wird, aber das verſichere ich Sie, Madame Kauſer," fügte ſie ſtolz hinzu, „wenn ich auch das Glück hätte, Ihre Schwägerin zu werden, Sie dürften mir nicht über die Schwelle, und bloß deßhalb, weil ich weiß, daß Sie Udilie mißhandeln." „Sind Sie deßhalb hierher gekommen," ſchrie Dina auf, „ſeht nur einmal das große Mädchen an, das den Herrn nachläuft, und ſich alle Tage von ihrem Vater ſchlagen läßt. Wahrſcheinlich kamen Sie her, um drei Tage Ruhe zu haben, oder um etwas Gutes

zu essen zu bekommen; denn, wie ich höre, ißt man bei Järi Friedrich kein Weißbrod zum Fleisch, sondern Schwarzbrod zum Schwarzbrod."

„Das ist eine Lüge," antwortete Gertrude, „unsere Rappen haben eine schönere und fettere Brust, als Manche, die behaupten, sie essen Weißbrod, vielleicht, wenn jene Leute Hafer äßen, würden sie fetter und nicht so boshaft sein." Das war zu arg von einem Mädchen, das die Gastfreundschaft auf eine so sonderbare Weise mißbrauchte, auch weinte Dina vor Wuth und konnte nicht mehr antworten. Der Alte hatte freilich dem Streite zugehört, aber er ergötzte sich daran und rief immer: „Gis, Gis," so wie man Hunde hetzt. „Ich habe Respekt vor Dir Gertrude," sagte er endlich, „so eine Frau wünschte ich mir, und Du Dina," fügte er hinzu, „Du hast hier Deinen Mann gefunden. Am besten ist's, Du schweigst und suchst Frieden zu machen." In diesem Augenblick trat Udilie ein. Gertrude saß wie eine Königin so stolz, und fragte, wer dieß sei, Udilie näherte sich bescheiden und bewillkommte sie herzlich. Dieß

ſetzte Gertrude ein wenig in Erſtaunen, dennoch zweifelte ſie, ob es Schlauheit oder Offenherzigkeit war. „Komm Udilie," ſagte ſie endlich, „wir gehen ſpazieren in den Wald, ich habe Dir Vieles zu ſagen." Udilie erröthete bis über die Stirne, erklärte ſich aber bereit ihr zu folgen, und ſomit verließen ſie das Zimmer. „Das iſt ein Teufelsmädel," ſagte der Alte, „und ich weiß gar nicht wie Mathieu den Muth hatte, ein ſolches Mädchen zu lieben." „Das iſt", ſagte Dina, „eine böſe Hexe, ein ungezogenes Ding." „Sag das nicht noch einmal," verſetzte der Vater, „ſie fürchtet uns Alle nicht, ich zittere ordentlich vor ihr, wenn ich ſie ſehe; ſie ſoll ſechs Mann nicht fürchten." „Sie iſt ein Muſter von einem Mädchen," ſagte endlich die Mutter, „ſo heftig ſie iſt, ſo treu und gottesfürchtig iſt ſie. Wenn ſie von Mathieu ſpricht, ſo hat ſie die ſüßeſten Worte für ihn und mich, und ich wollte, der alte Järi willigte ein, ſie müßte ihn haben." „Und Udilie?" ſagte Dina. „Udilie," verſetzte dieſe, „ich glaube Udilie liebt Mathieu nicht, und Gertrude kam deßwegen hierher, um die

Wahrheit zu erfahren." „Was soll mir die Liebe," rief Dina, „das ist gut für die Stadtleute, die weiter nichts zu thun haben, aber wir Dorfleute dürfen nicht lieben. Habe ich meinen Mann geliebt? Ich habe ihn doch heirathen müssen, und ehe ich noch sechszehn Jahre alt war. Nein, sie darf den Mathieu nicht haben, und kostete es meinen Kopf, ich schreibe heute noch an ihren Vater nach Hatten, damit er sie mit der Peitsche holt." „Wenn Du eine Sylbe schreibst," versetzte der Vater, „so kommst Du mir nicht mehr ins Haus. Gertrude ist übrigens Braut und ihr Bräutigam ist, wie ich sehe, nicht einen Finger von ihr werth. Am Ende ist mir Udilie ganz gleichgültig, Gertrude ist noch reicher." „Aber vergeßt Ihr," fuhr Dina fort, „daß mein Mann jedem Andern außer Mathieu Rechenschaft von seiner Vormundschaft ablegen muß, vergeßt Ihr, daß Ihr mich gezwungen habt, ihn zu heirathen; daß ich selbst auch verliebt war, daß ich bereits fünf Kinder von ihm habe; und daß endlich von den 15,000 Thalern keine 700 mehr in baarem

Gelde da sind? Wenn Ihr das vergeßt, so vergeßt Ihr, daß Ihr meine Eltern seid. Ihr habt mich einmal ins Unglück gestürzt, wollt Ihr mich bettelarm machen? Dieß aber geschieht, sobald Udilie majorenn wird, und einen Andern als Mathieu heirathet. Euer Sohn muß Eurer Tochter helfen, merkt Euch das," schrie sie wüthend, indem sie die Thüre in die Hand nahm, „wo nicht, so stürze ich Euch Alle in ewige Schmach und Schande, so geht Ihr Alle mit mir nach Straßburg vor die eichenen Bänke. Ihr kennt sie, denke ich, dorthin führe ich Euch, wenn Mathieu Udilie nicht heirathet, ehe sie ein und zwanzig Jahre alt wird, und meinem Mann keinen Verzichtschein gibt. Zweitausend Thaler erhielt er, nicht mehr und nicht weniger. Jetzt schnupft's hinauf, es steckt schon lange genug in mir, es mußte endlich heraus." Und somit verschwand sie. Mathieu's Eltern standen wie niedergedonnert.

Zweiter Theil.

X.

Gertrude und Udilie gingen ſehr lange miteinander ſpazieren, ohne daß ſie ſich beide noch erkannt hatten. In Mathieu's elterlichem Hauſe wurde ſchnell ein Abendeſſen zubereitet, woran die beiden Mädchen und Fritz Antheil nahmen. Mathieu's Eltern waren ſichtbar verſtimmt; man ſprach von gleichgültigen Dingen, von dem Feſte, vom Tanze und endlich von der Vertheilung von Betten, da dieſe ſehr ſelten waren. Gertrude erklärte ſogleich, ſie ſchlafe nur bei Udilien, was dieſe mit Freude aufnahm, und ſomit verſtrich der Abend. Die Geſellſchaft trennte ſich gegen zehn Uhr. Gertrude ging mit Udilien nach Hauſe, und Fritz hatte ein weiches Bett auf dem Heuſtocke gefunden, da alle Wirthshäuſer beſetzt waren, und viele Fremde gar kein Obdach fanden.

Sie hatten ſich bereits entkleidet, die keuſchen Jungfrauen, und eine bewunderte im Stillen die Reize der andern. Udilie ſchlüpfte zuerſt ins Bett, Gertrude blies das Licht aus, aber der Mond ſchien dieſe Nacht ſehr neugierig zu ſein.

Als ſie im Bette lagen, ſagte Gertrude zu Udilien: „Udilie thu' mir einen Gefallen, gieb mir einen Kuß.“ Ein Verliebter hätte nicht in einem weichern Ton dieſe Gunſt verlangen können. Unwillkürlich ſchlang Udilie ihren ſchön geformten Arm um Gertrudens Hals, und küßte ſie Schlag auf Schlag, als wäre ſie verliebt in ſie. „Du biſt ein gutes Mädchen,“ ſagte Gertrude, „und ich liebe Dich faſt mehr als Mathieu. Sei offenherzig, meine Udilie, denn nun ſind wir Freundinnen; liebſt Du Mathieu?“ Udilie antwortete nicht. Gertrude drückte ſie an ihr Herz; „ſo wahr ich eine Chriſtin bin,“ ſchwur ſie, „liebe Udilie, wenn Du Mathieu liebſt, verzichte ich auf ihn und heirathe Fritz in vier Wochen. Ich will Dir's nur ſagen, ich bin deßwegen hierher gekommen. Ich liebe zwar Mathieu, aber ich bin kein ſchwaches Mädchen, wenn ich

will, vergeſſe ich ihn. Bedenke Udilie, daß wir Beide Schweſtern ſind; wir haben Beide keine Mütter mehr und alle Waiſen ſind Schweſtern.“ Udilie weinte. „Sei doch kein Kind, Udilie,“ fügte ſie endlich hinzu, „ich weiß, Du biſt ſchöner als ich, ich bin ſtärker, dicker und älter als Du, aber Du biſt ſchöner und reizender, ich bin eine Bäuerin, Du ein Stadtmädchen, mein Vater iſt grob, der Deine hat ſtudirt und liebt Dich, ich fühle es, ich kann mit Dir nicht in die Schranken treten. Sieh einmal, wie rauh meine Hände ſind, ich habe nie Handſchuhe getragen, Du hingegen haſt zarte Finger, obſchon Du arbeiteſt. Du weißt noch nicht, was es heißt, im Felde oder im Hauſe arbeiten, und dann haſt Du ein fires Vermögen, ich hingegen bin erſt etwas nach dem Tode meines Vaters werth. Gott erhalte ihn, ſo lange er aber lebt, giebt er mir nichts als zu eſſen und zu trinken, wofür ich arbeiten muß, das iſt ſein Grundſatz, und ich bin ſein Kind. Sei daher offenherzig.“ „Liebe Gertrude,“ ſagte endlich Udilie, „ich weiß eigentlich nicht, was Liebe iſt, ich leſe wenig

Bücher, nur ſeitdem ich Franzöſiſch lerne, giebt mir mein Lehrer dann und wann ein Buch, wo die Liebe geſchildert wird. Bis jetzt aber verſichere ich Dich, daß mir Mathieu ſo gleichgültig iſt, als Dir Dein Fritz, und ſoll ich offenherzig ſein, ſo kann ich nicht begreifen, daß Du ſo in ihn vernarrt biſt." „Das verſtehſt Du noch nicht," verſetzte Gertrude. „Es giebt ſo viele Dinge im Leben, wo man ſich keine Rechenſchaft geben kann. Ich will Dir aber Alles ſagen." Hier ſprach ſie etwas leiſer. „Siehſt Du Udilie, ich bin auferzogen worden wie ein Hund." — Thränen rollten ihr dabei aus den Augen, — „ich ſage wie ein Hund, und das iſt noch zu wenig oder zu viel. Ich habe, als ich ein Kind war, ſchöne Träume gehabt, fühlte mich überhaupt etwas mehr als ein Bauernmädchen, aber mein Vater mißhandelte mich jeden Tag ſo, daß ich anfing ihn zu haſſen. O Udilie, wäre ich ein Burſche, ich wäre ſchon längſt in der weiten Welt. Wenn aber ein Mädchen in die Welt läuft, ſagt man gleich, es wäre nichts werth. Ich ließ mich mißhandeln und ſchwieg. Ich las

fleißig in der Bibel, die meine einzige Vertraute war, nahm mir vor, nur meinem Kopfe zu folgen und mich ſchlagen zu laſſen. Du weißt nicht, wie das im Herzen blutet, wenn man ſeine Eltern lieben möchte und nicht erkannt wird, und keine Sterbensſeele hat, der man ſich vertrauen kann. Ich liebte nur unſern Hund, den mir der Vater zum Trotz verkaufte.“ „Schweig ſtill,“ unterbrach ſie Udilie, „Du drückſt mir das Herz ab, weißt denn Du, wie mich meine Stiefmutter mißhandelt? Wenn der Eierkuchen angebrannt iſt, ſchilt ſie mich, und wenn mir der Vater ein neues Kleid kauft, ſpricht ſie acht Tage nichts mit ihm, ſo daß wir uns beſtändig insgeheim Blicke zuwerfen, weil er ſich vor ihr fürchtet. So leide ich doppelte Qual.“ „Ach, mein Engelchen,“ ſagte Gertrude, indem ſie Udilie wieder umarmte, „Du allein verſtehſt mich, wir wollen uns immer lieben und uns immer ſchreiben, nicht wahr? Als ich Mathieu kennen lernte,“ fuhr Gertrude fort, „ſchwatzte er immer von Dir und Deinen ſchönen Augen, er erzählte mir auch Deine Familienverhältniſſe, aber er kann ſeine

Schweſter nicht leiden. Nun geſteh ich Dir, daß ich Mathieu deßwegen ſo innig liebte, weil ihn mein Vater haßte. Nach und nach erzählte ich ihm Alles, und er nahm Antheil daran und verſprach, mich immer zu lieben. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob er ſchön iſt, aber, Du weißt ja, die Liebe iſt blind.“ „Udilie,“ rief ſie hier plötzlich, „ich glaube Du ſchläfſt ein.“ „Nein,“ erwiederte dieſe, indem ſie wach zu werden ſuchte, „aber ich will gar nicht mehr wiſſen, warum Du Mathieu liebſt, ich ſchwöre Dir, daß ich ihn nie heirathe, wenn's auf mich ankommt. Mein Vater aber zwingt mich nicht, und meine Mutter mag noch eine Zeitlang ſo fortmachen, wenn mir die Geduld bricht, komme ich zu Dir.“ „Das thue, meine Liebe,“ erwiederte Gertrude, „Du findeſt bei mir immer zu leben, ich theile Alles mit Dir, was ich habe, ſogar mein Leben.“ „Ich daſſelbe,“ antwortete ſchnell Udilie, und küßte ſie aufs Neue. „Doch jetzt wollen wir ſchlafen, da wir morgen tanzen müſſen. Komm, lege Deine Arme um mich, ſo,“ — ſie ſchliefen ein. Den andern Morgen, als der Theolog,

Udiliens Vater, seiner Tochter einen verstohlenen guten Morgen sagen wollte, fand er beide Mädchen, sich fest umschlingend, noch schlafend. So, dachte er, schildern die Maler den Schlaf, des Todes Bruder, und so stelle ich mir das Paradies vor. Er gönnte sich diesen Anblick nicht, und schlich leise wieder zur Thüre hinaus.

XI.

„Ich habe eine sonderbare Ahnung," sagte Gertrude, indem sie sich ankleidete. „Mir kommt es immer vor, als käme Mathieu selbst hierher." „Es schwebt mir auch so etwas vor," antwortete Udilie, „aber ich rathe Dir doch, ein wenig vorsichtig zu sein. Fritz könnte böse werden." In diesem Augenblick ertönte Musik vor dem Fenster. „Höre Udilie," sagte Gertrude, „man bringt Dir ein Morgenständchen. Du hast mir also doch nicht Alles gesagt, Du Böse!" „Das ist entweder Fritz," versetzte diese, „oder unser französischer Lehrer, der mir den Hof macht, mir aber gleichgültig ist, obschon die Leute sagen, ich liebe ihn." „Dir ist aber Alles gleichgültig,"

verſetzte Gertrude. „Hat ſich ſonſt noch Niemand in Dich verliebt?“ Darauf erzählte Udilie die Geſchichte mit dem Schreinergeſellen, deſſen Aufenthalt ſie aber nicht wiſſe, der ſie aber, wie ſie hinzufügte, herzlich dauerte, weil er ſo gut und brav war. Die Muſik wurde immer rauſchender, Gertrude wagte es, das Fenſter zu öffnen, aber es ließ ſich Niemand ſehen, bis Dina ins Zimmer trat und Udilien heftige Vorwürfe darüber machte, daß Gottlieb es wagte, ihr ein Morgenſtändchen zu bringen, da er und noch andere Herren hinter dem Hauſe ſtehen, und wahrſcheinlich Udilie auf den Tanz führen wollte, wie ſie behauptete.

Gertrude, die ſich mit Dina, ſo gut es ging, wieder verſöhnt hatte, entſchuldigte Udilien, da es ihre Schuld doch nicht ſei, daß Gottlieb ſie liebe. Was den Tänzer betrifft, ſo wollte ſie Fritzen engagiren, daß er den ganzen Tag mit Udilien tanze. „Und Sie,“ fragte Dina ſpöttiſch, wollen Sie denn nicht tanzen?“ „Ich werde ſchon Tänzer bekommen,“ antwortete ſie in demſelben Tone und ſchnürte ihr Corſett zu.

Ich muß hier bemerken, daß in der ganzen Rheingegend im Elſaß die Bauernmädchen am Sonn- und Feſttage ſich ſtädtiſch kleiden bis auf den Haarputz, wenigſtens die, die Anſpruch auf Bildung machen, die andern gehen halb ſtädtiſch, halb bäueriſch gekleidet, was einen ſehr komiſchen Effekt macht; denn manche iſt am untern Theil des Körpers eine Bäuerin, und am obern Theil eine Städterin, während die andere das Umgekehrte vorſtellt. Die meiſten jedoch kleiden ſich nach der Hagenauer und Straßburger Mode, und nur das weingebirgige Ackerland macht hiervon eine Ausnahme. Da wo die Natur weniger üppig mit ihren Gaben iſt, bildet ſich der Geiſt immer ſtärker und früher aus. Man ſtaunt, wenn man die Spitzfindigkeit und Liebesintriguen in Seſenheim, Druſenheim, Auenheim, Teinheim, Roggenheim, Denkelsheim, Schirrhoffen, Hatten, Redern und in den andern Dörfern hört und ſieht, während die Elſäßer gegen Frankreich hin, weit dümmer und gerader ſind. Freilich ſind die Juden an Vielem Schuld, denn dieſe haben überall im Geiſte vor den Bauern einen Vorſprung. In keinem

deutſchen Lande leben jedoch Juden, Proteſtanten und Katholiken ſo innig und freundſchaftlich miteinander, als im Elſaß ſeit der franzöſiſchen Revolution.

Die nun faſt unzertrennlichen Freundinnen hatten bereits ihre Toilette gemacht, gefrühſtückt, und nachdem Udilie einige Kleinigkeiten im Hauſe noch beſorgt hatte, ſtellten ſie ſich an, um ins Oberdorf Schirein zu wandern.

Fritz, der gute Junge, mußte ſchon noch einige Neckereien von Mathieu's Vater wegen ſeiner unbezwingbaren Braut aushalten, aber er war im Ganzen doch zufrieden. Gertrude hatte ihm einen guten Morgen ſagen laſſen, mit dem Befehl, nur mit Udilien und ihr zu tanzen, ja noch mehr, er hatte ihr ſchon einen Kuß für ſeine Folgſamkeit geben dürfen.

Gegen eilf Uhr gingen ſie längs des Waldes im Oberdorfe dem Tanzplatze zu, denn im Dorfe Schirein ſteht auf der rechten Seite ein Wald, der Forſt genannt, während auf der linken die Häuſer auf der äußerſten Gränze des Dorfes ſtehen. Die Länge des Dorfes mag wohl eine

halbe Stunde ausmachen, die des Waldes zieht ſich bis nach Biſchweiler und Hagenau. Plötzlich ſagte Gertrud: „ich glaube, dort oben kommt uns ein Reiter entgegen.“ „Es wird unſer Arzt ſein,“ erwiederte Udilie, „der oft die Runde zu Pferd macht.“ „Siehſt Du, wie er galoppirt,“ verſetzte Gertrude, „der kann reiten, der ſitzt feſt im Sattel; ich bin doch neugierig wer es ſein mag.“ Sie blieben ſtehen. Je näher er kam, deſto höher ſchlug Gertrudens Herz, ſie zitterte an allen Gliedern und lehnte ſich an Udilie. „S'iſt Mathieu,“ rief ſie plötzlich mit einem gellenden Schrei aus. Mathieu wollte gerade vorüber galoppiren, als ſie ihm laut zurief: „Mathieu, hierher, reite über den Graben. Kennſt Du mich nicht?“ Sie wäre gern hinüber zu ihm geſprungen, aber ſie war wie an die Stelle gebannt. Mathieu verwirrt, hielt den Zaum an und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. Er konnte nicht begreifen, wie Gertrude mit Udilien hierher kam, doch ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum und ſprang in einem Ru über den Graben. Gertrude öffnete

ihre ſtarken Arme und Mathieu ſtürzte ſich hinein, wie ein von Durſt Gequälter, der eine friſch rieſelnde Quelle in der Wüſte findet.

Fritz, der die Lächerlichkeit ſeiner Rolle endlich einſah, machte Udilien den Vorſchlag, Gertrude mit Mathieu allein zu laſſen, und bot ihr den Arm, den ſie auch annahm, aber ſtatt auf den Tanzboden zu gehen, kehrte Fritz um und ging ins Dorf, während Mathieu, der jetzt einen Schnurrbart hatte, den Zaum des Pferdes an einem Arm und Gertrude am andern, ihnen langſam folgte. Zu Hauſe angelangt, ſpannte Fritz die Rappen an ſeinen Wagen, nahm von Niemanden Abſchied, und jagte wie ein von der Hölle Gepeitſchter durchs Dorf direkt nach Hatten. Seine Rolle war ihm endlich läſtig und ſeitdem nun gar Mathieu friſch und als ein Mann ſo plötzlich wieder erſchien, und Gertrude ihn ſo heiß empfing als exiſtirte ihr eigentlicher Bräutigam gar nicht, fühlte er, daß es das Beſte ſei, wenn er Gertrudens Vater die Wahrheit ſagte. Ganz langſam fuhr er in Järis Hofe, ließ ausſpannen, begab ſich zu dem

Vater. Ei, Fritz, sagte dieser, du bist ja allein wieder zurück, und so schnell. — Das danke mir der Teufel, erwiederte er kurz. — Und wo ist Gertrude? fragte der Alte. In Schirrhoffen, erwiederte er, dort tanzt sie mit Mathieu, der heute von Maßmünster zurückkam, und zwar nur mit ihm allein. Ich habe genug den Bedienten gespielt, Gertrude mag den Teufel nehmen, ich mag sie nicht.

Sage lieber, versetzte der boshafte Maire, sie mag Dich nicht. Und so ließest Du meine Tochter allein und schleichst davon wie ein Dieb. Geh schlafen, Fritz, Gertrude hat mehr Courage im kleinen Finger als Du im ganzen Leibe. Du bist halt ein Federfuchser. Geh schlafen, Fritz. Am Ende hat Gertrude recht, daß sie den Mathieu liebt, ich wette der hätte anders gehandelt; fortlaufen kann jeder Lump, dazu braucht man kein Notarius zu sein. Fritz hatte sich schon lange entfernt und Järi neckte ihn noch immer, endlich ließ er sich ein Pferd satteln, und ritt selbst nach Schirrhoffen, um die Wahrheit zu erfahren,

und um ſeine Tochter zu holen, wahrſcheinlich auch durchzuprügeln.

XII.

Keiner im Dorfe Schirrhoffen erſchrack mehr bei der Ankunft Mathieus und der Abreiſe Fritzens als Dina. Sie ließ alle ihre Minen ſpielen, um die Vereinigung beider Liebenden zu verhindern; ſie befahl Mathieu, nur mit Udilien zu tanzen, bezahlte Bauernburſche beſtändig Gertrude zu engagiren, aber alle ihre Pläne ſcheiterten. Udilie gab Kopfſchmerzen vor, ſelbſt auf die Gefahr hin, die Leute möchten ihre plötzliche Krankheit dem Verdruſſe zuſchreiben, und Gertrude, die in ihr Geheimniß eingeweiht war, tanzte wie eine Wüthende mit Mathieu und ſchlug es allen Burſchen ab, die buchſtäblich vor ihr Furcht hatten. So ausgelaſſen war ſie in ihrem Leben nicht, ſie küßte Mathieu vor aller Welt, und wenn Dina zugegen war, noch mehr. Heute und Morgen, ſagte ſie zu ihm, biſt Du mein, und nichts auf der Welt trennt

uns! — Da trat plötzlich Järi in den Tanzsaal. Niemand erkannte ihn und Gertrude sah ihn lange nicht. Endlich erblickte sie ihn wie im Traume, inmitten eines Tanzes, sie sprang zu ihm. Vater, sagte sie, machen Sie hier keinen Skandal, der Tag ist bald vorüber, morgen gehe ich mit Ihnen nach Hause, da können Sie mich nach Belieben schlagen, aber heute lassen Sie mich in Ruhe, denn heute, Vater, lasse ich mich nicht schlagen. Järi zuckte nicht, antwortete aber auch nicht, und musterte sich die Leute im Saale. — Da erblickte ihn Mathieu gerade, als er einen Walzer geendigt hatte. Schnell ergriff er ein Glas mit Wein gefüllt, und brachte dem wackern und biedern Maire von Hatten einen Toast, dann, damit noch nicht zufrieden, forderte er für seine Rechnung „drei allein, das heißt zwei Walzer und einen Galopp für Järi, die er mit seiner Tochter, der besten Tänzerin, tanzen sollte. Anfangs weigerte er sich, aber endlich mußte er sich fügen. Gertrude, vor Freude strahlend, und Mathieu Blicke des innigsten Dankes zuwerfend, ergriff ihren

Vater und eröffnete den erſten Walzer. In zwanzig Jahren hatte Järi nicht getanzt, während dieſer Zeit aber waren die Schlüpfe und leiſen Gänge aus der Mode gekommen. Gertrude aber, ſich in ſeine Laune fügend, tanzte ſo gemächlich, beſcheiden, daß ſie allgemeinen Beifall erntete. Als die drei vollendet waren, küßte Gertrude ihren Vater und ſagte zu ihm, aber leiſe: nicht wahr, Vater, Sie haben jetzt die Trauben vergeſſen? Järi lächelte und trank, denn Mathieu hatte vom beſten Wein holen laſſen. Es lebe Gertrude, rief er, des Järi Friedrichs Tochter, wer nicht auf ihre Geſundheit trinkt iſt ein Schuft, den Wein bezahle ich. Topp Mathieu riefen die Burſchen, wir trinken fünfundzwanzig Flaſchen auf Gertrudens Geſundheit. Ich zahle ſie, antwortete Mathieu, aber wiſſet, daß ohne ihren Vater Gertrude weder geſund noch glücklich iſt, alſo vor Allem auf Järis Geſundheit. Das Glas wurde aufs Neue gefüllt und Järi fühlte ſchon die Wirkung des neuen Weins und des Tanzes. Es lebe Spanier, rief Mathieu, der treueſte Hund, der

je gelebt hat. Er lebe, rief Järi, weil er doch einmal todt iſt. — Du biſt ein Teufelskerl Mathieu," ſagte endlich Järi, indem er ihm, zu ihm hinwackelnd, auf die Schulter klopfte, das hätte ich nie von Dir gedacht, komm', laß Dich küſſen. So weit iſt es ſchon, dachte Mathieu, das ging ſchnell; Gertrude, die den neuen Zuſtand ihres Vaters merkte, winkte Mathieu und ſomit führten ſie ihn ſingend und lärmend in Mathieus Haus, nicht aber ohne große Mühe. Zum Glücke war die Nacht angebrochen, ſo daß es niemand ſah. Gertrude begab ſich zur Udilie, und Mathieu blieb bei Järi, um ein ernſtes Wort mit ihm zu ſprechen, ſobald ſein Rauſch verſchlafen ſein würde.

Statt aber Mathieu Dank zu wiſſen, war Järi den andern Morgen wüthend auf ihn, da er ihm die Schuld ſeines Rauſches beilegte, er hieß ihn einen frechen Buben, einen Verführer, und wollte gar nichts wiſſen von der ganzen Familie. Ohne ſich lange zu beſinnen und ſich ſeines geſtrigen Zuſtandes ſchämend, ließ er ſich einen Wagen holen, ſpannte ſeine Pferde daran

und reiste ſchon am Mittage mit ſeiner trauernden Gertrude ab. Nicht einmal Udille durfte mitfahren. Gertrude weinte bittere Thränen, als ſie von ihr Abſchied nahm, und Mathieu verſprach ihr, den andern Tag in Hatten zu ſein, und ſollte es ſein Leben koſten.

XIII.

Dicht an der Straße im Dorfe Schirein macht der Forſt eine Biegung nach Norden. Ein weites Kornfeld trennt ihn da von den Häuſern des Dorfs, und an der Ecke des Waldes ſelbſt dacht ſich der Boden ab und bildet ein grünendes Wieſenthal, das ein hellrieſelnder Bach im Sturmſchritt durchläuft. Dieſer Bach heißt der Braunbach, weil ſein Waſſer bräunlich iſt. Eine dicke mehrere hundert Jahre alte Eiche bildet die äußerſte Spitze des Waldes von beiden Seiten, unter deren Schatten gewöhnlich die Wallfahrer, die nach Mariaeinſiedel pilgern, ausruhen. Eine ganz andere Gruppe hatte heute Abend dieſen heiligen Platz einge-

nommen. Ein alter aber noch rüſtiger Mann hatte ein dickes Eiſen in der Form eines Kreuzes in die Erde eingeſchlagen, ſeine Züge waren rauh, ſeine Farbe mehr ſchwarz als weiß, und ſeine Augen funkelten durch die Nacht, wie die eines Luchſes. Ein altes Weib, ein Bild von Häßlichkeit mit ſpitzem Barte und roth umränderten Augen, ſammelte Reiſer, und nachdem der Mann Feuer geſchlagen hatte, ſuchte ſie dieſelben in Brand zu bringen. Es dauerte nicht lange, ſo flackerte eine helle Flamme an der Eiche auf, an dem Eiſen hing bereits ein eiſerner großer Topf, und die alte Zigeunerin — denn der Leſer wird ſie bereits erkannt haben — rührte rüſtig mit dem Kochlöffel in dem Keſſel herum. Einige Schritte weiter ruhte ein großer Hund bei einigen Bündeln, in denen zwei Kinder eingewickelt waren, und neben ihnen ſaß ein junges, ſchwarzes aber ſchönes Weib, das ihrem Kinde im Finſtern Ungeziefer ablas. Man ſah im erſten Augenblicke, daß hier noch ein Mitglied der Familie fehlte. Da dieſe Scenen aber in Schirrhoffen nichts Neues ſind,

ſo achtete man nicht darauf; blos einige Kinder waren neugierig genug, um dem Kniſtern des Feuers und dem Gewelſch der Zigeuner zuzuhören, wurden aber bald von ihren Eltern mit Gewalt nach Hauſe gebracht und eingeſperrt, da man ſchon von ſo mancher Entführung der Kinder durch Zigeuner gehört hatte. Sobald es denn heißt, es ſind Zigeuner im Walde, ſo ſchläft keiner ruhig die Nacht hindurch, denn Zigeuner und Diebe hat dieſelbe Bedeutung im Elſaß. Das Einzige, was ihnen Niemand abſchlägt, iſt Salz und Feuer, und dieß rührt aus einer alten abergläubiſchen Sage her, da, wie es ſcheint, in dieſer Gegend die Zigeuner ſich immer aufgehalten haben, weil das Dorf mitten im Walde liegt. Man nennt ſie geradezu die Heiden, läßt ſich aber doch alle Vierteljahr von ihnen wahrſagen.

Dina erſchien an dieſem Tage nicht auf dem Tanzplatz, Ubilie hatte jeder Luſtbarkeit entſagt, Mathieu war in Hatten, ſeine Eltern waren ſeit Dina's drohender Erklärung in großer Verlegenheit und ließen alles gehen, wie es gerade

ging, aber gegen Abend wollte man einen Heiden aus Dina's Hauſe gehen geſehen haben, was überdies nichts Neues war, da Kaufers Feinde ihn beſchuldigten, er kaufe ihnen die geſtohlenen Sachen ab, obſchon er nicht reich daran werden ſollte, da jedermann wußte, daß ſeine Geſchäfte nicht die beſten ſeien, und daß er trotz ſeines Wuchers die Hälfte ſeines Vermögens an einer einzigen Güterſpekulation verloren hatte. Da plötzlich durchlief Dina den andern Morgen bei Tagesanbruch faſt im Hemde die Gaſſen des Dorfes, indem ſie Mord und Diebſtahl rief. Wir ſind um all unſere Habe beſtohlen, ſchrie ſie, die Heiden haben bei uns eingebrochen. Die Bürgerwache machte ſich auf die Beine, man ſchickte reitende Boten nach allen umliegenden Dörfern ab, ja man zog die erſt vor Kurzem eingeweihte Glocke der neuen Kirche, aber Dina durchſtrömte immer die Gaſſen, ſchrie, weinte, ſchluchzte, zerſchlug ſich die Bruſt, rauſte ſich die Haare aus, ſtürzte ſich auf die Erde, und geberdete ſich wie eine Tolle. Man hob ſie auf, trug ſie in ihr elterliches Haus, holte ihre Kinder, merkte aber

bald, daß Kauſer ſelbſt nicht zu Hauſe war, da er am Vorabend, eines Geſchäftes halber, nach Straßburg fuhr. Udilie lag ſonderbarer Weiſe im tiefſten Schlaf, und als man ſie bei Tagesanbruch ſo plötzlich mit mörderiſchem Gebrüll weckte, glaubte ſie, es brenne im Hauſe, und lief im Hemd zu ihrer Nachbarin. Jedermann wußte wohl, daß geſtern Abend die Heiden im Dorfe waren, und daher bedauerte man Dina und beſonders Udilie, da jene behauptete, die Diebe hätten mehr als 6000 Franken an Geld geſtohlen, die zu einem Geſchäfte, das der Vater in Straßburg abmachte, bereit lagen. Das ganze Dorf war wie umgewandelt, die vielen Fremden vermehrten noch die Verwirrung, einige reisten ſogar in der Schnelligkeit ab, und ſo ging alles drunter und drüber, bis gegen Mittag, aber die Heiden waren wie verſchwunden, keine Spur war von ihnen zu finden, und man muthmaßte mit Recht, ſie ſeien dieſelbe Nacht noch über den Rhein gefahren oder geſchwommen. Dina lag krank darnieder, jedermann bedauerte und bemitleidete ſie, man ſchickte einen

Boten an Kauſer um ihm dieſe traurige Nachricht zu überbringen; nur die Eltern Dina's zuckten die Achſeln, wagten aber nicht, ſich ſelbſt zu geſtehen, was jeder insgeheim dachte. Es war ja ihre Tochter. Man ſprach lange im ganzen Elſaß von dieſem merkwürdigen Diebſtahl, manche Heiden wurden verhaftet, aber nie die rechten, da ſie immer beweiſen konnten, daß ſie in dieſer Nacht gar nicht in der Gegend von Schirrhoffen waren; es wurden ſogar Bittſchriften an den Präfekt gemacht, um den Heiden das Land zu verbieten, man ging zu allen vermeintlichen Hexenmeiſtern und Kartenſchlägerinnen, um die Diebe zu erkennen, aber alles war vergebens, ſogar das Gold und Silber, das fehlte, traf ſich nirgends; Kauſer ſchien in ſein Schickſal ſich zu ergeben und wies alle Geſchäfte ab, Udilie wurde von ihrer Mutter immer ſtärker mißhandelt, und endlich ſprach man ſechs Monate lang von dieſer Begebenheit und dachte weder an Mathieu, noch an Gertrude, noch an Udilie.

XIV.

Wie vor einem großen Sturme vollkommene Windſtille eintritt, während hie und da ein neugieriger Vogel durch die Luft zirpt und den angefangenen Ton wieder verſchlingt, ſo tritt auch in dem Menſchenleben eine Stille vor einer großen Begebenheit ein; und welcher Menſch erlebt nicht eine große Begebenheit? die kleinſte in ſeinem Leben iſt oft die größte, wenigſtens der Anfangspunkt eines neuen Lebens, oder das Ende einer ganzen Exiſtenz. Lange wußten alle Neugierigen weder in Hatten noch in Schirrhoffen nicht, ob Gertruden Fritz heirathen werde oder Mathieu, ob Mathieu Udilie heimführen werde oder nicht, ob Udilie Gottlieb liebe oder nicht, ob Fritz immer noch Gertruden liebe oder nicht, ob Kauſer ruinirt ſei oder nicht; das waren Lebensfragen für beide Dörfer, und die Kriſis dauerte nur, wie es ſcheinen wollte, zu lange. Alles ſchwieg bei einer ſolchen Frage, Gertrude verſah ihre Arbeit wie gewöhnlich, Järi war

noch wortkarger als gewöhnlich, Udilie weinte mehr als gewöhnlich, Fritz betrat Gertrudens Haus nicht mehr, Mathieu das seiner Schwester nicht, Dina das ihrer Eltern nicht; wo lag das Räthsel und wo die Lösung?

Mathieu's Vater baute plötzlich ein neues Haus und legte sich ein großes Eisenlager zu. Mathieu blieb zu Hause, er konnte bereits Französisch, schreiben, rechnen und lesen, und versah die Sekretärsstelle bei dem Maire des Dorfes, doch ging er nicht mehr nach Hatten, aus Furcht, Gertrude müsse seine Gegenwart büßen und Spanier war jetzt todt und begraben.

Dina aber war während dieser Zeit nicht unthätig, sie hatte andere Mittel ergriffen, sie redete so lange auf ihren Mann hinein, daß dieser sich entschloß, ein ernstes Wort mit seiner Tochter zu sprechen. Lange dauerte es, bis Udilie sich zu einem Schritte verleiten ließ, sie hatte jede Nacht ihr Kopfkissen mit Thränen benetzt, denn dieß war jetzt ihr einziger Vertrauter, die Zukunft war schwarz und kraufig, endlich entschloß sie sich, Gertruden ihrer einzigen

Freundin, folgenden Brief zu ſchreiben, den Kauſer ſelbſt beſorgte. Sie hatte mehr als vierzehn Tage daran geſchrieben. Der Brief lautete wie folgt:

„Meine einzig geliebte Herzensfreundin!

Schon lange wollte ich Dir ſchreiben, wollte Dir die Qualen meines Herzens ſchildern, und Troſt bei Dir ſuchen, aber nie fand ich eine gute Gelegenheit dazu, und dann wäre es mir auch hart angekommen, denn, wie kann ich Dir ſchildern, was ich jeden Tag ausſtehe, wie kann ich Dir ſchreiben, was mein Herz jeden Tag und jede Nacht erduldet, ich brauchte ein ganzes Vierteljahr, um Dir alles ſagen zu können, und was man ſagen kann, das läßt ſich oft gar nicht beſchreiben, beſonders, wenn man ſo wenig ſchreibt, als ich.

Denkſt Du noch an jene Nacht, wo wir uns ewige Freundſchaft ſchwuren? O! für eine ſolche zweite Nacht gäbe ich mein ganzes, junges Leben her, ich bin zum Unglück geboren, ich war die Urſache an dem Tode meiner Mutter. Warum haben ſie mich nicht mit ihr begraben!

Liebe Gertrude, ich weine mich faſt zu Tode, und auch jetzt rennen mir die Thränen auf das Papier, ſo daß es ganz naß iſt, und ich nicht weiter ſchreiben kann. Ich will warten, bis das Papier trocken iſt.

Du haſt von dem Unglück meines lieben Vaters gehört, er iſt ruinirt und mein Vermögen iſt ganz verſchleudert, er hat mir es geſtern erſt wieder unter Thränen erzählt. Was kann ich thun? er iſt mein Vater, und ich bin nur ein ſchwaches Mädchen. Sie ſagen, ich wäre ſchön, aber ohne Geld nimmt mich Niemand.

Heiliger Gott, wenn ich daran denke, daß ich immer hier bei meiner Stiefmutter bleiben muß, ſo verliere ich faſt den Verſtand. Sie legte es ordentlich darauf an, mir jede Stunde zu verbittern: den Biſſen Brod, den ich verſchlucke, ſucht ſie mit Gift zu vermiſchen, als äße ich das Gnadenbrod bei ihr. Mein Vater gilt gar nichts im Hauſe, er iſt froh, wenn er etwas zu eſſen bekommt, denn ſie hat alles in Händen, ſie ſchließt mir ſogar das Brod vor der Naſe ein, und ich habe oft ſchon Tage lang

gehungert und gefastet, und doch habe ich in meinem Leben nichts Böses gethan, um solche Qual zu erdulden!

Es giebt nur ein Mittel mich zu retten, nämlich, wenn ich heirathen könnte, um meiner Mutter aus den Augen zu kommen. Aber ohne Vermögen nimmt mich Niemand, außer Mathieu, den seine Eltern dazu zwingen werden, und die wieder ihrerseits von meiner Stiefmutter dazu gezwungen werden, denn aufrichtig, liebe Gertrude, ist es ihnen ganz gleichgültig, meine Tante, Mathieu's Mutter liebt mich sehr, aber Dich liebt sie auch und sie wäre glücklich, eine solche Schwiegertochter wie Dich zu bekommen, ach und ich wäre bei Deinem Glück noch um so glücklicher.

Du weißt, ich liebe Mathieu nicht, er ist mir ganz gleichgültig, ich kann ihn nur leiden, weil er Dich liebt, und wenn ich ihn heirathen muß, so bin ich doppelt unglücklich.

Aber Du, heilige Maria! Du liebst ihn, und wenn Du ihn nicht heirathest, bist Du ebenfalls unglücklich, wo soll das hinaus? Mein

Kopf zerbricht mir schier, und oft kömmt mir der Gedanke ein, mich in den Rhein zu stürzen, es wäre das Beste für uns alle, denn ich bin nur zum Unglück für Euch alle auf die Welt gekommen, und seitdem ich Dich kenne, ich Dich liebe, bin ich noch unglücklicher. Es muß aber ein Ende nehmen, ich bleibe nicht mehr bei meiner Stiefmutter, und, wenn ich fortgehe, so hat mein Vater einen Proceß am Halse, und gestern erst sagte er mir, daß ein Proceß ihn auf die Galeere bringen kann. Hu, mir fällt die Feder aus der Hand.

Du mußt mir rathen, Du kannst nicht anders, Du mußt mir helfen, aber wie? Ich sehe keinen Ausweg. Mein Vater rieth mir, Dir zu schreiben, Du solltest auf Mathieu verzichten, aber schon der Gedanke allein macht mir das Blut im Herzen gerinnen, denn bedenke wohl, daß ich eben so unglücklich wäre, wenn ich Mathieu heirathen müßte, als wenn Du auf ihn Verzicht leisten müßtest. Gott und unser Heiland mögen uns beistehen. Ich kann nicht mehr weiter schreiben.

Herzensſchweſter, gieb Du mir einen Rath, ſonſt bin ich auf immer verloren.

Deine Udilie auf Tod und Leben."

XV.

Acht Tage nachdem Gertrude dieſen Brief erhalten, während welcher Zeit ſie jeden Morgen blaſſer und abgehärmter in der Stube erſchien, trat ſie an einem Sonntag Morgen, nachdem ſie aus der Kirche kam, wo ſie lange und inbrünſtig gebetet hatte, vor ihren Vater und ſprach Folgendes: „Vater, Sie werden mich auslachen." — „Das thue ich das ganze Jahr," verſetzte dieſer, „wenn ich mich gerade nicht ärgere, doch, was giebt's wieder? Iſt der Mathieu wieder in der Hecke?" — „Laſſen Sie mich nur reden." Järi hatte ſeine Tochter in acht Tagen nicht angeſehen, das paſſirte ihm oft, und ſeit der Schirrhoffener Geſchichte hatten ſie keine hundert Worte mit einander gewechſelt, doch ſchlug er ſie nicht mehr, und ließ alles gehen, wie es ging. Heute aber bemerkte er ihre Bläſſe und erſchrack, denn

er fürchtete ganz etwas anders, auch betrachtete er ſie mit einem ſtieren Blicke, und fragte noch ein Mal: „was giebt's?“ — „Ich will Fritz heirathen,“ ſagte Gertrude kalt. Järi erblaßte. „Wie Gertrude?“ Mehr konnte er nicht ſagen. Die Sache ſchien ihm gewiß. Gertrude, die dieß nicht ahnte, verſtand hier zum erſten Mal ihren Vater nicht. Dieſer verhielt ſich ſonderbarer Weiſe ganz ruhig, wegen einer Traube wäre er im Stande geweſen, ſie todt zu ſchlagen, hätte aber ihre Tugend eine Scharte erhalten, er würde ſie bemitleidet haben. So war Järi. — „Brauchſt Du Fritz um den Mathieu zu decken?“ fragte er ſie bedeutend. — Nun erſt verſtand ſie ihn. „Vater,“ ſagte ſie, „Sie ſind ein böſer Menſch, ich will nichts mehr von Ihnen wiſſen,“ und ſomit wollte ſie fortgehen, aber Järi ergriff ſie am Arm, und ſchleuderte ſie in die andere Ecke des Zimmers. „Da bleibſt Du,“ ſagte er. „Warum willſt Du Fritz heirathen, wenn Du den Muth gehabt hätteſt, mich um Mathieu zu bitten, ich hätte Dir's ſchon längſt gewährt, ſo ſpielſt Du die Stolze mit Deinem Vater, aber

ich heiße Järi Friedrich. Sag's jetzt frei heraus, willst Du den Mathieu?" — „Nein," antwortete Gertrude kalt. „Jetzt aber verliere ich die Geduld," schrie jener. „Gerade den Mathieu mußt Du nehmen, und keinen andern." — „Und gerade Mathieu nehme ich nicht," versetzte Gertrude ernst. „Sie wissen, Vater, daß ich mich nicht zwingen lasse. Geben Sie mir Fritz nicht, so habe ich nichts dagegen, aber Mathieu nehme ich ein Mal für alle Mal nicht." — „Nun aber steht mir der Verstand still," schrie der Alte. „Schon sechs Jahre höre ich nichts als Mathieu und Mathieu, und jetzt auf ein Mal, will sie den Fritz, dem sie tausend Mal den Korb gab. Das geht nicht mit geraden Dingen zu, Du bist behert, Gertrude, ich will einmal zum Pfarrer gehen. Die Sache muß ein Ende haben, denn ich will ruhig sterben." — „Die Sache hat gleich ein Ende," versetzte Gertrude, „Sie lassen Fritz rufen, der nimmt mich mit beiden Händen, reich ist er und gut, wenn schon schwach und ein Bischen feig. Ich nehm' ihn doch, weil ich meine Ursache dazu habe, und ich schwöre Ihnen

Vater, daß Ihre Tochter nie einen Fehler beging." — „Das genügt mir," erwiederte dieſer. „Du biſt ein Mädchen von Wort, das weiß ich. und jetzt biſt Du gar majorenn. So gehe, ich will den Fritz rufen laſſen."

Vier Wochen ſpäter hatte Gertrude ſich von ihrem eigenen Vater, dem Maire, mit Fritzen copuliren laſſen. Als ſie ihren Namen unterſchrieben hatte, verfiel ſie in ihren gewöhnlichen Krampf, der dies Mal zwei Stunden lang dauerte.

Die Copulation ging nicht geſetzlich von Statten, da ihre Vereinigung erſt hätte am Wachthauſe angeſchlagen ſein müſſen. Dieß aber litt Gertrude nicht, ſie hatte ihre Urſache dazu: Mathieu ſollte nichts erfahren, bis es zu ſpät war. Iſt man einmal von dem Maire copulirt, ſo können ſich beide in Frankreich nie mehr trennen, nur werden die Kinder wegen Unregelmäßigkeit der Veröffentlichung der Bans, wie es heißt, als illegitim betrachtet, wenn nicht der Mann ſie nach der Copulation durch einen beſondern Akt legitimirt, was Fritz gern that.

Sobald Mathieu die Wahrheit erfuhr, ritt er im Galopp nach Hatten, und ging direct, ohne lange anzuklopfen, zu Järi Friedrichs. Auf der Hausflur fand er Gertrude, ging aber an ihr vorüber in die Stube zu ihrem Vater. „Herr Maire," rief er, „ich komme, um Rechenschaft von Ihnen zu verlangen, und dies Mal entgehen Sie mir nicht. Ich stehle keine Trauben mehr." Järi sah ihn ruhig an; „ich bin Dir nichts schuldig," sagte er gelassen, „und, wenn Du etwa Böses im Sinne hast, so fürchte ich Dich nicht, und Gertrude, weißt Du, fürchtet auch keinen Mann, und Dich am Wenigsten."

In diesem Augenblicke trat Gertrude in die Stube. „Vater," sagte sie, „lassen Sie mich einen Augenblick allein mit ihm, es ist besser so." Järi gehorchte und ging. Mathieu hatte sich auf die Bank gesetzt, und stützte seinen Kopf in die Hände. Es dauerte nicht lange, so schluchzte er, wie ein Kind, so laut, daß Järi es draußen hörte. Gertrude wischte sich die Thränen mit der Schürze ab, und legte endlich Udiliens Brief auf den Tisch, worauf sie in den Alkov wankte.

Mathieu ſah dieſe Bewegung, und las zwei Mal den Brief, worauf er wieder eine Weile, wie in tiefen Gedanken ſitzen blieb.

Endlich rief er Gertrude. Dieſe erſchien mit rothverweinten Augen. „Du haſt mich, Dich und Udilie in's Unglück geſtürzt," rief er, „von hier aus reite ich nach Hagenau, und laſſe mich engagiren."

„Jeſus, Maria," ſchrie Gertrude, „das thuſt Du nicht Mathieu, nein, das thuſt Du nicht."

„Das thue ich, ſo wir an Gott glauben," verſetzte dieſer, „und heute noch. Komm' gieb mir den letzten Kuß, draußen in der Laube, wo ich Dir den erſten gab."

Gertrude aber hatte ſeine Knie umfaßt, „Mathieu," ſchrie ſie, „thu' mir's zu Gefallen, heirathe Udilie, ich hab' ja auch Fritz geheirathet, ohne ihn zu lieben."

„Du konnteſt thun, was Dir gefiel," verſetzte Mathieu, „Du haſt mich ja nicht gefragt, ſoll ich beſſer ſein, als Du? Noch einen Kuß gieb mir, und Gott verzeih' uns."

„Ich darf nicht," ſchrie Gertrude, „ich bin

Fritzen's Weib. Gestern Abend — o, Mathieu, Mathieu!" Mathieu stürzte zusammen. „Also auch das! — Und keinen Kuß giebst Du mir mehr?"

„Ich darf nicht," schluchzte sie, und lief aus dem Zimmer. „Gott erhalte Dich," schrie sie ihm nach, „ich bete für Dich."

„Ja, bete nur," versetzte dieser, und stürzte ihr nach, aber Gertrude war verschwunden.

Denselben Abend noch wurde Mathieu in Hagenau als Freiwilliger im fünften Husarenregiment eingeschrieben, das den andern Tag nach Metz marschirte.

XVI.

Gertrude war sechs Monate verheirathet, und guter Hoffnung, als eines Tags Udilie mit Gottlieb in ihren Hof fuhren. Gertrude erschrack, denn sie hatte gleich die Wahrheit errathen. Udilie konnte es nicht mehr im elterlichen Hause aushalten, sie fürchtete sogar eine Vergiftung von ihrer Stiefmutter, alle freundschaftlichen Verhält-

niſſe mit Mathieu's Eltern waren bereits abgebrochen, und nur bei Gertrude glaubte ſie einen Zufluchtsort zu finden. Udilie war ärmlich gekleidet, aber Gottlieb hatte ihr die Heirath verſprochen, ohne ihr ſeine Abſicht zu geſtehen. Gertrude nahm ſie ſchweſterlich auf, Fritz, ihr ſchwacher, aber gutherziger Gatte, hatte nichts dagegen, doch dachte er, Udilie werde ihm eine Magd erſparen. Die Sachen hatten ſich um Vieles geändert, aus der ſtarken Gertrude ward eine ſchwache, kränkliche Frau, und Udilie kam hier wie erwünſcht. Sie erbot ſich auch gleich als Hausmagd, was Gertrude nicht annahm, aber es dauerte nicht lange, ſo verſah Udilie alle Hausarbeit, und etwas ſpäter ging ſie auch in's Feld mit Rechen und Schippe. Dieß gefiel Gottlieb nicht, denn er wußte wohl, daß Udiliens Vater noch nicht ſo arm ſei, und als am Ende dieſe Lage Udilien doch zu drückend war, ſo gab ſie ihm Vollmacht, um ihr Vermögen ſo gut als möglich gerichtlich zu erlangen. Schon kamen Citationen auf Citationen, man ſprach von Gensdarmen, vom Feſtnehmen, vom Beweiſe jenes

vorgegebenen Zigeunerdiebſtahls, als Udilie, wie von einer Ahnung getroffen, ſich nach Schirrhoffen begab. Sie ſtieg nicht bei ihrem Vater ab, ſondern bei einer ihrer früheren Geſpielinnen, da ſah ſie wie ſechs Gensdarmen vorbeiritten. Wie vom Schlage getroffen ſtürzte ſie zuſammen, als Gottlieb, der von Hagenau kam, und ihre Anweſenheit vernahm, in ihr Zimmer trat. „Iſt es wahr," ſchrie ſie ihm zu, „daß man meinen Vater in's Gefängniß führen will?" Gottlieb antwortete nicht. „Heilige Maria," ſchrie ſie, und eilte in ihr elterliches Haus. Im Hofe ſah ſie die Pferde der Gensdarmen. Raſch, wie eine Wüthende, ſtürzte ſie in's Zimmer, fiel ihrem Vater um den Hals, bat ihn um Verzeihung, und erbot ſich auf all' ihr Vermögen zu verzichten. „Du biſt mein guter Engel," ſagte der gerührte Mann. Dina hatte ſich verſteckt. In einem Nu war geſtempeltes Papier da, Udilie ſchrieb ihren Namen darauf. „Da hier Vater," ſagte ſie, „ſchreiben Sie darüber, was Sie wollen." In dieſem Augenblick trat Gottlieb in's Zimmer. „Was haſt Du gethan," ſchrie

dieſer, „Du haſt Dich an den Bettelſtab gebracht, ich kann keine ſolche Frau brauchen!“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Udilie lag auf den Knieen und betete, die Gensdarmen trockneten ſich die Thränen, und verließen das Haus, der Vater küßte ſeine Tochter, aber er bemerkte bald, daß ſie das Fieber hatte. Das ganze Dorf war in Aufruhr. Udilie wurde krank, und in dem Hauſe Mathieu's gepflegt. Sechs Wochen lag ſie darnieder. Fritz hatte ſie oft beſucht; Gertrude konnte dieß nicht, da ſie in den Wochen mit einem Sohne war. Dina hatte ſich wohl erboten, ſie zu ſich zu nehmen, aber ſie durfte ihr während ihrer Krankheit nicht vor das Geſicht treten. Udilie hatte ihrem Dorfe ein ewiges Lebewohl geſagt, da ihr Gertrude verſprach, ſie immer bei ſich zu behalten, und ſie zu verſorgen. Dies Mal wanderte ſie zu Fuß nach Hatten.

XVII.

„Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe,“ ſagt die Bibel. An Udilie hatte ſich

der Finger Gottes gezeigt. Vier Wochen nach der Verzichtleiſtung auf ihr Vermögen, zum Vortheil ihres Vaters, der in der That ſieben Kinder zu ernähren hatte, kam ein Brief aus Paris von dem Schreinergeſellen, der ſie ſo innig liebte, in dem er Udilien anzeigte, daß er ſich bereits als Schreiner- und Tiſchlermeiſter etablirt habe, daß er ſich ſchon ein Vermögen von 4000 Franken erſpart, und bereit ſei, Udilie ohne alle Mitgift zu ehelichen. Er habe ihr Schickſal erfahren, und ſich immer nach ihrem Wohl erkundigt; er liebe ſie ſchon länger als ſeit ſechs Jahren, und habe jetzt erſt den Muth, ſie zur Frau zu begehren, da, wie er vernommen, ſie nun ganz arm ſei. Sie werde gewiß glücklich mit ihm werden.

Als Udilie dieſen Brief las, fiel ſie Gertrude um den Hals. „Unſer Herr verläßt die Seinen nicht,“ ſchrie ſie, und weinte Thränen der Freude.

Gertrude ſchrieb die Antwort, und übernahm es, die Hochzeit glänzend zu veranſtalten. Der Schreinergeſelle Anton kam reich geputzt, wie ein Fürſt aus Paris, und heirathete Udilie, die gute,

zarte, fromme Udilie. Als sie das Dorf verließ, wanderten mehr als zweihundert Personen bis auf die große Landstraße mit, und segneten sie.

„Seht Kinder," sagten die Mütter zu ihren Töchtern, „so belohnt Gott der Herr die Tugend!"

Udilie wohnt in Paris in dem Faubourg St. Antoine, ihr Gatte ist einer der reichsten Tischler. Sie schickt ihrem Vater, der schon sehr alt ist, beständig Geschenke. Gertruden's Sohn ist bei Anton in der Lehre, er spricht kein Wort Deutsch mehr, da Udilie ihn schon in seinem fünften Jahre zu sich nahm. Mathieu ist bereits Offizier im fünften Husarenregiment und getröstet; sein Bruder erhielt sein Haus mit dem Eisenladen. Järi ist gestorben, seine Tochter drückte ihm die Augen zu, sie ehrte und pflegte ihn, wie ein treues, braves Kind. Fritz ist Notarius in Hatten, und Dina, von Gewissensbissen gequält, spielt die fromme Sünderin im Dorfe Schirrhoffen.

Selmel, die Wahnſinnige.

Ein Sittengemälde aus dem Elſaß.

Nicht weit vom Dorfe Rohrwiller ſteht mitten in einem Eichenwäldchen eine Mühle, die Bruchmühle genannt. Von jeher war dieſe Mühle die reichſte im Elſaß, ſie hat ſieben Gänge, ſieben Reibſteine für den Hanf, zwei Sägemühlen, und faſt der ganze Baun eine halbe Stunde in der Runde gehört ihrem Eigenthümer, der vor der Revolution ein adeliger Herr war. Sogar das Bosquett iſt ihr Eigenthum, und da ein jeder Gang ſtündlich dreißig bis vierzig Sous einträgt, ohne die Reibſteine und die Sägemühlen zu rechnen, ſo wirft ſie eine jährliche Rente von mehr als 30,000 Franken ab. Die Mühle ſelbſt bildet einen Hof, wie man es im Elſaß nennt, und in dieſem Hofe werden täglich

mehr als hundert Tagelöhner beschäftigt. Im Jahre 1828 gehörte sie einem reichen Bauer, der sich zwar nie auf die Deputirtenliste stellte, — er konnte nicht einmal Französisch sprechen — der aber oft lächelnd zu den Juden, die ihn besuchten und mit ihm Piquet spielten, sagte, er könnte, wenn er wollte, die halbe Deputirtenkammer auskaufen. Niemand wußte oder sprach seinen Namen aus, man hieß ihn schlechtweg den Bruchmüller. Dieser hatte eine einzige Tochter Namens Salamai, elsäßisch Selmel; und es ist die Geschichte dieses Mädchens, die ich hier erzählen will. Ich werde so viel als möglich den Charakter der Personen festhalten, und sie so schlicht schildern, als sie sind. Die Natur gleicht sich ja überall, nur die Sitten geben ihr Kraft und Stärke. Die Geschichte eines Herzen aber ist auch zugleich die Geschichte aller Menschen, die ein Herz haben, folglich die Geschichte der Menschheit.

Selmel hatte zur Erzieherin die Natur und ihre gute Mutter, und obwohl ſehr reich, hatte ſie doch keinen andern Lehrer als den Dorfſchulmeiſter von Rohrwiller gehabt, und wenn ſie in etwas ſich vor andern Mädchen auszeichnete, ſo war es durch ihre Herzensgüte, ihre Entſchloſſenheit, die der Dorfſchullehrer Eigenſinn nannte, und endlich durch ihre Kleidung, die beinahe an das Städtiſche gränzte. Sie hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht und konnte kaum einige Phraſen Franzöſiſch ſprechen, die derſelbe Dorfſchullehrer ihr ſo oft vorſprach; ſie konnte auch nicht rechnen, und behauptete, ſie werde es nie lernen; ſie hatte zwar ein kleines Klavier, das ihr der Vater in Straßburg für 200 Franken kaufte, obſchon es, beiläufig geſagt, keine fünfzig werth war; aber Selmel hatte wenig Luſt, das Techniſche im Klavierſpiele zu überwinden, und zu ihrem Muſiklehrer, wieder demſelben Dorfſchullehrer, ſagte ſie, das Inſtrument wäre verſtimmt, der Vater müſſe einen Stimmer von Straßburg holen laſſen, es ſtrenge ihn zu ſehr an; da ſie aber eine natürliche, ſchöne Stimme

beſaß, ſo beſtürmte ſie ihn ſo lange mit Bitten, bis er ſich ans Clavier ſetzte, um ſie zu begleiten, was keine Kleinigkeit war, da ſie weder Takt noch Maß hielt. Gewöhnlich fing ſie mit dem elſäßiſchen Kuckuckliedchen an:

Marie, Marie,
Komm mit mir ins Gras
Dort pfeifen die Vögel,
Dort kläppert der Haſ'.

Nach und nach jedoch verfiel ſie ins Pathetiſche und ſang das Lied:

Du, du liegſt mir am Herzen
Du, du liegſt mir im Sinn
Du, du machſt mir viel Schmerzen
Weißt nicht wie gut ich dir bin.

Man hörte ihr deutlich an, daß ſie innerlich ein Object hatte, das dem Du als wahres Subſtantiv untergelegt werden konnte. Auch hielt der Lehrer ſtill, ließ die Hände geſpenſterartig auf den ſtaubigen Taſten liegen, bog den Kopf um und warf einen ſtarren, durchdringenden Blick auf ſie, als hätte er eine der wichtigſten Entdeckungen gemacht. Selmel aber lachte laut auf, lief hinter den Tiſch, wo eine große dicke

Bibel ſtand, und lud den Lehrer, der jetzt nur noch Privatlehrer war, zum Zuhören ein. Vergebens betheuerte er, er kenne ſie auswendig; die Geſchichte Ruth's und die David's, erwiederte ſie, lernt man nie auswendig genug. Der Lehrer ſtaunte nicht wenig; denn die Bibel hatte ſie, wie man ſagt, hinter ihm geleſen, er ließ ſich beſonders David's Geſchichte von ihr erzählen und Selmel las ihm die Stelle vor, wo David den Wahnſinnigen ſpielt. Selmel ließ immer ihren Lehrer durch zwei Knechte bis nach Rohrwiller begleiten; ſo oft er jedoch die Schwelle verließ, ſchüttelte er bedeutend den Kopf.

Außer der Bibel hatte Selmel noch einige Ritterbücher geleſen, die ihr der Oberknecht der Mühle von Biſchwiller mitbrachte, und dieß war ihre ganze Bildung.

Aber Selmel war deſto mehr von der Natur ausgeſtattet. Viele meiner Leſer werden lachen, wenn ich als erſte Tugend dieſes Mädchens — Geſundheit anführe. Ich geſtehe, es klingt nicht ſehr romantiſch, aber manche Städterin, die vier Sprachen ſpricht, würde Selmel beneidet haben,

die nie in ihrem Leben weder über Kopf-, noch über Zahn-, noch über Magenſchmerzen klagte, denn Selmel hatte ſich nie gelangweilt, höchſtens einmal in der Schule, aus der ſie oft nach Hauſe lief, mit den Mägden ins Heumachen oder ins Kornſchneiden ging, und ihrem Vater einen Strauß nichtriechender Kornblumen mitbrachte, ihrer Mutter aber Erdbeeren, die ſie ſelbſt in den Grasgräben des Wäldchens gepflückt hatte.

Sie war nicht ſehr ſchlank, wie dieß ſelten die Elſäßerinnen ſind, aber gut gewachſen. Den Kopf trug ſie frei und ſtolz, die Naſe war ſtumpf, aber zierlich geformt, die Lippen ſtark aufgeworfen, das Auge blau, wie die Flamme echten Weingeiſtes, das Haar kaſtanienbraun, die Farbe des Geſichts je nach der Jahreszeit, im Winter blaß, im Sommer braun, im Herbſt und Frühling roſenroth, und die Füße klein, der Mund endlich zwar groß, aber ihre Zähne ſchienen ihn nur geſpalten zu haben, um ſich recht ſehen zu laſſen. Von dieſem Allen aber wußte Selmel nichts, und es fiel ihr nie ein, Jemanden zu fragen, ob ſie

ſchön ſei. In der Stadt wäre Selmel eine der erſten Schönheiten geweſen.

Wenn ſie lachte, ſo lachte ſie mit dem ganzen Körper, beſonders aber mit der Bruſt, die ſie in heißen Tagen nur mit einem blendendweißen, leinwandnen Hemd bedeckt hatte, das die Jungfrauen in dieſer Gegend am Halſe zuſchnüren, da ſie kein Mieder tragen.

Die Bewegungen und Geſten eines Dorfmädchengeſichtes ſind ſchroffer und kerniger als die einer Städterin. Die Linien der Wangen, das Aufrollen der Augenbrauen, die Bewegungen der Hände, alles dieß iſt ſo zu ſagen roher Marmor, aber doch Marmor. Doch giebt es auf dem Lande auch geborne Grazien, Bauermädchen, die geborne Gräfinnen ſcheinen, die den Adel an der Stirn tragen, und jeden Schritt im zierlichſten Versmaß machen. Ein ſolches Mädchen war Selmel, alle ihre Bewegungen waren raſch, aber wie gegoſſen, nichts ſchlug ihr fehl, nie zerbrach ſie etwas, und nur eine eigenthümliche Bewegung war ihr außer dem Lachen noch eigen; ſie zog nämlich den rechten Mundwinkel

beſtändig ſpöttiſch in die Höhe. Ein Fremder hätte ſie nach dieſem Zuge für ein liſtiges, durchtriebenes Mädchen gehalten, ſie war aber nur entſchloſſen, geſcheidt und wie man zu ſagen pflegt, etwas tief, in welcher Bedeutung die Elſäßer dieſes Wort mit ſief überſetzen.

Nie hatten ihr die Eltern etwas abgeſchlagen, aber Selmel hatte auch nie abſonderliche Wünſche und ſie wurde achtzehn Jahre alt, ohne es zu wiſſen. Das war Selmel, die reiche Tochter des reichen Bruchmüllers.

Lichtmeß war ſchon längſt vorüber, die Spinnrädchen im Dorfe wurden nach und nach auf den Speicher getragen, der geſponnene Hanf und Flachs dem Weber gegeben, und ſchon verſprach die Märzſonne ſchönen Frühlingslattich und baldige Blüthe an den Bäumen. Der große Garten des Bruchmüllers wurde bereits zu unterſt und oberſt gekehrt, Selmel war den

ganzen Tag darin beſchäftigt, ſie hatte die Fußwege mit Buchsbaum beſetzen laſſen, hatte ſich in der Mitte des Gartens ſelbſt ein Herz mit Buchsbaum umzäunt, um ihre Blumen darin zu pflanzen; die Saamenweibchen aus Baden und Würtemberg, die mit jedem Jahre den Frühling nach dem Elſaß bringen, hatten ihr ſchon oft zugeſprochen und reichliches Geld gelöſt; ja einige ließen es ſich angelegen ſein, neuen Saamen von einer ganz neuen Blume zu bringen, deren Form ſie ihnen in ihrer ſchlichten aber ausdrucksvollen Weiſe beſchrieben hatte. Selmel ließ ſie nie an einen andern kommen. Die Johannis- und Stachelbeerſtauden wurden geſtutzt, die Reben um das kleine Gartenhäuschen friſch zurechtgebogen, die neuen Beete abgemeſſen; denn nun ging es ſchnell den Maitagen zu, und der Garten mußte friſch umgeſtochen werden, eine Arbeit, die Selmel immer leitete und ſelbſt mit verrichtete. Die Mutter durfte nicht in den Garten, ehe Alles fertig war; der Vater aber wandelte ſchmunzelnd darin umher und beſorgte mit eigener Hand die neue Umzäunung aus

frischen Eichenpfählen, die am untern Ende im Feuer hart gebrannt wurden, damit sie in der feuchten Erde nicht zu schnell verfaulten. — Eine Lehre für die Menschen! — Eine Ueberraschung hatte er aber doch für seine Tochter. Neben der Scheune nämlich baute er mit Hülfe seines Oberknechtes Gressian einen ungeheuren Popanz auf, der den Bürgermeister aus Schildenberg — so heißt das elsäßische Krähwinkel — vorstellte, wie er mit einer langen Ruthe in der Hand, den Hühnern nachläuft und sie fortjagt, damit sie mit ihren Füßen nicht die Saat zertreten. Es kostete keine geringe Mühe, diesen Strohkerl gehörig auszufüllen, Gressian aber strengte seinen ganzen schöpferischen Verstand an, vollendete glücklich sein Werk, und dann sprach er selbstzufrieden zu seinem Meister: „Nun sehen wir wieder einmal die Selmel von Kopf bis Füßen lachen, das geschieht doch so selten.“ —

Selmel wählte sich zwei Gehülfen unter den Tagelöhnerinnen aus. Marie, die Köchin und Melkerin zugleich, ein liebliches Mädchen aus Herlsheim, bat sich die besondere Gunst aus,

den Garten umſtechen zu helfen. Seit einiger Zeit verlor Marie die etwas ſtarke Röthe ihrer Wangen, ſie wurde ſtill, in ſich gekehrt, und ihr Lied erſcholl nicht mehr aus der großen hohen Küche.

Man glaube nicht, daß die Mädchen auf dem Lande mit ihrer Naivetät auch immer die Unſchuld verbinden; ſie zittern zu ſiebzehn Jahren nicht mehr, wenn ſie ein Burſche küßt, ſie bieten ihm dreiſt und vor aller Welt ihren Arm zum Spazierengehen, ſind aber ſo kindiſch und ſpielen hernach Lauferls mit einander, ein elſäßiſches Spiel, das ich ſpäter beſchreiben werde. Selmel, obwohl unſchuldig wie ein Kind im Mutterleibe machte hiervon keine Ausnahme; zwar hatte noch kein Burſche den Muth gehabt, das reiche, ſtolze Selmel zu küſſen, aber ſie wußte und kannte alle Liebesgeſchichten ihres Dorfes, und oft ſind dieſe der Art, daß ſie vor ſittſamen Augen eines Schleiers bedürften. Auf dem Lande aber genirt man ſich nicht, da nennt man jedes Kind bei

ſeinem Namen, und wenn es auch ein Baſtard wäre.

Die beiden Tagelöhnerinnen hatten ſich entfernt, um in der Ecke auf der Grasbank einen Topf Sauermilch, den ihnen Marie gebracht, zu leeren. Ohne dabei abzurechnen, nahm keine einen Löffel voll mehr als die andere, Marie aber ſtach heftig mit der breiten Schaufel in die Erde, während Selmel mit dem Rechen die etwas dicken Schollen abrahmte.

Da plötzlich warf Marie mit der Schaufel einen großen dicken Wurm heraus, ſie wollte ihn mit einem zweiten Hiebe zerhauen, der Wurm aber krümmte ſich ſo gewaltig und näherte ſich ſo raſch der Perſon, die hier über Leben und Tod zu gebieten hatte, als wollte er um ſein kümmerliches Daſein bitten. Selmel bemerkte dies Spiel und rief Marien zu, ihn gehen zu laſſen. „Was hat Dir der Wurm zu Leide gethan?“ fragte ſie in ihrer natürlichen Art, „ſiehſt Du nicht, daß er ſich klein macht, damit man ihn nicht treffe? Ein Glück, daß Du ihn beim erſten Stich nicht entzwei gehauen haſt.“

Marie blickte tief in das Auge ihrer Herrin, eine Thräne floß über ihre Wange, und ſie ließ die Schaufel fallen. „Was haſt Du denn,“ rief Selmel, „Du wirſt ja ganz blaß!“ — „Ach, Selmel,“ ſeufzte dieſe, „Du biſt gewiß ein gutes Mädchen,“ — ſie ſagte Du zu ihr, da ſie ſchon ſechs Jahre im Hauſe war — „Du erbarmſt Dich eines Wurmes, ſo hilfſt Du gewiß auch mir, denn bald — —“ — Selmel hatte in dieſem Augenblicke ſchon Alles errathen, trotz ihrer achtzehn Jahre. „Bleibe ſtill, Marie,“ verſetzte ſie, „nimm die Schaufel wieder, ſtelle Dich an, als wäre nichts vorgefallen, denn da kommen die beiden Tagelöhnerinnen.“ Selmel nahm eine zweite Schaufel und arbeitete dicht neben Marien. „Wer iſt Dein Liebſter?“ fragte ſie leiſe. — „Natzi,“ antwortete Marie, „Greſſian's Bruder, erſter Knecht auf der Hanfreibe.“ Selmel erblaßte. „Das iſt ſchlimm,“ verſetzte ſie, „will er Dich heirathen?“ — „Seit vierzehn Tagen ſieht er mich nicht mehr an. Sage Du es ſeinem Bruder, wenn der's weiß, ſo muß er Wort halten, ſonſt ſchlägt er ihn todt.“

— „Woher kennſt Du den Greſſian ſo genau?“ fragte das ſchlaue Mädchen wieder. — „Ach,“ verſetzte Marie, „wer kennt den Greſſian nicht, den bravſten Burſchen auf zwanzig Stunden in der Runde?“ — „Aber Natzi iſt doch nicht Greſſian,“ antwortete Selmel. — „Nun freilich nicht, ſonſt hätte er mich nicht verführt. Ach, Selmel mache mir keine Vorwürfe, weiß nicht, wie ſo es kam, Du biſt ja auch nur ein Mädel, und der Pfarrer ſagt ja immer, wir wären ſchwach. Ich hab' ihn gern, den Natzi, und wäre in den Rhein für ihn geſprungen, jetzt wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben —“ — „Schweig ſtill,“ verſetzte Selmel, „geh in die Stube, das Arbeiten iſt Dir nicht geſund, ich will Alles gut machen, eh es der Vater und die Mutter erfahren, und wenn Du aus dem Hauſe mußt, — denn der Vater iſt ſtreng — ſo gebe ich Dir Geld, daß Du gehörig auskommen kannſt, jetzt geh' und weine nicht, ſonſt machſt Du mich auch weinen, und dann ſieht es der Vater.“ Aber dieſe Worte brachten gerade das Gegentheil von dem hervor, was ſie be-

zweckten, wie gewöhnlich bei Naturmenſchen geſchieht; Marie fing laut zu ſchluchzen an und fiel Selmel um den Hals, die beiden andern Mädchen liefen hinzu und ſtaunten. Selmel ſuchte ſich den Umarmungen Mariens zu entwinden, aber da ſie ſelbſt weinte, ſo war ſie zu ſchwach dazu, und da Marie immer excentriſcher in ihrem Schmerz wurde, ſo fielen beide der Länge nach auf die Erde. Trotz des tragiſchen Moments fingen ſie doch Alle zu lachen an, beſonders die beiden Tagelöhnerinnen; Selmel benutzte die glückliche Wendung und behauptete, ſie hätte mit Marien gerungen, um zu ſehen, wer ſtärker ſei. Marie entſchlüpfte nun, während die beiden andern Mädchen Selmel von den Erdſchollen reinigten, worauf ſie aus dem Garten in den Hof trat.

Dort ſaßen vor dem Fenſter auf einem großen eichenen Block der Bruchmüller und der Dorfſchullehrer. Als Selmel ſich ihrem Vater näherte und ihm einen Kuß geben wollte, legte dieſer ſeine rechte Hand auf ihre Stirn, indem er ſie rückwärts bog. „Ei, Selmel, Deine Augen

ſchwimmen ja in Waſſer —“ — „Beſſer als in Wein,“ verſetzte ſie raſch, „unſere Mühle ſchwimmt ja auch im Waſſer, und trägt doch mehr ein als meine Augen.“ So wandte ſie das Geſpräch von ihren Thränen ab. „Weißt Du, Selmel, was der Schullehrer eben zu mir ſagte? Es wäre Zeit, daß ich Dich verheirathe, Du fingeſt an zu klug zu werden.“ — „Und da will mich der liebe Schullehrer zur Närrin machen, nä, nä (ſtatt nein, nein), ich heirathe noch nicht.“ Das Geſicht des Vaters verdunkelte ſich. „Hör' einmal, Selmel,“ ſagte er mit ernſten Worten, „ich habe Dir nie etwas abgeſchlagen, aber was das Heirathen betrifft, ſo laſſ' ich Dir durchaus nicht die Wahl. Wenn ich ſage, Du heiratheſt, ſo heiratheſt Du, und wenn ich ſage, Du heiratheſt den, ſo heiratheſt Du den und keinen Andern. Bis jetzt aber hat's nur der Schullehrer geſagt.“ — „Vater,“ rief die Mutter zum Fenſter heraus, „ſag' der Selmel, ſie ſoll doch zum Mittageſſen kommen, und Du haſt auch lange genug geſchwatzt, das

Essen wird kalt." Selmel gab diesmal ihrer Mutter zwei Küsse.

Gressian, der Oberknecht der Mühle, war einer von jenen Burschen, aus denen gewöhnlich in Kriegszeiten die Helden hervorgehen. Gerade, offen, stolz und ehrlich. Nie hätte er die geringste Beleidigung erduldet, ohne sie scharf zu ahnden, nie aber hatte er selbst eine Fliege beleidigt. Er machte keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, bei ihm galt das Sprüchwort: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aber so gewissenhaft war Gressian in seinem Geschäft, daß auch nicht eine Hand voll Kleien in der Mühle blieb, die ihr nicht gehörte. Nazi, sein Bruder, der die Hanfreibe zu besorgen hatte, war schon anderer Art. Gewöhnlich hat man es bei diesem Geschäft mit Mädchen zu thun, die beständig um den schnell wie der Wind herumlaufenden Klopfstein herumgehen, um den Hanf zu wenden, eine sehr gefährliche Arbeit, wenn man nicht flink ist. Kam daher ein schönes Maidele mit einigen Centnern

Hanf, so war der lustige Natzi so gut und drehte den Hanf selbst um, wofür man ihm reichlichen Dank wußte. Gressian hingegen war nie lustig, aber fast immer heiterer Laune, er antwortete mit ruhigen Worten und hatte nie einen Streit mit den mahlenden Bauern. Auch erlangte die Bruchmühle unter ihm einen Ruf, wie sie ihn früher nie hatte. Beide Brüder sahen sich sonst wohl ähnlich, obwohl Gressian viel älter war, aber was in Gressians Gesicht auf Gemüthlichkeit deutete, ward in dem Natzi's durch einen geheimen Zug zur böswilligen Ironie. Natzi schien immer zu lächeln, während Gressian immer ruhig schien. In größerem Maßstabe findet man diesen Unterschied scharf markirt zwischen den Königen Franz dem Ersten und Heinrich dem Vierten von Frankreich, einen Linienunterschied, den ich oft bei Familienähnlichkeiten herausfand, und der stets die tiefern Eigenschaften des Herzens verrieth. Beide Brüder stammten übrigens aus einer ehrbaren aber mittelmäßig begüterten Bauernfamilie. Wenn Gressian ausging, was, den sonntäglichen Kirchengang abgerechnet, selten geschah, so besuchte er

seinen Oheim, Stiefbruder seiner seligen Mutter in Rohrwiller, und plauderte mit ihm. Nie ging er zum Dorftanz, nie berauschte er sich, nie spielte er Karten, drei Laster, die im Elsaß ziemlich allgemein sind; er sprach mit seinem Oheim von den Angelegenheiten der Gemeinde, oft sogar von Staatsaffairen. Seine Cousine Katharine lauschte ihm das Wort von den Lippen ab, allein obgleich Katharine ein schönes Mädchen war, machte er ihr doch nie den Hof. Dieß fiel selbst ihrem Vater auf, und wenn er ihm sagte: „Na, Gressian, wann denken wir denn ans Heirathen?" so antwortete er: „Ich denke wohl daran, aber ich heirathe nicht." — „Wissen Sie, Vater," flüsterte Katharine, „daß der Gressian stolz ist? Er hat hohe Dinge im Kopf; es ist schade, daß er kein großer Herr geworden ist." Der Vater verstand seine Tochter, aber Gressian that, als hörte er nichts, und versetzte: Ich bin ja nur ein Knecht und arm." — „Das thut nichts," versetzte sein Oheim, „es giebt wenig Bursche, wie Du, Gressian, Deine Mutter selig hat's immer gesagt, aus meinem Gressian wird

etwas oder nichts. Weißt Du, daß ich ſtolz auf Dich bin? Du biſt übrigens dreißig Jahre alt. Na, wenn Du mein Katharinel willſt, ſo ſollſt Du es haben, es iſt meine einzige Tochter, ſo gut wie das Selmel, wenn auch nicht ſo reich.“ — „Und nicht ſo ſchön,“ fügte Katharinel hinzu, indem ſie ihm einen bedeutenden Blick zuwarf. Greſſian fühlte ſich von dieſen Worten beleidigt. „Wer ſpricht denn von Selmel?“ verſetzte er raſch, „ich denke noch nicht ans Heirathen.“ — „Höre, Greſſian,“ ſagte der Onkel etwas leiſer, „wenn Du Dir die Idee mit dem Selmel in den Kopf geſetzt haſt, ſo halte ich Dich für einen Narren; der Bruchmüller giebt ſie Dir nie, er will einen großen Herrn in Straßburg zum Tochtermann, bei ihm biſt Du Knecht, bei mir biſt Du der Greſſian von Seſenheim. Selmel hat Sprünge im Kopfe, ſie fährt zweiſpännig ſpazieren, läßt ſich auf dem Waſſer in einem angeſtrichenen Nachen ſchaukeln, trägt Strohhüte und ſingt zum Klavier; mein Katharinel hingegen ſpinnt Hanf, geht ins Feld, führt ſogar den Pflug, wenn's ſein muß; Du kannſt

nun leicht denken, welche von Beiden beſſer für einen Bauernburſchen paßt. Uebrigens haſt Du bei mir zu leben. Iſt's aber wahr, was Katharinel mir ſagte, daß Du in die Selmel vernarrt biſt, ſo bedaure ich Dich. Geh, noch einmal trage ich Dir meine Tochter an, auf heute übers Jahr, wenn ſie neunzehn Jahre alt wird. Dann aber' ſchweig' ich, bis Du zu mir kommſt und weinſt und bitteſt, ich ſolle Dir doch meine Tochter zur Frau geben, wenn ſie noch ledig iſt, und Dich noch liebt. Dann will ich mir's überlegen. Jetzt geh." — Als Greſſian nach Hauſe gehen wollte, begleitete ihn Katharine bis in die Mühle, um ihre Freundin Selmel zu beſuchen; denn Selmel hatte ſich Katharinel, Greſſians Couſine, zur Freundin gewählt, ohne daß Jemand wußte warum. Die Unterhaltung zwiſchen Katharine und Greſſian iſt leicht zu ſchildern; ſie ſprachen kein Wort miteinander.

Als Greſſian mit Katharine in den Hof der Mühle trat, ſtand Selmel auf der Hausthürtreppe. Eine leichte Röthe überflog ſie, die Niemand merkte; endlich rief ſie Katharine'n zu: „Du kommſt gerade Recht, ich wollte Dich eben holen laſſen. Es iſt ſchönes Wetter heute Abend; das Waſſer iſt ziemlich groß; wir gehen auf den Fiſchfang; der Greſſian und der Natzi führen uns, es iſt ſchon alles bereit, ſogar der Hellmond." Greſſian antwortete, er habe keine Zeit; aber Selmel beſtand darauf, da der Natzi zu wild ſei, und Greſſian konnte ihr am Ende nichts abſchlagen. Katharine willigte gern ein, doch nur unter der Bedingung, daß Niemand etwas davon ihrem Vater ſage, und dieß ward ihr verſprochen.

Die Zorn, welche die Mühle trieb, iſt ein ſchmaler, aber ziemlich tiefer Bach und da er oft ſein Bett überfluthet, ſo kann man ihn leicht mit großen Nachen befahren, ein Vergnügen, das ſich Selmel oft machte, da ſie ſelbſt gut zu rudern verſtand. Ihr Nachen war übrigens, wie geſagt, angeſtrichen und an einem Ende mit einem

Tuche beſpannt, um vor dem Regen zu ſchützen. Natzi kam ſingend vom Bach und kündigte ſeinem Bruder an, daß er Alles in Bereitſchaft habe und recht viel Forellen zu fangen wünſche. Sonſt begnügte er ſich wohl auch mit Schleien, die ihm Marie dann in Butter röſtete. Dießmal jedoch wußte er nicht, daß das Fiſchen ihm galt.

Greſſian ſtieg in den Nachen, wenn auch mit Widerwillen. Bald erſchienen Selmel und Katharine, Natzi ſprang endlich auch hinein und nun wurde kräftig ſtromaufwärts gerudert. Selmel, die ihre beſondere Abſicht hatte, neckte Katharine, daß ſie nicht rudern könne, was dieſe nicht zugab, da ſie ihrer Freundin, im Sinne aber ihrer Nebenbuhlerin, nicht nachſtehen wollte, und ſomit führte ſie das Ruder, während Natzi ſtatt Forellen Fröſche fing, worüber Selmel immer ſo unwillkürlich zu lachen anfing, daß der Nachen ſchaukelte. Der Mond ging hell auf und beleuchtete die Gruppe mit ſeinem falben Schimmer, von allen Seiten blinkten die Lichter der umliegenden Dörfer, und hier und da blieb ein Bauer, der längs des Baches nach Hauſe ging.

eine Weile ſtehen, um den Erfolg des Fanges mit abzuwarten.

„Biſt Du müde, Katharine?“ ſagte Selmel, „lege Dich dort auf das trockene Brett unter dem Dache, ich will rudern.“ „Nein,“ ſagte Greſſian, „gieb mir das Ruder.“ Katharine legte ſich auf das Brett und ſtellte ſich an, als ob ſie ſchliefe; ſie hatte im Stillen eine beſondere Abſicht Selmel's gemerkt und wollte ſie belauſchen. Eine lange Pauſe trat ein, während welcher Natzi das Netz auswarf und drei Fröſche auf einmal fing. „Natzi iſt glücklicher im Mädchenfang,“ ſagte Selmel, „als im Fiſchfang.“ „Ei, wie die Selmel ſo klug iſt,“ antwortete dieſer. „Still,“ verſetzte ſie raſch, und ſchaute ſich nach Katharine um, ſich von ihrem Schlaf zu überzeugen. „Was hältſt Du, Greſſian,“ — ſie ſagte ebenfalls Du zu ihm, da ſie ihn ſchon als Kind gekannt hatte — „was hältſt Du von einem Burſchen, der ein armes Mädchen verführt und verläßt?“ Natzi verfärbte ſich und warf das Netz weg, Greſſian zog das Ruder ein und ließ den Nachen abwärts gleiten. „Was willſt Du

damit ſagen?“ verſetzte er. „Larifari,“ fiel Ratzi ins Wort, „Dummheiten.“ „Haſt auch noch ein großes Maul, liederlicher Bube Du!“ erwiederte Selmel raſch, „weißt wohl, wo ich hinaus will.“ „Was geht vor, Selmel?“ fragte Greſſian, „wenn mein Bruder etwas Schlimmes gethan hat, ſo ertränke ich ihn hier, ehe wir an die Mühle kommen.“ „Das thut mir eben weh,“ verſetzte Selmel, indem ihr die Thränen über die Wangen floſſen, „es thut mir ſehr weh, daß es Dein Bruder iſt; denke Dir, die arme Marie iſt von ihm —“ Bei dieſen Worten veränderte ſich Greſſians Farbe, Zorn und Scham ſtiegen ihm hochroth bis über die Stirn; er griff nach dem Ruder, das neben ihm lag. Ratzi, der ihn wie einen Gott fürchtete, merkte es, beſann ſich nicht lange und ſprang ins Waſſer. Greſſian warf ihm wüthend das Ruder nach und verwundete ihn am Kopfe, daß ſich der Bach ſogleich von ſeinem Blute röthete. In einem Nu war Ratzi, trotz der Wunde, am Ufer, Katharine erwachte, oder ſtellte ſich ſo, und ſchien ganz verdutzt. „Wirf mir das Ruder

zu," rief jetzt Greſſian, „Du Schandbube, wirf mir das Ruder zu, oder ich ſpringe Dir nach und erwürge Dich." Katharine ſchrie laut um Hülfe, denn der Nachen flog in die Kreuz und Quere ſtromabwärts. Selmel zuckte nicht, der gerechte Zorn Greſſian's machte ihr eine innere Freude. Natzi betaſtete ſeine Kopfwunde, beſann ſich eine Weile, wagte es aber nicht, ſeinem Bruder nicht zu gehorchen. Noch einmal ſprang er in den Bach, ergriff das Ruder, ſchleuderte es in den Nachen, ſuchte aber Selmel damit zu treffen. Greſſian fing es auf, aber Selmel hatte ſeine Abſicht gemerkt und ſchwieg, ohne Greſſian zu danken. „Laß Dich im erſten Vierteljahr nicht vor mir ſehen," ſchrie ihm Greſſian nach, „ſonſt kannſt Du Dir eine Todtenmeſſe beſtellen." „Nun ja," antwortete Natzi vom andern Ufer, „Du biſt ſo zornig, weil Dir die hoffärtige Selmel etwas ins Ohr geblaſen hat. Du bekommſt ſie ja doch nicht, wenn's dazu kommt; iſt ſie doch des Bruchmüllers Tochter, dem Du als Knecht dienſt. Nun ja, ich gehe fort, ſuche mir einen andern Platz, wer bezahlt Dir aber Deine

Pferdearbeit, Du Narr, Du? Etwa das Vergnügen, daß Du Selmel spazieren fährst?“ Nie hatte Nazi früher den Muth gehabt, dieß zu sagen. Nachdem er im Zorne die Worte so hingeschleudert, lief er, was er laufen konnte, dem Dorfe Herlsheim zu. Katharine freute sich im Innern dieser Geschichte. Sie gelangten bald darauf an der Mühle an, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Als sie aber ausstiegen, befahl Greſſian Katharinen, nichts von dem Vorgefallenen zu erzählen. Marie wurde den folgenden Tag im Stillen aus dem Hause geschickt, Greſſian gab ihr Mittel, um in einem benachbarten Dorfe sich zu pflegen. Auch Selmel unterstützte sie heimlich. Acht Tage später erfuhr Greſſian, daß sein Bruder Oberknecht in einer Mühle bei Straßburg geworden. Er schickte ihm seine Kleider und befahl ihm, sich nie vor ihm sehen zu lassen, ehe er Marie als seine Frau wieder zu Ehren gebracht hätte. Selmel's Eltern erfuhren nichts von dem Allen.

Es fällt kein Baum vom ersten Schlage, sagt der Bauer mit Recht. Marie, die Verlassene, that wohl daran, ihren Geliebten nicht zu verfolgen. Sie gebar ihm ganz im Stillen ein Knäblein, das mit seinem Namen getauft ward; auf Gott vertrauend, hoffte sie immer noch zu Ehren gebracht zu werden, und nahm einstweilen einen Dienst nicht weit von ihrem Geburtsorte an. Der Sommer hatte unterdessen schon manches Gesicht gebräunt, die Heidelbeeren, Brombeeren, Himbeeren und Erdbeeren traten sich wechselseitig den Ehrenplatz auf der Bauerntafel ab, und die Mädchen des Dorfes gingen oft aus dem Heu in das Heidelbeerenholen, wie man dort ungrammatikalisch sagt. Eines Tages mischte sich auch die arme Marie in die Heidelbeerengesellschaft. Zehn bis zwölf Mädchen, groß und klein, einige Knaben darunter, nehmen jeder einen länglichen, irdenen, aber gefirnißten Milchtopf, und drehen ein Seil als Handhabe um den Hals. Meistentheils baarfuß oder ohne Strümpfe in den Schuhen, wandern sie in den Wald, der nicht weit vom Dorfe liegt. Die

verſchiedenen Richtungen meilenweiter Waldungen ſind ihnen ſo bekannt, wie die Wege des Meeres dem Schiffer, ſie wiſſen genau, welcher Theil bereits ausgebeutet wurde, überſpringen aber, wie es gewöhnlich im Leben geſchieht, die näherliegenden Theile, um ſich weit in die Mitte des Waldes zu vertiefen. Manche Brombeere — ſchwarze Himbeere — wird unterwegs verſchluckt, mancher Heidelbeerſtrauß muthwillig zertreten; hier zeigt man eine Erdbeere, die, o Wunder, noch ſo ſchön und unverletzt prangt, obſchon die unerſättliche Caravane täglich vorüberzieht; dort wird aus dem Rohre des Waldbrünnchens, wie an der Mutterbruſt mit Wonne geſaugt, Schlüſſelblumen werden geknickt, Waldroſen entblättert, während Einige ſich ſkandalöſe Dorfgeſchichtchen erzählen, und Andere wieder ſtill ſinnend und ihren Topf wiegend, der Truppe folgen. Endlich erreicht man die richtige Stelle. Hier wird eine rieſige Eiche zum Sammelplatze beſtimmt. Jedes Mitglied ſtellt ſeinen großen Topf rings um den Baum, nimmt ein kleines Töpfchen aus ſeinem Grunde und bindet es mit einem Seile

durch die Handhabe um den Leib. In einem Nu hat ſich die Geſellſchaft nach allen Seiten im Walde zerſtreut, gebückt und im Gehen pflückt man die ſchwarzen Beeren eine nach der andern, und wirft ſie in das Töpfchen, man pflückt mit beiden Händen, und hütet ſich ja, Heidelbeeren während des Pflückens zu naſchen. Sobald das Töpfchen voll iſt, kehrt man zu dem Baume zurück. Selten verirrt ſich Einer; dieſe Leute bedürfen des Compaſſes nicht, ſie merken ſich die Bäume, die Hügel, die Phyſiognomie der Aeſte, die abgehauenen Stämme, und finden ſo immer wieder ihren Weg. Oft füllen Einige ihre Töpfe gemeinſchaftlich, einer nach dem andern, wie aber auch die Ernte ausfallen mag, ſo ſetzt ſich die Heidelbeercaravane nicht in Bewegung, bis Alle, ohne Ausnahme, mit ihren Schätzen eingetroffen ſind. Sollte ſich Einer abſichtlich entfernen, ſo würde er nie mehr mitgenommen. Nachdem man einen Heidelbeerſtrauß gebrochen, den einen für ſeine kleine Couſine, den andern für ſein Brüderchen, den dritten für ſein Kind, werden noch Erdbeeren gepflückt, um die ſchwarzen

Heidelbeeren mit ihrer Roſenfarbe zu ſchmücken. Dann flicht man oft eine ſchwebende Handhabe mit einem farbigen Band um den Topf, und ſo geht es dann unter Geſang nach Hauſe zurück. Unterwegs aber verſäumt man nicht, zwei- bis dreimal an beſtimmten Plätzen zu raſten, beſonders an den friſchen Waldquellen, wo Jeder das helle Waſſer aus der Hand ſchlürft, um den heißen Durſt zu löſchen. — Marie wollte einmal wieder Heidelbeerkuchen eſſen und beſchloß, ſich die Beeren dazu ſelbſt zu holen. Zweimal hatte ſie ſchon ihren Topf geleert, aber beim dritten Male entdeckte ſie eine ſo fruchtbare Heidelbeergegend hinter einem Hügel, daß ſie nicht Hände genug zum Pflücken hatte. So oft ſie eine Beere pflücken wollte, ſtand neben dieſer eine noch größere, noch ſchwärzere, noch vollere; die Wahl that ihr weh, mit wahrer Wuth oder Begeiſterung riß ſie eine nach der andern ab, ſprang von einem Heidelbeerſtrauche zum andern; ſie brauchte ſonſt eine halbe Stunde, ihr Pflücktöpfchen zu füllen, dießmal war es in zehn Minuten gethan. Aber, o arme Marie, ſie

hatte ſich in ihrem Eifer zu weit von der Stell-dichein-Eiche entfernt, die Gegend ſchien ihr fremd, und während ſie dem Baum entgegenzugehen glaubte, entfernte ſie ſich immer mehr von ihm. Sie hatte in ihrem Eifer, ſtatt dem Baume den Rücken zu kehren, ihm das Geſicht zugewandt, und jetzt, da ſie umkehren wollte, kam ſie immer weiter ab. Eine halbe Stunde mochte ſie gegangen ſein, als ſie endlich ſtill hielt. Noch hatte ſie keine Furcht, noch glaubte ſie ſich nicht verirrt; das Dorfmädchen verzagt nicht ſo leicht.

Endlich aber ſah Marie gar keine Heidelbeerhügel mehr, und in der Ferne hörte ſie die dumpfen Schläge der Holzhauer, die in der Coupe ſein mußten, wie es dort heißt. Sie blieb ſtehen und rief laut alle Namen der Mädchen und Frauen in der Geſellſchaft, aber nur das Echo antwortete ihr. Noch verzagte ſie nicht; als ſie aber kurz darauf die Sonne untergehen ſah, fing ihr das Herz an zu pochen; die Aexte hallten nicht mehr, und nun wußte ſie gar keinen Weg. Schnell wie ein Reh lief

Marie in den Holzſchlag, aber der Holzſchlag ſelbſt mochte eine ganze Stunde im Umfang haben, und der Abend lief ihr auf den Ferſen nach. „Holla, ho!“ ſchrie ſie ein- über das andere Mal, „Bauer hilf!“ Aber Niemand antwortete ihr. Nun erſt behauptete die Mädchennatur ihre Rechte. Schon flirrte es ihr vor den Augen, alle Holzhauer ſchienen bereits nach Hauſe gegangen zu ſein, in ein fremdes Dorf, wohin ſie den Weg nicht kannte, ſie ſah in ihrer ſchwindelnden Angſt Wölfe und Schlangen und Füchſe, ſie verlor die Geiſtesgegenwart, ſank auf den Grasboden nieder und fing laut zu ſchluchzen an. „Mein armes Würmchen,“ ſchrie ſie weinend, „mein armes Kind wird Durſt haben, die kleine Staſi kann ihm nicht zu trinken geben; o, mein Gott, ſtehe mir bei, damit ich bald zu meinem Kinde komme, ich will mich nie mehr ſo lange von ihm entfernen.“ Es fiel ihr ein, zu beten. Als ſie das Vaterunſer hergeſagt hatte, erblickte ſie in der Ferne Rauch, der mitten unter Bäumen emporkräuſelte. Es war bereits Dämmerung, und die Zweige

flüſterten einander ihr Abendgebet zu. Aufſtehen, die Schürze um den Leib gürten, die Heidelbeeren wegwerfen und im Fluge dem Rauche zueilen, war das Werk eines Augenblickes. Ganz athemlos ſtand ſie jetzt vor einer Hütte, die dem Waldhüter gewöhnlich zur Wohnung dient. Dieſe Hütte iſt aus einigen rohen Baumſtämmen gebaut und mit Erde überworfen, ſo daß ſie einem in den Boden gegrabenen Keller gleicht. Meiſt bauten die Köhler ſich ſolche Hütten, wie ſie noch heutigen Tages im Elſaß anzutreffen ſind. Aber nun fand ſich eine andere Schwierigkeit. Marie ſah keine Thüre, denn auch dieſe iſt mit Erde und Weiden überdeckt, ſo daß man ſie, wenn ſie zufällt — die Hütte iſt ſchräg wie ein Dach — nicht mehr ſehen kann. Sie ſchlich um die Hütte und ſuchte den Eingang, als ſie Männerſtimmen zu hören glaubte. Sie legte ihr Ohr hart an die Wand, und glaubte die Worte: „Trumpf aus!“ zu unterſcheiden. Die Worte wiederholten ſich mehrmals, und ſogar die Stimme ſchien ihr bekannt. Immer aufmerkſamer horchte ſie, und nun kam es ihr

vor, als sei es die Stimme ihres Natzi. Aber wie sollte der in die Waldhütte kommen, da er doch vier Stunden weit von hier Oberknecht war? Andere Stimmen antworteten, ein Gemurmel entstand, das Wort Spitzbub' fiel, ein dumpfer Schlag — Gebrüll — Murren, ein Lärm, der so stark ward, daß sie die Worte verstand, sie hörte bald, daß die Leute drinnen sich schlugen, und einer von ihnen so schrie, als sei er zu Tode verwundet. Wie eine Löwin umrannte sie die Hütte, stieß mit beiden Fäusten gegen die Wand, und fand endlich die Thür, die sie trotz ihrer ungeheuern Wucht in die Höhe hob. Als sie sie aufriß, fand sie vier Männer, die sich blutig geschlagen, darunter ihren Natzi, der in einer Ecke besinnungslos lag. Die Männer stutzten, als sie erschien und es trat eine Pause ein. Marie lief zu ihrem Natzi, richtete ihn auf und wischte ihm den Schweiß und das Blut von der Stirn. Als er zur Besinnung kam und Marien erblickte, glaubte er gestorben und im Himmel zu sein, wo er Rechenschaft ablegen sollte; bald aber gemahnten ihn die Gestalten

ſeiner Kameraden, daß er noch auf Erden ſei. „Nicht genug," hieß es, „daß er ein Betrüger im Spiel iſt, dieſer Flauſenburſche, er verführt auch noch die Mädels im Dorfe und läßt ſie ſitzen. Zu Rohrwiller hat er eine ſo ins Unglück geſtürzt, jetzt will er uns noch das Geld abſtehlen, damit er ſeinen Pferden, mit denen er Holz holt, Hafer geben kann, weil er das Hafergeld immer vertrunken hat." „Das iſt gelogen," ſchrie Marie, „Natzi iſt mein Bruder, und nicht ſo ſchlecht, wie Ihr ſagt. Pfui, ſchämt Ihr Euch nicht, Drei gegen Einen, iſt das eine Kunſt, Einen zu bezwingen!" — „Meiner Seel'," antwortete Michel, „ich hab' nicht mehr gewußt, wo ich hingeſchlagen habe, ich glaube, Fritz, Du haſt mehr als einen Naſenſtüber bekommen, das macht mehr als Kreuzaß." „Aber, Teufelsmädel," ſagte Fritz zu Marien, „wo kommſt Du denn daher, wie haſt Du die Thür hier aufbrechen können, die war doch von inwendig zu?" „Ich habe mir es gedacht, daß mein Bruder hier ſitzt und ſpielt. Im Wirthshaus iſt es verboten, darum ſetzt Ihr Euch in

den Wald, Ihr liederlichen Kerle.“ „Meiner Seel!,“ ſagte Michel, „Du haſt Recht, der Anton hier macht ein Maul, als wollte er den Rhein austrinken, es iſt aber bloß aufgeſchwollen, wir ſind halt Alle keinen Heller werth. Komm, Natzi, gieb die Karte, es war halt nur Spaß.“ Aber Natzi antwortete nicht, es ſchien ihm Alles ein Traum, dabei hatte er Schmerzen an der Stirn, die ſo ſtark blutete, daß ihm jeder Spaß verging. „Marie, Marie!“ ſcholl es jetzt von allen Seiten aus der Ferne, das Waldecho wiederholte den Namen zwanzig Mal nacheinander, je nachdem der Rufer ein Mädchen oder ein Mann war. Es war die Heidelbeergeſellſchaft, die Marien ſuchte, und trotz der einbrechenden Nacht nicht ohne ſie nach Hauſe gehen wollte. Marie antwortete laut, „hier,“ doch um der Ankunft der Geſellſchaft vorzukommen, lief ſie ihr entgegen. Sie hatte Natzi aus der Hütte gezogen; dieſer beſchämt, lud ſie ein, mit ihm ins Dorf zu gehen, wo ſein Wagen ſtünde, um mit ihr zu plaudern. „Und Du fragſt nicht nach Deinem Kinde?“ warf ſie

ihm vor, „Du haſt ſo weit zu mir, als ich zu Dir, komm Du morgen zu mir.“ „Ich komme, Marie,“ verſetzte Natzi, „und bald heirathen wir, ſonſt werde ich liederlich. Das ſehe ich jeden Tag mehr ein.“ „Nun gehe,“ ſagte dieſe, „wenn die Leute mich mit Dir ſähen, ſo hieße es, ich wäre mit einem Burſchen getroffen worden. Ach, die Leute ſind ſo böſe. Gute Nacht!“ Marie lief nach einer entgegengeſetzten Seite, antwortete laut „hier“ und traf ihre Geſellſchaft wieder. Als ſie nach Hauſe kamen, ſpazierte ihnen faſt das ganze Dorf entgegen, das ſie verloren glaubte.

Faſt ſeit drei Monaten ſchon hatte Greſſian, den ſonntäglichen Kirchengang abgerechnet, ſeine Mühle nicht verlaſſen, weder ſeinen Oheim noch Katharinen beſucht, während dieſer Zeit aber auch die Stube ſeines Herrn nicht betreten und die Gegenwart Selmel's ſo viel als möglich gemieden. Dieſe ſah und merkte dieß wohl, vermied aber ſeinen Anblick ebenfalls, denn ſie wußte, daß er es ſo wollte. Aber ſie mied auch jedes andere Vergnügen, als das, mit

ihrer Mutter zuweilen durch das kleine Wäldchen zu ſchlendern, Blumen und Pflanzen zu ziehen. Seit einiger Zeit jedoch hatte das unruhige Mädchen wieder beſondere Freude an der Feldarbeit, und als die Heuernte kam, ging ſie jeden Tag mit den Mägden auf die Matten, half ihnen das Gras auf Schichten rechen, trank aus ihrem Waſſerkruge, aß von ihrem Brod, ſchlürfte von ihrer Butter- und Sauermilch, und trug ſogar den gewöhnlichen breiträndrigen Strohhut, obgleich ſie einen weit feineren Florentiner hatte. Warum Selmel dieß that? Das hatte ſeine Gründe. Der Dorfſchulmeiſter kam ſeit einiger Zeit ſehr oft zu ihrem Vater, da wurde ein Langes und Breites über einen Herrn Knoterer aus Straßburg geſprochen, und das kluge Mädchen ahnte, daß ſie eine Stadtdame werden ſollte, was ſie gerade nicht ſehr zu wünſchen ſchien. Eines Morgens, als die Sonne blutheiß aufging, fragte der Bruchmüller ſeine Frau, warum er denn den Greſſian gar nicht ſähe? Das Waſſer ſei klein, die Mühle ſtehe ſchon ſeit zwei Tagen ſtill; ob denn der Herr Ober-

knecht ſpazieren gehe, er könne ſich wohl mit ins Heu trollen und ſo einen Taglöhner erſparen.

Selmel's Mutter aber antwortete, Greſſian ſei bloß für die Mühle da, er ſei zu ſtolz im Felde zu arbeiten. Man dürfe ihm übrigens kein böſes Wörtchen geben, da ihn die ganze Umgegend liebe, und er ungemein empfindlich ſei. „Ei was," verſetzte Selmel, „ich wette, wenn Sie ihn, liebe Mutter, einladen, ſo geht er mit ins Heu; er iſt ja übrigens unſer Knecht und wir können mit ihm machen, was wir wollen, nicht wahr Vater?" „Ei Selmel," ſagte dieſer, „Du wirſt ja ganz und gar böſe, Du warſt doch ſonſt ſo weich, übrigens haſt Du Recht. Wenn das Ding ſo fort geht, ſo iſt Greſſian Herr und ich ſein Knecht; habe ich ihn doch in zwei Monaten nicht geſehen. Was macht er denn da oben in ſeiner Mühle?" „Ich wiederhole Dir," verſetzte die Mutter, „daß wenn Du ihm ein böſes Wörtchen giebſt, er die Mühle verläßt, und das wollen ja nur die Müller alle in der Umgegend. Der Ratzi, ſo liederlich er war, hat Dir mehr als einen

Kunden vertrieben; geht aber der Greſſian fort, dann gute Nacht, Mühle; dann kann die Zorn lange faſten, denn die Bauern lieben Dich nicht, Alter! Du biſt ihnen zu hoffärtig und unterhältſt Dich nur mit dem Schullehrer, der bloß den Reichen ſchmeichelt. Uebrigens will ich's dem Greſſian ſagen, nur halte Du das Maul, und Du, Selmel, auch." Indem ſie dieß ſagte, winkte ſie ihr mit dem Zeigefinger. Wie wäre es einem Mädchen auch möglich, ihrer guten Mutter ein Geheimniß verborgen zu halten? „Laß die Mutter nur machen," ſagte jetzt Selmel zu ihrem Vater im Schmeicheltone, „ſie weiß Alles beſſer einzurichten." „Ja," verſetzte dieſer, „daß ich mein Wort nicht vergeſſe, Selmel! Es kommt bald ein Herr aus Straßburg, der Dich heirathen möchte; ich will ſehen! Wenn er mir gefällt, dann heiratheſt Du ihn, aber ziehe Dich immer ein bischen ordentlich an. Wenn er dumm iſt, ſo ein Kreuzbeiner, ſo brauchſt Du keine Sorge zu haben, ich kenne ſchon Deinen Geſchmack." „Meinen Geſchmack?" verſetzte Selmel fragend. „Ei, wiſſen Sie denn

nicht, Vater, daß ich ein dummes Mädel bin, und daß mir ein ſchöner braver Bauernburſche lieber iſt, als ſo ein Städter? Ja, wenn ich Franzöſiſch verſtünde, wenn ich ſchön ſprechen könnte, ich möcht' ſchon in der Stadt wohnen; aber wiſſen Sie noch, Vater, wie ſie mich einmal im Theater zu Straßburg ausgelacht haben, als ich laut aufſchrie, wie ſich der weiße Marmorſtein in einer Oper in die Höhe richtete? Seit dieſer Zeit kann ich die Stadt nicht mehr leiden." „Ei," antwortete der Alte, „Du kannſt hier bleiben, ich ſuche nur einen reichen Mann, der was iſt, ſo einen Maire, einen General, einen Deputirten! Du biſt ja reicher als alle die Scharwenzler. Dann heißt's, des Bruchmüllers Selmel heirathet den und den großen Herrn, ja der kann's einmal, und, das habe ich gern." Die Mutter kam indeſſen zurück und verkündigte, der Greſſian werde heute mit ins Heu gehen. „Damit es aber nicht ausſieht, als ginge er als Knecht, ſo gehſt Du auch mit, Selmel," fügte die gute Mutter hinzu. „Mir an," (ſtatt was liegt daran) ſagte der Alte,

„ich komme ſelbſt auf die Matten; es iſt jetzt doch nichts zu Hauſe zu thun. Alſo ſchnell den Kaffee her, Greſſian kann mittrinken, weil ihn doch die Mutter für etwas Apartes hält.“

Greſſian aber willigte ein, mit ins Heu zu gehen, ſchlug jedoch den Kaffee ab, indem er vorgab, bereits gefrühſtückt zu haben. Der Wagen ſtand angeſpannt vor der Thür, die beiden Schimmel ſcharrten und ſchnaubten vor Ungeduld, denn die Sonne brannte glühend auf ſie nieder. Selmel ließ dießmal das Waſſerfaß mit Wein füllen und bald ſchwangen ſich einige Mägde und Knechte auf den Wagen, unter ihnen Selmel und Greſſian, und ſo fuhr man ins Heu.

Sie waren kaum eine halbe Stunde auf den Matten, das Heu war kaum auf Schichten gerechet, als Nazi und Marie Arm in Arm auf die Wieſen kamen. Groß war die Freude Selmel's bei dieſem Anblick. Nazi ging gerade auf ſeinen Bruder zu, der auf dem Wagen ſtand, um das Heu gleich zu legen, und kündigte ihm an, daß er Marien heirathen werde, und das je eher je lieber. Dieſe fröhliche Begegnung

brachte eine lange Pauſe in die Arbeit. Selmel ließ alle Arbeiter auf einem Platze zuſammenkommen; bald hörte man das Sauſen der unbarmherzigen Senſe nicht mehr, das regelmäßige Getön des Senſeſchleifens verſtummte ebenfalls, hier verließ man die Grasſchichte, dort warf man den Rechen weg und lief in den Graben, den Selmel zum gemüthlichen Trinkplatz auserleſen hatte. Der Hahn am Fäßchen weinte bald nicht mehr, denn der Durſt war größer als die Arbeit, und dann galt es ja, auf das Wohl des neuen Paares zu trinken. Man wälzte ſich auf dem Grasboden, warf einander muthwillig ins Heu, hier ſchnitt man ſich eine Pfeife aus dickem Haferhalm, dort krähte ein anderer, in zwei Grasblätter künſtlich blaſend, Alles war ausgelaſſen, ſogar die Pferde wieherten laut dazwiſchen, nur Greſſian blieb in ſeinem Ernſt und unterhielt ſich mit ſeinem Bruder. „Wer kommt von dort oben?“ rief endlich Selmel, „drei Männer —

Es fuhren drei Schneider wohl über den Rhein!

Jeſus Maria, es iſt der Vater, der Schullehrer und noch Jemand. Schnell an die Arbeit, Ihr

Leute, ſonſt geht's los, der Vater kommt.“ In einem Nu hatte Jeder ein Werkzeug zur Hand, Selmel ſelbſt rechte Heu, und mit einer Wuth, als zahlte man's ihr; Greſſian ſtand wieder auf dem Wagen, und dießmal reichte ihm Natzi das Heu hinauf. Als die Schichte aufgeladen war, führte Natzi die Pferde dahin, wo Selmel allein arbeitete. Der Vater kam endlich mit ſeinen Gefährten und ſtellte dem fremden Herrn ſeine Tochter und ſeine Matten vor. Er hätte gern Natzi zur Rede geſtellt, aber des Fremden Gegenwart hinderte ihn daran. Selmel machte einen excentriſchen Knix und rechte weiter. Der Fremde knüpfte ſogleich mit ihr ein Geſpräch an, denn ſie gefiel ihm ungemein. Warum ſollte ſie auch nicht? Denn daß Selmel für ein Dorfmädchen ungemein reizend war, konnte Niemand läugnen. „Braucht man in der Stadt auch Heu?“ fragte ſie abſichtlich, nicht naiv, ihren Freier; denn daß es ein Freier war, hatte ſie augenblicklich errathen. — „Gewiß,“ verſetzte der Herr, „wir haben auch Ochſen und Eſel in der Stadt.“ — „Ei was das nicht iſt,“ verſetzte ſie, „ich dachte,

in der Stadt gäb' es nur geſcheidte Leute." — „O, nein," erwiederte dieſer. — „Ich glaub's ſchon," verſetzte ſie raſch, „aber die Geſcheidten bleiben gewöhnlich in der Stadt." — Der Fremde biß ſich in die Lippen. — „Selmel," murmelte der Vater; ſie aber bekümmerte ſich nicht darum und fuhr fort: „Es thut mir leid, mein Herr," ſagte ſie, „daß ich Ihnen mit nichts aufwarten kann. Unſer Waſſer iſt ausgetrunken, alles was ich Ihnen anbieten kann, iſt mein Rechen hier. Da nehmen Sie, ich will Ihnen einmal zuſehen." — Wie behext ſtand der fremde, geputzte Herr da. — „Biſt Du närriſch?" ſchrie der Vater, „behandelt man ſo einen großen Herrn?" Der Schulmeiſter ſtutzte und ſchwieg. „Greſſian!" rief Selmel, „komm herab, der Herr hier hat Durſt, wir wollen ihn in die Zorn fahren." Dabei lachte ſie laut auf, daß Greſſian ſelbſt nicht wußte, was er ſagen ſollte. Der fremde Herr verſtand ebenfalls nicht, wo das hinauswollte, und flüſterte mit dem Dorfſchullehrer, der immer noch die Achſel zuckte. „Selmel," murmelte der Vater leiſe, „wenn Du ſo fortfährſt,

bekommſt Du eine Ohrfeige von mir.“ Selmel aber hörte nicht. Unter öfterem Lachen und Schütteln, fing ſie endlich laut zu ſingen an, und ſang das Lied von den drei Schneidern mit gellender Stimme. Ihr Vater hielt endlich Wort und gab ihr eine Ohrfeige, als der Fremde hinzuſprang. „Unglückſeliger Vater!“ ſchrie er, „ſehen Sie denn nicht, daß Ihre Tochter eine Närrin, daß ſie wahnſinnig iſt? Holen Sie ihr einen Arzt, das iſt beſſer, als Ohrfeigen. Was mich betrifft, ſo empfehle ich mich Ihnen, laſſen Sie meinen char à banc vorfahren; ich kehre wieder nach Hauſe zurück.“ Bei den Worten: Närrin, wahnſinnig, lachten alle Arbeiter laut auf, Selmel ſelbſt lachte herzlich, nahm ihre Ohrfeige gutwillig, ſprach aber den ganzen Tag hindurch nicht eine Sylbe mehr. Der Fremde entfernte ſich, Selmel blieb, aber da ſie in einen düſtern Trübſinn verfiel, ſo glaubte man am Ende, es ſei doch etwas Wahres an der Sache. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen ſtarren, tiefen Blick auf Greſſian, der allein ſie verſtand, aber den Muth nicht hatte, oder beſſer, zu ſtolz war,

sie anzureden. Selmel fuhr mit dem Vater und dem Schullehrer nach Hause, Gressian hingegen folgte ganz allein dem Heuwagen nach. Die Mutter erschrack, der Vater war wüthend, Selmel mußte acht Tage lang das Zimmer hüten, und war darauf wieder vollkommen genesen. —

Mancher Leser wird nach dieser skizzenhaften Zeichnung fragen: warum Selmel und Gressian, wenn sie, wie nicht zu verkennen, einander liebten, nicht mit einer Sylbe sich über das Geheimniß ihrer stummen Liebe zu verständigen wagten? — Allein auf dem Dorfe sind die Charaktere stets schroffer, die Herzen offener, aber seine Leidenschaften tiefer und die Vorurtheile mächtiger als in der Stadt; die kleinen Städte stehen in der Mitte und prunken mit den Lächerlichkeiten und Vorurtheilen beider. Ein Land mit lauter Dörfern oder lauter Städten wäre ohne Vorurtheile, weil seine Vorurtheile zur Sitte, d. h. zum Gesetz würden. So aber verlacht der Eine, was dem Andern heilig ist, und Stadt und Land

ſind, man ſage was man will, geheime Feinde; ein Land aber mit vielen kleinen Städten iſt das unglückſeligſte von allen, weil es ſich nur durch den Egoismus, den Großvater aller Vorurtheile, erhält, weil es mit einem Worte krähwinkelhaft iſt, und von Spießbürgern regiert wird, die ſich für Könige der Erde halten.

Selmel wäre lieber in die Erde geſunken, ehe ſie Greſſian ihre Liebe geſtanden hätte; denn Selmel war nur ein Landmädchen, geſcheidt, aber eingebildet, und Greſſian war ihr Knecht, während ſie über Hunderttauſende gebot. Die Natur freilich kümmert ſich nicht um ſolche Albernheiten; aber das Vorurtheil iſt ſtärker als die Natur, beſiegt und tödtet ſie oft, und wenn es ſie nicht tödtet, ſo verſchließt es ihr doch die Lippen. Selmel öffnete daher ihr Herz ſogar ihrer Mutter nicht, obſchon dieſe von Allem wußte, und nur deßwegen ſchwieg, weil ſie einſah, daß ein einziges Wörtchen die Wunde verſchlimmern würde.

Greſſian hingegen war viel zu ſtolz, um einen Korb zu ertragen. Das Mädchen verführen? Eher hätte er ſich von den Mühlſteinen

zermalmen laſſen. Ihr ſeine Liebe geſtehen? Nein, dachte er, ſie muß den Anfang machen, ſie weiß, daß ich ſie liebe. Dann wollte er nicht aus dem Hauſe und Selmel nicht in den Augen des Dorfes bloßſtellen. Denn nicht ein Mädchen wäre im Dorfe geweſen, das nicht ſchadenfroh, ſtatt an Selmel's Glück, ſich an ihres Vaters Unglück geweidet und triumphirt hätte, daß ſein Bauernſtolz ſo tief gedemüthigt ſei. Dann dachte Greſſian, das Dorf ſoll nicht ſagen, der Greſſian freite um ein reiches Mädel, und zog mit einer langen Naſe ab. Selmel ſelbſt wußte dieß alles, und freute ſich innerlich über den Charakter ihres Geliebten, ohne es ihm ſagen zu dürfen. Sie beſchloß daher, vorerſt zu warten. Lebt doch die Liebe nur von der Hoffnung! Ferner beſchloß ſie in ihrer Einfachheit, ſich alle Liebhaber, auf welche Weiſe es immer ſei, vom Halſe zu ſchaffen. Die Geſchichte David's, der ſich verrückt ſtellte, um ſich zu retten, und die ſie vielleicht hundert Mal geleſen, gab den Gedanken ein, die Wahnſinnige zu ſpielen. Aber das Dorfmädchen bedachte die Folgen nicht. Wie ſollte

ſie die Rolle vor ihren Eltern durchführen? Oder wird Greſſian das Spiel durchſchauen, und ebenfalls warten? Sie wußte, daß Katharina ihn liebte, und daß ſein Oheim ihn zum Tochtermanne verlangte. Indeſſen ſtellte ſie Alles dem Zufall anheim, im Dorfe aber hieß es, Selmel ſei tiefſinnig geworden.

Jener Tag auf der Wieſe war ihr letzter Freudentag, die Löſung rückte unaufhaltſam immer näher. Natzi kam den folgenden Tag ins Haus, nahm wieder Dienſte bei dem Bruchmüller, der ihn gern aufnahm, und verkündete, er werde ſeine Hochzeit in vierzehn Tagen feiern. Es lag in Greſſian's Ehrgefühl, die Hochzeit ſo glänzend als möglich zu machen, und obwohl dieß gegen die jungfräuliche Sitte und Mariens Zuſtand verſtoßen hätte, ſo veranſtaltete er doch wenigſtens einen Tanz für die jungen Leute. Der Dorfſchullehrer, den Selmel jetzt nicht mehr nach Hauſe begleiten ließ, kam indeſſen noch oft zum Beſuch, ohne daß ſeine ehemalige Schülerin ein Wort mit ihm ſprach; er ſchrieb es ihrem Tiefſinn zu, allein es war Verachtung. Der Schul-

lehrer machte nämlich den Kuppler; er hatte zehn Kinder zu ernähren und nur 300 Fr. von der Regierung und 200 von der Gemeinde; hier konnte er ſpielend 2 bis 300 Fr. auf einmal verdienen. Selmel konnte es nicht abſchlagen, die Hochzeit Natzi's, dem ſie bereits den Ruderwurf verziehen hatte, mitzufeiern, ja ſie beſchloß, da Natzi um ihr Geheimniß wußte, ſich ihm ganz anzuvertrauen, und dieſer ſagte zu ihr: „Selmel, ich thue Alles!“ — Er hätte, ohne zu zucken, auf einen Wink von ihr die größte Sünde begangen, ſo wie das größte Opfer gebracht.

Am Hochzeitstage Natzi's fuhr Katharinen's Vater über die Brücke der Bruchmühle. Greſſian ſtand auf dem Mühlengang, Selmel auf der Haustreppe, der Vater Katharinen's aufrecht auf dem Wagen, die Zügel der Pferde in der Hand haltend. „Greſſian,“ rief er, „willſt Du das Katharinel noch nicht? Heute noch einmal trage ich es Dir an, dann warte ich noch ſechs Monate; denn das Mädel weint um Dich. Dann aber wirſt Du kommen und um ſie betteln, aber umſonſt, denn“ — hier warf er einen

Blick auf Selmel — „Deine Pläne, Greſſian, ſind lauter Flauſen, die Welt bleibt Welt, der Bruchmüller bleibt Bruchmüller, und der Greſſian der Greſſian. Ich ſag's, wie ich's denk', nichts für ungut — hopp!“ Somit knallte er mit der Peitſche und fuhr im Galopp nach Rohrwiller, was ſeinen Pferden ſchon lange nicht paſſirt war. Greſſian antwortete nicht und Selmel ſchwieg ebenfalls.

Als Greſſian beim Tanze, den er diesmal mitmachen mußte, mit Katharinen walzte, da erwachte die Eiferſucht Selmel's, die als Zuſchauerin und Brautführerin zugegen war; die Natur überwand ihre Eitelkeit, und ſie tanzte zuerſt mit Natzi, zum Erſtaunen aller Burſchen und Mädchen. Dann flüſterte Natzi Greſſian etwas in's Ohr, und dann hatte dieſer den Muth, ſie zum Tanze aufzufordern, wobei er zehnmal die Farbe wechſelte. Sie ſchlug es nicht ab. Greſſian tanzte wie ein Held, flink und frei, Selmel flog ihm nach. Im Taumel drückte er ſie an ſein Herz, ſtieß ſich durch die Menge mit dem zitternden Mädchen, dem das Herz

im Buſen ſelbſt mittanzte; ſeine Arme ſprachen ſtatt der Lippen das Wort: ich liebe Dich; ihr ſtilles Dulden erſparte die Antwort, und ſo verlebten beide zum erſten Male eine glückliche Viertelſtunde mit einander. Als der Walzer aufhörte und Greſſian ſie in das Trinkzimmer führte, ſetzte ſie ſich blaß nieder, ließ ihren Arm auf die Schulter ihres Tänzers fallen und rief ſeufzend: „O, Greſſian!“; das waren die einzigen Liebesworte, die ſie an ihn richtete; aber ihre ganze Seele lag im Ton dieſes Wortes. Greſſian wollte eben Muth faſſen und antworten, als eine Magd kam und Selmel im Namen des Vaters vom Tanze abholte, da fremde Herrſchaften angekommen ſeien. Bei dieſer Nachricht ſchwand die ſüße Täuſchung des Augenblicks. — Greſſian ſelbſt entfernte ſich, Katharina kam weinend nach Hauſe.

Diesmal war es der Unterpräfekt von Weiſſenburg, ein herabgekommener Adeliger, der um die reiche Hand der Müllerstochter warb. Sie war ihm ſchon im voraus zugeſagt, und er kam nicht, um zu freien, ſondern um zu

ſehen, ob er auch ſich herablaſſen ſolle, dieſes Mädchen als Braut heimzuführen. Er kam faſt nachläſſig gekleidet in einem Einſpänner vorgefahren und belächelte die ganze Wirthſchaft, während ihm die Hunderttauſende, von denen der Alte prahlte, doch ſehr gut ſchmeckten. Als er Selmel erblickte, die erhitzt vom Tanze kam, ſtutzte er. Wenn ich ſie ein wenig zurecht ſchneiden laſſe, dachte er, verdunkelt ſie alle Weiber in Weiſſenburg; le fait est, murmelte er hinzu qu'elle a une taille à ravir; c'est un beau corps de femme; allons, je l'emanciperai et je l'épouserai. — So dachte er bei ſich, denn ſein Deutſch war noch ſchlechter als das des Bruchmüllers. Aber Selmel ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen, der Abend, der Morgen und wieder ein Abend verging und Selmel hatte noch keine Sylbe geſprochen. Der Unterpräfekt witterte Hartnäckigkeit und meinte, er kenne das ſchon, es verginge wieder. Der Vater hatte ihr indeſſen im Stillen einige Ohrfeigen gegeben, und die Mutter ſchwieg dazu. Zwei Tage verſtrichen und Selmel hatte noch

keine Sylbe gesprochen; endlich sann der schlaue, junge Präfekt auf ein anderes Mittel. Ueber Tische warf er dem Vater in Gegenwart Selmel's vor, er habe ihm geschrieben, seine Tochter sei schön und gut erzogen, während sie häßlich und grob sei. Das Mittel wirkte fast; Selmel machte eine Bewegung, ihre Lippen bebten, aber sie faßte sich schnell und beschloß, sich an ihm zu rächen. Eine Grobheit verzeiht kein Frauenzimmer, und wäre es auch in Paraguai erzogen, ja es vergäße eher Haß und Liebe als eine Grobheit.

Selmel sprach noch denselben Abend, und zwar sehr viel und lange mit Natzi. —

Um Mitternacht stiegen drei Sechsmannskerle in das Zimmer des Präfekten, holten ihn aus dem Bette, drohten ihm mit dem Tode, wenn er einen Schrei thäte, banden ihm einen Strick um den Leib, trugen ihn an das Ufer der Zorn und tauften ihn dreimal in der schaumigen Fluth des Mühlganges. Darauf trugen sie ihn wieder in's Bett, deckten ihn warm zu und wünschten ihm guten Abend im Namen der Braut. Natzi war der Anführer gewesen.

Als den andern Morgen der Präfect das ganze Haus verfluchte, mit einem Proceſſe drohte, wozu ihm die Zeugen fehlten, und anſpannen ließ, hatte ſein Pferd kein Härchen mehr am Leibe, weder am Schweif noch am Kamm. Der Alte ſelbſt lachte ſich den Rücken voll und der Präfect erkrankte an einem Gallenfieber. — „Seht,“ rief ihm Natzi nach, „ſo ſchafft man ſich auf dem Dorfe die Freier vom Halſe!“

Der Vater Bruchmüller hatte eine ſonderbare Gewohnheit. Abends, ehe er zu Bette ging, zog er ſich bis aufs Hemd und die Unterhoſen aus, ſetzte ſich ſo in ſeinen Fauteuil und ſchwatzte oder ſpielte noch eine Stunde. Oft übernachteten ſeine Herlsheimer Spielkameraden in der Mühle, um mit ihm bis ſpät in die Nacht eine Partie Piquet ſpielen zu können. Heute aber dachte er nicht ans Spielen, ſondern ſaß im Lehnſtuhle, beide Hände hohl auf die Armlehnen geſtützt, und grübelte ſo ernſt, als gält' es, eine große Entdeckung zu machen. Die Mutter hatte ſich

bereits zu Bette gelegt, als er sich plötzlich erhob, sie scharf ansah und fragte: „Sag' einmal, Alte, erinnerst Du Dich nicht, in Deiner Familie einen Wahnsinnigen gehabt zu haben?“ — „Wie kommst Du auf diesen Gedanken?“ antwortete diese, indem sie sich zur Hälfte erhob und ihre Haube zurecht machte. — „Die Leute sagen,“ erwiederte er, „unsere Selmel sei wahnsinnig, und nach Allem, was ich sehe, bin ich fast geneigt, es zu glauben; sie geht herum, spricht kein Wort, gehorcht Niemanden, und verscheucht mir die besten Partieen, die ich im Kopfe für sie habe.“ — „Ei, alter Narr,“ schrie sie, „Du willst doch so klug sein, verstehst Alles, was in Paris vorgeht, und weißt am Ende nicht, was in Deinem eigenen Hause geschieht. Siehst Du denn nicht, daß die Selmel den Gressian gern hat, ja in ihn veramourirt ist?“ — Wie von einem elektrischen Schlag berührt, that der Alte einen Sprung rückwärts und schleuderte maschinenmäßig den Sessel unter den Tisch. „In den Gressian, unsern Knecht, ist sie vernarrt! Und das sagst Du mir erst jetzt?

Sie hat Dir's gar gestanden? Du bist so ein Weib aus Milch und Butter! Nicht wahr? sie hat geweint und Du hast ihr noch Hoffnung gemacht; eher aber erschlage sie das zehntausendfache Kreuzdonnerwetter, als ich sie meinem Knecht zur Frau gebe. Das wäre mir eine schöne Heirath!" — „Die Selmel hat mir gar nichts gesagt," versetzte die Mutter, „ich hab's blos gemerkt, und das schon längst. Das Mädel hat übrigens Deinen Kopf auf sich, es ist stolz und eigensinnig, und, wie ich die Sachen sehe, nimmt sie keinen andern, und läßt sich nicht zwingen." — „Was," schrie dieser auf, „Du selbst glaubst daran? Auf der Stelle muß mir der Bursche aus dem Hause, nicht über Nacht bleibt er mir mehr in meiner Gerechtigkeit: hinauf gehe ich und werfe ihn zum Bette hinaus, sonst verführt mir der Bursche noch mein Mädel, daß ich mich schämen muß, unter die Leute zu gehen." — Schon war er an der Thür, aber die alte Mutter sprang wie ein junges Mädchen aus dem Bette, faßte ihren Mann um den Leib und zog ihn von der Thür

weg. „Du fragst noch," schrie sie ihm zu. „ob keiner in unserer Familie verrückt ist, ei. Du bist's ja, kennst Du denn den Gressian nicht mehr? weißt Du nicht, daß er stolz und hochfahrend ist und sich nichts gefallen läßt, und daß er sechs, so wie Du bist, mit einem Finger zur Mühle hinauswirft, und dann, was werden die Leute sagen? des Bruchmüllers Selmel hat Bekanntschaft mit dem Gressian gehabt und der Bruchmüller hat ihn darum fortgejagt. Ist das eine Ehre für Dich? Schände ich meine Nase, so schände ich mein Gesicht, sagt das Sprichwort, merk' Dir das, denn Du wirst mir mit jedem Tag schlimmer, und was noch schlimmer, Du wirst beständig dümmer. Geht's mir nach, so heirathet die Selmel den Gressian; ich war auch arm, als Du Dich, alter Narr, in mich verschamerirt hast, warum soll die Selmel, die eben so reich ist, nicht einen armen Burschen heirathen dürfen? — Gressian ist ein braver Ehrenbursche; wenn er sie verführen wollte, so wär's schon geschehen; ja die Selmel selbst wäre, glaube ich, froh darum;

er aber hat den Muth nicht gehabt, ihr's zu ſagen. Alſo leg' Dich ins Bett und überlege Dir's anders; über Nacht kommt Rath." — „Ueber Nacht kommt Unheil," verſetzte dieſer raſch, „was ſchwatzſt Du mir ein Langes und Breites da vor, ich verſtehe kein Wort davon!" — „Ich wiederhole Dir," verſetzte ſie, „daß der Greſſian ſechs Bruchmüller wie Du biſt, mit einer Hand zu Kleien macht. Nun geh und wirf ihn zur Mühle hinaus." — Der Alte ſetzte ſich wieder in den Lehnſtuhl, den er unter dem Tiſch hervorholte, und ſeine Frau, die ihren Zweck erreichte, legte ſich wieder in's Bett, nachdem ſie die Thür von innen verſchloſſen und den Schlüſſel abgezogen hatte. Den andern Morgen ließ ſich der Bruchmüller früh ſeinen Rappen ſatteln, um nach Druſenheim zu reiten. Als er aufſaß, wünſchte ihm Greſſian einen guten Morgen, den er freundlich erwiederte. Folgendes hatte er beſchloſſen. Der Notarius in Druſenheim freite ſchon längſt um Selmel's Hand, aber er ſchien nicht reich genug. Jetzt aber, da es allenthalben hieß, Selmel ſei tief-

ſinnig, konnte er ſchon einige Thaler überſehen. Der Rath ſeiner Frau, den Greſſian nicht ſo aus dem Hauſe zu ſchicken, hatte im Verlauf der Nacht ſeinen Beifall gefunden; um ihn aber doch los zu werden, beſchloß er, ohne Wiſſen ſeiner Frau, Selmel mit dem Notarius zu verloben und dann erſt Greſſian zu verabſchieden. Der Notarius fand ſich nicht ſo leicht zufrieden, Selmel ſei wahnſinnig, hieß es, ja die Leute ſagten ſogar, es wäre ein Familienfehler. Der Bruchmüller aber erzählte ihm dann die Liebesgeſchichte mit Greſſian und verſicherte ihm, es ſei Alles pure Verſtellung, worauf der Verſpruch mit Zeugen ſtatt fand. Der Bruchmüller verſprach 20,000 Fr. baar — er hatte mehr als eine halbe Million im Vermögen — fünfzig Aecker und Wieſen, zwei Pferde und zwei Kühe nebſt Haus und Stallung. Der Notarius brachte ebenfalls 20,000 Fr. Im Contrat de mariage ſollte feſtgeſetzt werden, daß wenn Selmel ohne Kinder ſterben ſollte, dies Alles der Familie des Notarius anheimfalle, ſonſt aber nichts, da der Bruchmüller ſelbſt vor ſeinem Tode noch

darüber verfügen wollte. So wurde der Handel geſchloſſen. Der Notarius begleitete ſeinen Schwiegervater nach Hauſe und ſomit traten beide zuſammen ins Haus, das bereits einen unheilvollen Anſtrich hatte. Man ſieht es den Häuſern gleich an, wenn ihnen ein finſteres Unglück naht.

Selmel zuckte nicht, als ihr der Vater ihren neuen Stand ankündigte, der ironiſche Zug um ihren Mundwinkel hatte ſich ſeither bedeutend ausgebildet und ward faſt zur Grimaſſe. Sie ſpielte ſchon längſt eine paſſive Rolle im Hauſe, arbeitete wenig, dachte viel und blieb wie immer finſter und grollend, ſogar gegen ihre Mutter, die es nicht wagte, herzhaft mit ihrer Tochter zu ſprechen, weil ſie noch immer wünſchte und hoffte, die Sache werde ſich ſacht zum Guten wenden. Abends jedoch kündigte der Vater in Gegenwart Selmel's dem Bräutigam an, daß die Leute zwar ſagen, ſeine Tochter liebe den Oberknecht ſeiner Mühle, er habe es aber nie geglaubt und ſei überzeugt, daß dieſer Starr-

ſinn nach der Hochzeit verſchwinden werde. Selmel zuckte wieder mit den Lippen, aber ſie ſchwieg.

Am andern Morgen, als Vater und Mutter, Bräutigam und Braut beim Kaffee ſaßen, trat unerwartet Greſſian, geputzt und den Wichshut in der Hand, in die Stube; ihm nach kamen Ratzi, ſein Bruder, und noch zwei Knechte. Der Notarius, der Selmel's Geſchichte kannte, errieth gleich, daß dieß der Oberknecht ſei, denn ſie erröthete bis über die Stirn, und erblaßte gleich darauf. Er faßte ihn daher ſcharf in's Auge. „Was willſt Du, Greſſian?“ fragte der Müller, „haſt ja uns noch nicht einmal Glück gewünſcht?“ —

„Ich verlange meinen Lohn, Herr. Von dieſem Augenblick an bin ich Ihr Knecht nicht mehr, ich gehe fort. Die vierzehn letzten Tage ſchenke ich Euch, Herr Müller.“ Selmel nickte mit dem Kopfe; der Ton Greſſians gefiel ihr.

„Na,“ ſagte der Alte, „wenn Du's durchaus haben willſt, ſo laſſ' ich Dich ziehen, obſchon es mir leid thut, herzlich leid, denn Du warſt mir ein treuer Knecht.“

„Larifari,“ murmelte Nazi, „Eſſig mit Honig, gut für die Fliegen.“

„Was bin ich Dir ſchuldig, mein lieber Greſſian?“ fragte der Alte.

„Ich habe Euch zehn Jahre und einige Tage gedient, tauſend Franken.“ — Der Alte erhob ſich, ging in den Alkoven, holte einen Sack mit Geld, zählte tauſend Franken und ſtellte ſie hin.

„Und die Zinſen?“ rief Nazi. „Zehn Jahre, das trägt Zinſen.“

„Halt's Maul,“ ſchrie ihm Greſſian entgegen, „ich verlange keine Zinſen.“ —

„Weil Du ein Narr biſt,“ verſetzte dieſer.

„Und was thuſt Du jetzt, Greſſian, wo gehſt Du hin?“ fragte der Alte. — Greſſian ſchwieg. — „Sage mir Greſſian aufrichtig, wie viel Trinkgeld haſt Du in den zehn Jahren verdient? Die Mühle hat ſieben Gänge.“ — Selmel ſtand vom Tiſche auf.

„Zehntauſend Franken, Herr,“ erwiederte Greſſian kurz.

„Herr Notarius!“ rief der Müller ſeinem

Bräutigam entgegen, „ werden Sie Müllersknecht, ich zweifle, ob sie zehntausend Francs in so kurzer Zeit zurücklegen. Du bist ein braver Bursche, Gressian, ich hätte in meinem Leben es nicht geglaubt, daß meine Mühle tausend Francs jährlich an Trinkgeldern einträgt. — Und wo hast Du dieses Geld?"

„Ich habe mir Aecker im Rohrwiller Bann von den Juden gekauft, die ich nach und nach abzahlte, und die jetzt ein Drittheil mehr werth sind."

„ Und was machst Du jetzt?" fragte der Alte noch einmal.

„Ei," erwiederte Gressian mit Unwillen, „ich heirathe meine Cousine, die Katharine in Rohrwiller." — In diesem Augenblicke stieß Selmel einen gellenden Schrei aus und lief in den Alkoven, wo sie schluchzend und laut weinend niedersank auf das Kissen ihres Vaters. Der Alte ließ sich nichts merken, aber die Mutter und der Notarius liefen ihr nach, um sie zu trösten. Selmel stieß Beide, Anfangs sanft, dann aber heftiger zurück, und lief hinaus in den Garten.

„Was er thut? schrie jetzt Nazi. „Ei, Herr Müller, Sie haben nicht alle Mühlen gebaut: der Greſſian und ich, wir bauen uns eine neue, mit 15,000 Fr. kann man ſchon eine mit vier Gängen bauen, das Waſſer ſteht auch nicht in des Bruchmüllers Dienſt, und dann wird die Bruchmühle oft Sonntag halten, ich bin gut dafür.“

Das war ein Stich in das Herz des Müllers, der ihm weher that, als der Schrei ſeiner Tochter. —

„Eine Mühle bauen, Narr, feiger Burſche Du?“ ſchrie er Nazi entgegen, „wenn der Greſſian Muth und Verſtand gehabt hätte, ſo wäre er ſelbſt Bruchmüller jetzt. Warum kam er nicht und bat mich um die Selmel, die er ohnedies behert hat? Ich hätte ſie ihm wahrlich nicht abgeſchlagen; jetzt aber iſt's zu ſpät, Selmel iſt Braut, ich habe mein Wort gegeben, und das breche ich nicht, das weiß der Greſſian.“

Dieſe Worte, ſo falſch ſie gemeint waren, verfehlten ihren Eindruck nicht auf Greſſian, den geraden ſchlichten Mann; aber Nazi, der

ſelbſt ein Spitzbube war, ließ ſich nicht täuſchen. „Jetzt haben Sie gut ſchwatzen, Herr Bruchmüller, weil die Selmel Braut iſt; meinen Sie, ich wüßte nicht, daß Sie meinen Bruder zur Mühle hinauswerfen wollten? Meinen Sie, alter Spitzbube, ich wüßte nicht, daß Selmel's Mutter gern Ihre Tochter meinem Bruder gegeben hätte? Ich weiß Alles, und wenn ich es meinem Bruder nicht ſagte, ſo iſt's darum, weil er ein Narr iſt. Aber nehmt Euch in Acht, alter Spieler, Ihr kommt mir noch einmal unter die Hände, dann will ich Euch die Ohren reiben, daß man Kartoffelbrei aus Euch machen kann. Wäre ich an meines Bruders Stelle, ſo hätte ich Eure Tochter verführt und Euch obendrein eine lange Naſe gedreht.“ — Dieſe Worte klapperten wie Mühlräder ſchnell aufeinander; der Alte ſchäumte vor Wuth, Greſſian aber beſann ſich nicht lange, öffnete die Thür und warf mit einem Arm ſeinen Bruder hinaus, der übrigens keinen Widerſtand leiſtete. Dieß gefiel dem Alten. Er war noch mehr erſtaunt, als Greſſian zu ihm ſagte: „Herr,

glaubt nicht, was mein Bruder da gesagt. Er will schon längst eine Mühle bauen, ich thue es nicht, so lange Ihr lebt; deß Brod ich gegessen, deß Lied ich singe. Ich werde Euch nie mit Eurem Gelde Schaden thun; ich gehe nach Rohrwiller, heirathe meine Cousine und werde Bauer. Adieu, Herr Bruchmüller, sein Sie nicht böse über mich. Gott befohlen!" — Somit schob er sein Geld in die Tasche und sprang der Thür zu. „Gressian!" schrie der Alte, dem jetzt die Thränen in den Augen standen, „gieb mir Deine Hand! Bei Gott, Du bist ein braver Bursche und ich that Dir Unrecht!" Aber Gressian hatte schon die Klinke in der Hand und entfernte sich rasch. Zwei andere Knechte nahmen ebenfalls ihren Abschied und begleiteten ihn, seinen Bruder und dessen Frau Marie nach Rohrwiller. Marie erzählte, daß die Selmel wie wüthend auf den Matten herumliefe, und daß der Alte Reue zu haben scheine. „Was geht das mich an?" sagte endlich Gressian, „er darf morgen kommen und mir seine Tochter anbieten, ich bin ein Schuft, wenn ich

ſie nehme. Der Stolz frißt ſie alle auf, ſogar die Mutter und die Selmel ſelbſt waren immer zu ſtolz, mit mir davon zu ſprechen. Katharinel hat Recht. In vierzehn Tagen bin ich ihr Mann, und ſomit will ich von der ganzen Familie nichts mehr wiſſen. — "

Vierzehn Tage darauf heirathete Greſſian in Rohrwiller, und Selmel, die ſich nun ausgeweint hatte und ſtill zu ſein ſchien, in Druſenheim. Der ganze Roman ſchien zu Ende, und Selmel ſelbſt geſund und zufrieden.

In der gebildeten Welt iſt der Verſtand, das heißt, das Verſtändniß ſtärker ausgebildet als das Herz, wenn letzteres nicht von Natur groß iſt; beim Volke hingegen ſteigt der Verſtand bis auf einen gewiſſen Grad, unterliegt aber immer dem Herzen. Der gebildete Menſch raiſonnirt und ſucht Optimiſt zu werden; er unterwirft ſich mit der Zeit den Thatſachen, und ſucht durch Gewohnheit ihrer Meiſter zu werden, das Volk hingegen hat dieſen Vortheil

nicht; entweder es ſiegt oder ſtirbt; denn ein Mann aus dem Volke raiſonnirt nur bis zu einem gewiſſen Punkte; dann ſtürzt das ganze Kartenhaus vom Hauch eines Seufzers zuſammen, und die Natur behauptet ihr Recht. Deswegen kann man es wohl mit einer Rede feſſeln, kommt aber am Ende dieſer Rede nur ein Wörtchen vor, das ſeine Vorurtheile, die Träume ſeines Herzens verletzt, dann war alles umſonſt.

Selmel war ein Volksmädchen, ſtolz, pfiffig, klug, aber dennoch gerade und gut. Ihre Bildung ging bis zu einem gewiſſen Grade; hatte ſie doch die Bibel geleſen, aber dieſe Bildung drang nicht bis in das Innere ihres Herzens. Die Vorurtheile blieben dieſelben, die Leidenſchaften äußerten ſich auf dieſelbe Art, und wenn ſie auch für das klügſte Mädchen im ganzen Kanton galt, ſo hätte ſie in der Stadt doch für ein dummes, unwiſſendes Gänschen gegolten. Ihre Natur war mehr werth, als alle erkünſtelte Bildung. Dieß eben war ihr Unglück. Schon ſeit Monden ließ ſie ſich gehen, ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſie würde Greſſian nie hei-

rathen dürfen, und that deswegen keinen Schritt zu diesem Zweck; ein Stadtmädchen wäre am Ende den Eltern zu Füßen gefallen; von solchen Dingen weiß man nichts auf dem Dorfe. Sie hatte sich ferner vorgenommen, ihre Freier durch List und Grobheit los zu werden, und sie that es trotz ihrer Eltern; nun aber der Kampf vorüber war, erschlaffte in ihr alle Thätigkeit, und sie ward nun wirklich tiefsinnig. Als Gressian erklärte, er heirathe Katharinen, fühlte sie etwas wie schneidende Messer im Herzen; der Schmerz gab ihr neue Kraft, und sie konnte weinen, eine Linderung für ihren Trübsinn. Den Notarius heirathete sie aus Gleichgültigkeit, und weil sie vom Leben nichts mehr zu hoffen hatte. Sie spielte dabei eine ganz leidende Rolle, wie ein Stadtmädchen von sechzehn Jahren, was auf dem Lande selten geschieht, wo die Mädchen, was man überhaupt in der Stadt nicht glauben will, mehr nach der Stimme ihres Herzens wählen.

Wie eine starre Ruhe vor dem Sturm, so die scheinbare Ergebung Selmel's in ihr Schicksal.

Der Notarius ließ ſie gehen und glaubte in ihrem ſtillen Nachſinnen nichts als ſein Glück zu erkennen. Einſt aber ging er in einem zärtlichen Anfall auf ſie mit offenen Armen zu, um ſie zu küſſen. Was willſt Du von mir? ſchrie ſie mit ſtierem Blicke ihn an. Ei, verſetzte er, ich will meine Frau umarmen, meine liebe Selmel. Das Wort Frau ſchlug elektriſch auf ſie ein und lief in verſchiedenen Zuckungen durch all ihre Lebensfibern. Deine Frau, ſchrie ſie, indem ſie ihn mit einer ungewöhnlichen Kraft von ſich ſchleuderte und dann noch auf ihn mit einer Stecknadel zulief. Wären nicht Leute hinzugekommen, ſie hätte ihn getödtet. Wüthend, mit aufgelöſten Haaren ſtellte ſie ſich ihren Angreifern entgegen, und erſt nach langem Kampfe wurde ſie gefeſſelt und hinüber auf die Mühle zur Pflege gebracht. Bei ſolchen Gelegenheiten weiß man eben auf dem Lande auch kein anderes Mittel als den Arzt zu holen. Der Arzt kam faſt jeden Tag und entdeckte jeden Tag, daß die Selmel toll geworden ſei, — aus Liebe.

Eines Tages jedoch beſuchte ſie Katharine,

Greſſians Frau, ihre frühere Freundin. Sonderbarerweiſe ſchmeichelte ihr Selmel, gerade ſo etwa wie ein Weib ihrem Manne ſchmeichelt. Der Zufall wollte, daß der Arzt gerade hinzukam und es ſchien ihm von Bedeutung, als er erfuhr, Katharine ſei die Frau ihres frühern Geliebten. Weder ihr Vater noch ihre Mutter durfte vor ihr erſcheinen, ſie brach gleich in Wuth aus. Katharine allein ſchmeichelte ihr ruhig. Da beſchloß der Arzt, Greſſian ſelbſt vor ſie kommen zu laſſen. Vielleicht, dachte er, wirke das auf ſie wie eine Criſis. Die Gegenwart Greſſians ſollte auf den künftigen Sonntag feſtgeſetzt werden, aber inzwiſchen erkrankte die Mutter Selmels, der Gram um ihr verlorenes Kind, das ſie im Hauſe ſelbſt nicht einmal beſuchen durfte, hatte ihr das Herz gebrochen. An demſelben Sonntag wurde ſie zu Grabe getragen.

Montag morgen ſah man den alten Bruchmüller mit ſeinen weißen Haaren, den Hut in der Hand, zu Fuße nach Rohrwiller wandern. Auch ihn hatte der Schmerz ſtark zerrüttet. Er

zitterte im Gehen und sah beständig zur Erde. Plötzlich trat er in Greſſian's Stube mit entblößtem Haupte und weinenden Augen.

Greſſian, ſagte er, ich habe Dich als einen Ehrenmann kennen gelernt, mache mir keine Vorwürfe, ich weiß ja ſelbſt, daß ich an all meinem Unglück ſchuld bin. Du wollteſt auch nie das Maul aufthun. Nun bin ich allein, die Alte iſt todt, Selmel, Deine Selmel iſt krank, die Mühle ſteht ſtill, ich wünſche mir den Tod, der mich auch bald erhören wird. Komm hinüber zu mir, nimm die Mühle, ſie ſoll Dein ſein und nimm mich und die Selmel dazu. Deine Frau kann ſie und mich pflegen. Komm und verzeihe Deinem alten Müller. Ich hab' Dich denn doch immer recht lieb gehabt. Greſſian umarmte inbrünſtig ſeinen Herrn und geleitete ihn ſelbſt nach Hauſe. Als er Selmel ſah, erblaßte er, dieſe aber lächelte und winkte ihm, ohne ihn zu kennen.

Acht Tage ſpäter wohnte Greſſian wieder auf der Mühle, ſeine Frau pflegte Selmel mit aller Sorgfalt und bald konnte man ſie allein

ruhig ſitzen laſſen. Der Müller ſtarb bald nachher und vermachte Greſſian alle ſeine Reichthümer. Der Notar war mit ſeinen 20,000 Fr. und ſeinen 50 Morgen Acker zufrieden und treibt ſich in Straßburg herum.

Greſſian gab ſeiner erſten Tochter den Namen Selmel.

Selmel aber iſt nun bereits zehn Jahre bei Greſſian. Sie iſt ganz ruhig und ſcheint blos melancholiſch. In gewiſſen Jahrzeiten aber, beſonders in der Heuzeit, hat ſie heftige Krämpfe.

Sie hat viel, ſehr viel ſchon gelitten, die arme Selmel. Sie iſt ganz unkenntlich und leidet beſtändig noch.

Betet für ſie.

Frohni.

Ein Sittengemälde aus dem Elsaß.

Erſte Abtheilung.

Gerade dem alten Schloſſe bei Baden-Baden gegenüber, eine halbe Stunde vom Rhein, ſtreckt ſich in einem Halbzirkel, auf dem linken Rheinufer, ein Sandhügel von ungefähr zehn Stunden, von Suſtenheim bis nach dem letzten Bergrücken bei Hohnheim, eine Viertelſtunde von Straßburg, aus. Ehmals mochte wohl der Rhein hier direct von Straßburg hart an dieſem Hügel ſeinen Lauf genommen haben, die Bauern erzählen von faſt beſtändigen Ueberſchwemmungen, die ſonſt hier ihr Unweſen trieben, jetzt iſt die ganze Strecke vom Rhein bis an dies natürliche Ufer eine der fruchtbarſten Gegenden und eine der ſchönſten Ebenen, die man vom Straßburger Münſter aus ſehen kann. Man nennt ſie „das Ried.“ Auf

dem Hügel, bis weit ins Land, bis über Hagenau und fast bis gegen Niederbronn, ist der Boden stark mit Sand gemengt, ganze Strecken Landes liegen noch unbebaut, die meisten sind mit einem Wald bedeckt, der wohl fünfzehn Stunden in der Länge hat und den man „den Forst“ nennt. Andere Gegenden können nur zum Hopfen-, Röthel- und Kartoffelbau, höchstens zum Heidekraut benutzt werden. Auf dem Rücken des Hügels selbst aber wird die beste Erde für irdnes, gebranntes Geschirr gegraben. Das Suslenheimer Geschirr wird nach ganz Frankreich geschickt und gerade am Fuße des Hügels, wo tausend Quellen leichtfüßig sprudelnd sich über das Ried ergießen, wird seit einigen Jahren Torf gegraben. Einige Schritte weiter nimmt die Erde eine ganz andere Gestalt an. Die schönsten Wiesen wetteifern mit den buntesten Lebensfarben eines fruchtbaren Ackerfeldes, die Fichte weicht der Eiche und der Buche, die Kartoffelblüthe der romantischen Repsblume und den Klapprosen; die Eule verstummt und die Lerchen und Nachtigallen erheben ihr Geschmetter, aber mit diesen Vorzügen ist auch

der Uebelstand verbunden, daß der Boden, schnell vom Wasser getränkt und berauscht, sich übergiebt und sich oft beim geringsten Regen in hundert und hundert Teichen zu baden scheint; glücklicherweise dauert dieß nicht lange. Die vielen Bäche reißen das hervorschießende Wasser mit sich, das Wiesenfeld bleibt nie ganze acht Tage unter Wasser und große Ueberschwemmungen sind durch die Arbeiten am Rheinufer unmöglich gemacht worden.

Gerade auf der Abdachung dieses Hügels befindet sich ein Dorf Namens Schierein, wahrscheinlich von „schier am Rhein.“ Dieses Dorf, das vom Ried aus eine sehr malerische Lage hat, weil es, so zu sagen, wie eine Ziege den Berg hinaufklimmt, erstreckt sich auf dem Berg selbst längs des Forstes hin, der parallel mit ihm um die Wette läuft, so daß auf einer Seite der Wald und auf der andern die Häuser des Dorfes sich befinden. Von Schierein führen zwei Wege auf beiden Seiten in das hart daranliegende Dorf Schirrhoffen im Thale. Diese beiden Wege heißen der eine Küh'-, der andere Roßberg.

Schirrhoffen gehörte ehemals dem Herrn v. Waldstetten; er erlaubte schon vor 1789 den Juden, sich dort niederzulassen, vermittelst zehn Gulden Schutzgeld, und diese verfehlten nicht, Gebrauch von diesem Mittel zu machen. Ein goldfischfarbiges Bächlein stürzt aus dem Wald längs des Bergrückens durch das Dorf und ergießt sich in einen andern Bach, der das Thal herabfließt. Man kann sich keinen schönern Anblick denken, als wenn man sich auf die Spitze des Kühberges, das Gipfel genannt, in der Heujahrszeit stellt, um Menschen und Land zu beschauen. Tausend und tausend Hände regen sich in den verschiedensten Richtungen auf dem Wiesenfeld im Ried. Das Costüm der verschiedenen Eigenthümer und Mädchen der Wiesen, die oft zwei bis drei Stunden davon entfernt wohnen, ist eben so bunt als reinlich und Wohlhaben verkündend, nur der breiträndrige Strohhut und die gleiche Behendigkeit und Fröhlichkeit bringt sie unter das Scepter der Bauerngleichheit. Links erstreckt sich behaglich der Schwarzwald mit seinen immer frischen Wald- und Wiesen-

farben aus, rechts öſtlich ſieht man die Vogeſen, geradeaus zeichnet die Münſterſpitze, wie ein Bleiſtift von geſchickter Hand geführt, in die bläulichen Wolken hinein. Schade nur, daß ein Eichen- und Buchenwäldchen im Halbzirkel des Rieds, wenn ſchon maleriſch umgürtelt, doch ſo die Ausſicht auf den Rhein, der dicht hinter ihm läuft, verhindert. Faſt die Hälfte dieſes Rieds mit dem Dorfe Schirrhoffen war vor der Revolution das Eigenthum des Herrn von Waldſtetten, als er aber emigrirte, bemächtigten ſich die Bauern ſeiner Güter. Sein Haus, das ebenfalls auf einer Anhöhe ſtand und das man das Schlöſſel heißt, gehört jetzt einem Juden. In dieſem Dorfe trug ſich die Geſchichte zu, die ich hiermit wiedererzähle und deren Helden mir faſt alle perſönlich bekannt waren.

* * *

Früh bei Tagesanbruch regte und bewegte es ſich gewaltig in beiden Dörfern Schierein und Schirrhoffen. Die Laden flogen von allen Seiten auf und neugierige, noch halbverſchlafene Geſichter

guckten aus allen Fenstern. Einige Zigeuner, mehr als gewöhnlich geputzt, streiften von Haus zu Haus, wünschten einen schönen guten Morgen und luden die Einwohner zu einer Zigeunerhochzeit ein, die einige Schritte entfernt im Walde heute stattfinden sollte. So gewöhnt man im Dorfe an Zigeuner und an ihr Treiben im Walde war, so hatten Wenige doch noch eine Zigeunerhochzeit gesehen, und allgemein faßte man den Entschluß, dieser außergewöhnlichen Feierlichkeit beizuwohnen. Andere Zigeuner, worunter mehrere Frauen, liefen von Haus zu Haus, besonders zu den Juden und kauften alle kattunenen Kleider auf, die man ihnen nur verkaufen wollte, und nachdem sie ihre Einkäufe gemacht, liehen sie Geschirr und Leinenzeug, um das Fest würdig zu begehen. Man war sicher, daß sie das Geliehene wieder zurückbringen würden, übrigens versprachen sie Segen und Glück allen ihren Freunden und glaubten dem Dorfe eine Ehre zu erweisen, daß sie ihre Hochzeit gerade in dessen Mitte feierten. Einige Zeit hernach traf eine Truppe Scheerenschleifer, Kesselflicker,

Löffelgießer und Korbmacher ein, die in einer Scheune am Ende des Dorfes geſchlafen hatten. Dieſe waren keine Zigeuner, ſondern theils Deutſche, theils Elſaßer, aber ihre Lebensart iſt faſt dieſelbe und eben ſo nomadiſch. Des Tags über arbeiten ſie in den Dörfern, des Nachts ſuchen ſie ſich eine Scheune aus, wo ſie ihre Betten, die ſie mit ſich führen, auf dem Heu oder Stroh zurecht machen. Dort angelangt, pflegen ihre Weiber und Kinder der Ruhe, während einige die Harmonika oder die Maultrommel ſpielen und dieß öfter mit entſchiedener Virtuoſität. Es giebt ihnen ein Jeder gern ſeine Scheune, denn da iſt er ſicher, daß ihm nichts geſtohlen wird. Uebrigens muß ich gleich hinzufügen, daß dieſe Leute beſſer ſind als ihr Ruf, und bei weitem nicht ſo unglücklich als man glauben möchte. Mitten im Dorfe trafen ſie zwei Zigeunerinnen, und dieſe, hoch erfreut ob ſolch freudigen Zuſammentreffens, luden ſie ritterlich zur Hochzeit ein, was nur mit der Bedingung angenommen wurde, daß ſie dort im Walde ihre Werkſtätte für heute aufſchlagen würden. Nur

der Korbmacher jauchzte und tänzelte schon den Kühberg hinauf, indem er seinen Weidenstock selbst in der Luft herumtanzen machte. Schöne Gesellschaft haben wir heute, sagte der Maire zu seinem Nachbar, der am Fenster lag. Ich habe es meinen Kindern verboten, der hochedlen Gastwirthschaft beizuwohnen. Es wäre besser, Du verbötest diesem Lumpenpack das Dorf und den Wald, versetzte der gestrenge Nachbar. — Ich? erwiederte der Maire, da sei Gott vor. Du hast noch nie gehört, daß hier im Dorfe eingebrochen wurde. Der Dieb sogar hält sein Nest rein. Uebrigens, wie sie verjagen? Die Schwarzen, das sind wahre Teufelskerle, überall und nirgends, die Weißen sind fast lauter Deutsche und lassen sich nicht ertappen, arbeiten übrigens des Tags hindurch. Ich wüßte nicht, auf welche Art ich ihnen das Dorf verbieten sollte. Zudem sind sie lustig wie die Amseln und machen alle Welt lachen. Ich wette, das ganze Dorf ist heute bei ihnen im Walde und so aufgelegt und fröhlich, als wäre die Hochzeiterin ihr leiblich Geschwisterkind. — Da kannst Du zählen drauf,

verſetzte der Nachbar lächelnd, aber warum haſt Du Deinen Kindern verboten hinzugehen? — Nun ja, das hat eine andere Urſache, erwiederte der Maire, dem eben ein anderer Bürger guten Morgen wünſchte und ihm erzählte, daß er heute Futter laden wollte, aber keiner im Dorfe ſich dieſer höchſt nützlichen Arbeit unterwerfen wolle, weil eine Hochzeit im Oberdorfe ſei. Beide Nachbaren lachten aufs Neue und machten die Fenſter zu. Der fleißige Ackersmann ſtand wie verdutzt da und ſagte: Meiner Seel, es kommt mir vor, als wäre heute das ganze Dorf närriſch geworden, die Alten wie die Jungen. Ich muß doch auch ſehen, was das für eine Hochzeit iſt.

Zwei Stunden ſpäter, als die Sonne hoch über dem Schwarzwalde neugierig in das Rheinthal ſchaute, ſtrömte es von allen Gaſſen gegen den Wald zu. Mädchen und Burſchen, Männer und Weiber, beſonders Kinder, zogen, halb ſonntäglich halb werktäglich gekleidet, den Berg hinauf, hinaus zu der Zigeunerhochzeit. Sie beeilten

ſich nicht, ſondern gingen daher, als wollten ſie ſagen, es liegt mir zwar nicht viel daran, das Ding zu ſehen, aber die Neugierde hüpfte ihnen doch im Herzen herum und mit wahrer Sehnſucht erſtiegen ſie den Berg, immer ſich über ſich ſelbſt neckend, und ſchäkernd, ſo lange ſie noch im Dorfe waren. Sobald ſich einer fortſchlich, und ihm Jemand zurief: Willſt auch die Hochzeit ſehen? antwortete er, nicht eben die Hochzeit, aber ich bin doch neugierig, warum alle ſo neugierig ſind. Keiner ging auf ſeine eigene Rechnung hin, der Eine wurde von ſeiner Frau geſchickt, die Andere von der Mutter, der Dritte vom Bruder, kurz alle, ſowohl Heiden als Chriſten, hatten eine falſche Schaam, ſo viel Weſens aus einer Zigeunerhochzeit zu machen, und doch waren faſt alle dabei. Auch war ihr Staunen nicht klein, als ſie ſich nach und nach in dem Fußweg des Waldes beiſammen trafen. Die jungen Burſchen beſonders nahmen ſich ein Herz, ergriffen den Arm ihrer Liebſten und marſchirten ſo weiter in Reihe und Glied. Nicht lange dauerte es, ſo ſtimmten ſie folgendes Elſaßiſches

Knöpfellied an, das ſich ſehr komiſch durch die kräftige Melodie ausnimmt.

Mutter, was koche mer z' Nacht?
— Knöpfle, das pommert und kracht.
Mutter, beim Fleterement,
D' Knöpfle ſin' angebrennt,
Unte und obe ſo ſchwarz —
Es friß ſie kai Hund und kai Katz!

Die Oberſchiereiner, die von der andern Seite herbeiſtrömten, wiederholten den letzten Vers zum Zeichen ihres Beifalls und in einigen Minuten waren ſie auf dem Hochzeitplatze mitten im Walde angelangt.

Auf einem Raſen, dicht neben einem rauſchenden Waldbach, lagerten ſich bereits die halbſchwarzen Hochzeitsgäſte. In der Mitte hatten ſie zwei dicke Pfähle, die ſich gabelmäßig ausſpitzten, eingeſchlagen, in denen eine eiſerne Stange ſich drehte, gezogen von einem ſchweren, von Speiſen angefüllten Keſſel, unter dem ein kleines Mädchen beſtändig ein ziemlich großes Feuer unterhielt. Hart neben dem Mädchen lagerte ſich ein ſchwarzer Pudel mit hellgrauen Augen, der beſtändig mit ſeinem Schweife wedelte, als

nehme er Theil an der Freude seiner Herrin. Einige Zigeunerinnen bereiteten sich zum Feste, indem sie sich an dem Bache wuschen und reinigten. Andere Zigeuner schlugen einen Tisch auf, worauf sie Käse und Bisquit stellten, das man ihnen zum Hochzeitsgeschenk gemacht hatte. In einiger Entfernung saß ganz allein, den Rücken an einen Baum gelehnt, der Bräutigam, ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren, mit langem schwarzen Haare, einem federflaumenen Schnurrbart und sehr lebhaften Augen. Er war baarfuß und ohne Kopfbedeckung; neben ihm saß, die Beine übereinander geschlagen, ein ältlicher Mann; beide wechselten keine Sylbe mit einander. Ungefähr zehn Schritte davon saß, ebenfalls an einen Baum gelehnt, die Braut, ein Mädchen, wie man sie oft im südlichen Frankreich sieht. Es war nicht schwärzlich, sondern bräunlich von Gesicht, wie eine Creolin, noch sehr jung, es mochte fünfzehn Jahre haben, schwarze Augen mit einem sehr milden Blick, ein voller und doch schlanker Leib, langes Haar nach Elsaßer Mode geflochten, das waren Vor-

züge, wie man sie selten bei den Zigeunerinnen antrifft. Als das Bauernvolk sie sah, lispelten ihr alle Beifall zu, und mancher Bursche hätte sie für seine Liebste eingetauscht. Sogar ihre lächerliche Kleidung konnte sie nicht entstellen. Sie hatte einen geflickten Spenzer an, wie sie die Judenfrauen vor sechzig Jahren trugen, und den ihr eine alte Frau sehr theuer verkaufte, einen Bauernrock dazu mit dicken Falten, der ihr um die Hälfte zu groß war, einen Schleier — denn diesen mußte sie haben — von gewöhnlichem Futtertuch, den ihr die Hebamme des Dorfes verkaufte, dazu ging sie ebenfalls baarfuß und fast brustentblößt; denn der Spenzer wurde vorn aufgerissen, damit die Brust nur vom Schleier bedeckt wurde, nach dem Belieben des Mädchens, das sich in der That zusammenkauerte, um nicht von der Dorfmenge begafft zu werden. Nicht zu vergessen ein rothes Band, das sie um den Leib geschleift hatte und zwei weiße Bänder an den beiden Zöpfen. Neben ihr saß eine Frau, Niemand wußte, ob es ihre Mutter oder nicht, die ihr beständig predigte.

Das Mädchen hörte ihr mit vieler Andacht zu und blickte zur Erde, der Bräutigam hingegen ließ das Auge nicht von seiner Braut. Hinter ihnen lagerte sich die Scheerenschleifergesellschaft mit Kindern, Betten, Hunden und Handwerkzeug, und guckte ebenfalls neugierig zu. Gegenüber saßen die Dorfmädchen auf einem umgehauenen Baume, der ihnen als Bank diente, und hinter ihnen standen die Burschen. Kinder kletterten meistentheils auf die Bäume, um besser zu sehen, man hörte fast kein Wort sprechen und Jeder war in der gespanntesten Erwartung.

Plötzlich erhob sich der Alte, der neben dem Bräutigam saß und indem er sich der Frau näherte neben der Braut, klopfte er ihr auf die Schulter und sagte ihr etwas, das, obschon in seiner Sprache gesprochen, von Allen unwillkührlich so übersetzt wurde: He Alte, hast genug gepredigt, die wird alles allein schon besser erfahren. In demselben Augenblick winkte er einem seiner Kameraden, der am Kessel beschäftigt war. Dieser sprang auf, lief zu den Geräthschaften, die hinter einem Hügel lagen und kam mit einer

Violine und einer Schellentrommel zurück, welche letztere er dem Kinde überreichte. Die Musik begann kaum, als der Korbmacher mit seiner Harmonika herbeilief, dem bald der Spengler mit seiner Maultrommel folgte. Ein lautes Gelächter entstand ob dieser sonderbar klingenden Harmonie, aber es ging doch; besonders erntete die Harmonika reichlichen Beifall. Ein junger Zigeuner kredenzte den Mädchen Bisquit, erhielt aber von allen einen Korb, außer von einem, das das Bisquit nahm, es aber in die Tasche steckte. Der Zigeuner ging zum Alten und deutete mit dem Finger auf das Mädchen. Die Musik lärmte immer fort. In demselben Augenblick näherte sich ein Bursche dem Mädchen und reichte ihm den Arm. Der Alte näherte sich der Gruppe und forderte auf deutsch das beste Mädchen im Dorfe auf, um als Brautführerin zu dienen. Keine wollte das beste Mädchen sein, da faßte der Alte dasselbe Mädchen, das das Bisquit nahm, sanft an der Hand, und sagte zu seinem Burschen: Lassen Sie mir Ihre Liebste auf einige Minuten. Es wird Ihnen Segen

bringen, sie ist die Beste im Dorfe. Und die Schönste, fügte die Alte hinzu, die eben herbeilief, um sie abzuführen. Das Mädchen folgte unwillkührlich. die Braut erhob sich, der Bräutigam ebenfalls, und die Musik verstummte. Dieser näherte sich ihr, legte die Hand auf die Brust, ergriff dann ihre Hand, — die andere reichte sie dem Bauermädchen — führte sie an seinen Baum, rief den Alten und die Alte, steckte seiner Braut einen silbernen Ring an, blickte gen Himmel und sprach einige Worte, die der Alte so übersetzte: „Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß Du mein Weib bist," — worauf er ihr Schleier und Gürtel zerriß und die Stücke unter die Dorfmädchen austheilte. Die Musik begann wieder. Die junge Braut weinte so anständig wie ein Fräulein. Da plötzlich ergriff die Alte der Brautführerin Hand, betrachtete sie lange, seufzte und betrachtete sie wieder, blickte wehmüthig auf den Burschen, der neben ihr stand und dann wieder auf die Neuvermählte. Endlich ließ sie ihre Hand fallen, machte eine Bewegung, als bedaure sie das Mädchen und

die Neuvermählten und entfernte ſich aus dem Zirkel. „Sie muß Dir die Wahrheit ſagen, Frohni,“ ſchrieen ihre Freundinnen ihr zu, denn ſie war das Mädchen; „ja,“ rief ihr der Burſche zu, der Ambroſi hieß, „ſie ſoll die Wahrheit ſagen.“ Aber die Alte weigerte ſich entſchieden, und dieß galt für eine ſchlimme Bedeutung. Frohni ging dann zur neuen Frau und bat ſie, ihr die Wahrheit zu ſagen; dieſe küßte ihr die Hand und ſagte, ſie verſtünde noch nichts davon, Alle zuckten die Achſel, die Muſik ſpielte, oder beſſer, lärmte immer ſtärker fort, einige Dorfmädchen tanzten mit einander auf dem Raſen, die Zigeuner ſchienen plötzlich wie verſtimmt, da ſprang Ambroſi in den Zirkel und bat die Alte, ihm ſelbſt die Wahrheit zu ſagen. Dieſe blickte ihm in die Hand, deutete auf Frohni und ſagte: heute dürfe ſie keine Wahrheit ſagen, ſie hätte keine Macht dazu. Dieß Alles genügte der Geſellſchaft nicht; da ſprang der Korbmacher aus dem Kreiſe, warf ſeine Harmonika in ſein Lager, und ſtürzte im Sprunge den Keſſel um, in dem das vermeintliche Hochzeiteſſen bereit war. Ein Schrei

durchlief alle Anwesenden. Der Hund, der bis jetzt ruhig neben dem Kessel lag, sprang auf und bellte, die Zigeuner, bestürzt über solches Unheil, suchten die neue Frau zu trösten. Es scheint als kochten sie eine besondere Speise, denn als sie verschüttet auf der Erde lag, sah sie wie eine Seifenbrühe oder wie weiße Pommade aus. Der Korbmacher aber ließ sich nicht stören. Zum Teufel mit Eurem Hexenbrei, schrie er, indem er Frohni's Hand ergriff. Komm Mädel, ich will Dir die Wahrheit sagen, denn ich kenne Dich. Frohni ist das schönste und beste Mädel im Dorfe. Wenn keiner den Armen Essen und Nachtlager giebt, so giebt es Frohni. Sie hat einen eckigen Vater, der sie streng behandelt; sie schweigt und gehorcht, sie ist fromm und liebt, sie hat meine Frau vom Tode gerettet, die im Kindbett war. Was brauche ich das Zigeunerpack, wenn's der Frohni nicht gut geht, so muß unser Herrgott zuweilen ins Branntweingläsel schauen, wie ich. Ja, die Frohni ist ein liebes Mädel, rief der Spengler, das bravste im Elsaß. Was hat denn die alte Hexe da gesagt? Und

indem er dieſes ſagte, packte er die Zigeunerin feindſelig am Arm. He Du, ſchrie er ihr zu, haſt Du der Frohni etwas Leides geſagt, dann kannſt Du Dein Teſtament machen, obſchon Du nichts zu vergeben haſt. Ich gieße Dich wie einen Suppenlöffel zu Brei um. Der Alte lief herbei, der junge Mann ebenfalls, der Spielmann ſchwang ſeine Geige in der Luft, der Hund bellte immer ſtärker, die Bauernburſchen ihrerſeits ſprangen in den Kreis. — In einem Nu liefen die Mädchen ſchreiend und gellend aus dem Walde, Kinder liefen in das Dorf und berichteten, im Walde ſchlagen ſich die Bauern und die Zigeuner, weil letziere ein Mädchen behext hätten. Während dieß geſchah, warfen ſich Frohni und die junge Zigeunerfrau zwiſchen die Männer und ſuchten ſie zu beſchwichtigen, was ihnen auch nach einigen Hieben gelang. Als der Maire mit noch einigen Bürgern kam, waren die Zigeuner ſchon fort, ſie hatten ſchnell alles aufgepackt und ließen nur den Keſſel zurück, wohl wiſſend, daß man ihn nicht ſtehlen werde. Der Korbmacher hatte ihn umgeſtürzt und trom-

melte darauf. Frohni hatte sich ebenfalls mit Ambrosi entfernt, aber nicht schnell genug, um nicht von ihrem Vater gesehen zu werden, der ihr mit zürnenden Mienen rasch folgte. Die Zuschauer und Mitspieler dieser Scene entfernten sich nach und nach. Nur einige noch bildeten eine Gruppe um den Korbmacher, der immer noch auf dem Kessel eine Weise trommelte, wozu er folgendes Lied zum Vergnügen seiner Zuhörer sang:

D' Nacht, wenn der Mond schient,
Treppelt's auf der Brücken.
Der Hansel führt's Gretel heim,
Uf dem krummen Rücken.
Pfifft der Knecht, tanzt die Magd,
Alle Eiele tromme — (trommeln)
Alle Mies (Mäuse) die dädeln hann
Derfe zur Hochzeit komme!

* * *

Und der Korbmacher hatte Recht. Frohni war, wenn auch nicht das schönste, doch das beste Mädchen im Dorfe, und wie alle gute Menschen, war sie doppelt unglücklich, fühlte aber zum Glück ihr Unglück nicht so heftig, da

ſie nie eine Ahnung von dem hatte, was man Glück nennt. Aber ſie war nicht allein gut, ſondern auch behend in der Arbeit und geſcheidt im Reden. Die Pädagogen zerbrechen ſich die Köpfe, ob der Menſch mit angeborenen Ideen zur Welt kömmt, oder ob die Erziehung erſt ihn veredelt, ſie brauchten nur auf dem Lande zu wohnen, um ſich eine richtige Anſchauung vom Naturmenſchen zu verſchaffen, ja auf dem Dorfe iſt es noch leichter, die Naturvorzüge zu ſchätzen, als in der Stadt. Es iſt leichter, eine echte Perle in einem Haufen Kieſelſteine zu ſuchen, als in einem Haufen falſcher Perlen. Die guten Geiſter, das heißt das Herz ſowohl, wie der Geiſt, umſchweben den Menſchen ſchon bei ſeiner Geburt, und die Alten hatten Recht, die Grazien ſchon an der Wiege erſcheinen zu laſſen. Der Geiſt iſt keinen Falls ein ſelbſtſtändiges Weſen, um eben ſelbſt geiſtvoll zu ſcheinen. Ein Menſch, der Geiſt hat, thut Alles beſſer, als ein mittelmäßiger Menſch. Er mag ſitzen, ſtehen, laufen, ſprechen, ſchweigen, ſchreiben, malen, ſingen, fluchen, ſegnen, tanzen, ſpringen, lieben, haſſen,

essen, trinken, ackern, pflügen, kochen, Stiefel wichsen, Kleider putzen, man sieht es ihm an, daß er Geist hat, denn er thut Alles anders als ein Dummkopf, und das ist eben der große Vortheil des Geistes, daß er keine Spezialität braucht, sie sogar verschmäht, einmal aber ergriffen, sich durch ein gewisses Andersmachen auszeichnet. Unter hundert Dorfmädchen, die sich alle nur durch ihre Nichterziehung auszeichneten, denn keines von ihnen konnte lesen, hättest du die Frohni gleich als die beste erkannt. Der Adel ihrer Seele leuchtete ihr zu den Augen heraus, und obschon voller Sommerflecken — weil ihre Haut zart und weiß war und die eifersüchtige Sonne sich an ihr rächte — so lag doch ein Zug auf ihrem Gesichte, leicht von den Wangenfalten über die lächelnden Lippen gleitend, den auch der geringste Menschenkenner als ein Zeichen der Herzensgüte erkannt hätte. Gewöhnlich nennt man dieß kurzweg Reiz, Lieblichkeit, Freundseligkeit, es giebt aber eigentlich kein Wort dafür. Der Reiz der Schönheit läßt sich beschreiben, malen sogar, der Reiz des

Herzens ist den materiellen Schilderungsmitteln der Menschen unfaßbar. Er offenbart sich nur dem Geiste, er ist unergreifbar wie ein sanfter Zephyr; der dich labt, wie ein schöner Traum, der dich entzückt, man möchte ihn sehen und wiedersehen und sich immer daran freuen. Weder Erziehung, noch Reichthum, noch Adel kann ihn geben und du findest ihn öfter unter Hütten als in Paläſten, denn das göttliche Feuer wählt sich gern den armen kleinen Dornbusch. Schlank war Frohni, aber nicht fein gedrechselt genug, sie trug auch selten ein Schnürleibchen, aber einen kleinen Fuß hatte sie und auch eine kleine Hand, obschon ihr Arm bis an die Ellbogen von der Sonne gebräunt war. Fast alle Mädchen im Dorfe hatten langes Haar, sie zeichnete sich daher darin von den andern nicht aus, war auch durchaus nicht eitel, und obschon für ein begütertes Mädchen geltend, machte sie nicht mehr Staat als die armen Mädchen im Dorfe. Ihr ganzer Staat bestand in schönen Hemden und Strümpfen für Sonn- und Feiertage. Frohni war die einzige Tochter, sie hatte zwei Brüder

bereits verloren und der älteste hatte sich schon längst verheirathet. Liebte sie aber auch das ganze Dorf, so schien ihr Vater, der Maire, sie mit besonderer Strenge zu behandeln. Der Herr Maire, ein sonst gerader und braver Mann, hatte, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die Offenbarung Johannes gelesen. Da er sonst nie etwas in seinem Leben als die verschiedenen Kalender und den Katechismus gelesen hatte — die Gemeinde hielt sich einen Schreiber — so hatte dieses Buch ihm den Kopf verrückt. Er sprach von weiter nichts als vom Ende der Welt, vom Engel mit dem rächenden Schwert, vom Messias, der bald auf einem Schimmel feuerglühend ins Dorf ziehen wird, und trieb manchmal seinen Sparren so weit, daß er zum Rabbiner im Dorfe ging, um mit ihm die Geheimnisse der Zukunft zu studiren. Frohni, die liebliche, lächelte oft selbst darüber, wenn sie mit ihren Freunden im Dorfe davon schwatzte, sie ging sogar zum Rabbiner und bat ihn, ja nicht böse zu werden über ihren Vater, rieth ihm, sich zu stellen, als wüßte er Alles, Alles

im Himmel und auf Erden, aber zu Hause ſuchte ſie oft ihrem Vater das Lächerliche ſeiner Ideen einleuchtend zu machen und von dieſem Augenblicke fing ihr Unglück an. Nicht etwa, daß der Vater toll war, er lachte ſelbſt über dieſe Thorheiten und blieb vor wie nach was er war, aber er wurde ſtreng und oft ungerecht in ſeiner Erziehung, er konnte die Geſichter gewiſſer Menſchen nicht ſehen, worunter auch die der ganzen Familie waren, der Ambroſi angehörte, und ſo oft er ſeine Tochter mit Ambroſi ſah, züchtigte er ſie nicht allein mit Worten, ſondern auch durch die That. Wenn er mit Schlägen geendet hatte, und die Mutter ihm zurief: „Michel, haſt einmal genug," wenn Frohni vor Schaam ihre Thränen ſelbſt verſchluckte, ſo drehte ſie ſich um, lächelte holdſelig, wie ſie es nur konnte, und indem ſie die Thürklinke in die Hand nahm, ſagte ſie: „biſt doch mein lieber Vater, ich hab' Dich doch lieb." Michel warf das Strafwerkzeug weg, ſetzte ſich hinter den Tiſch und las im hinkenden Boten von Straßburg, und wenn er fertig war, ſagte

er zu seiner Frau kalt: „Alte, unsere Frohni ist ein herzensgutes Mädchen. Ich glaube gar nicht, daß ich ihr Vater bin, denn ich bin ein böser Mann, wenn sie mir aber nicht vom Ambrosi läßt, schlage ich sie todt. Besser todt, wie verheirathet!“ „Man sieht wohl,“ versetzte die Alte, „daß Du Bücher liesest. Du wirst alle Tage schlimmer.“ „Alte,“ erwiederte dieser, indem er die Offenbarung Johannes in die eine Hand nahm, und mit der andern drauf schlug, „siehst Du, wenn ich dies Buch gelesen hätte vor meiner Hochzeit, hätte ich vielen Verdruß weniger, ich hätte nie Hochzeit gemacht.“ „Und ich?“ fragte seine Frau naiv. „Du,“ versetzte dieser, „nun ja, das weiß ich nicht. Aber die Frohni soll mir noch gar nicht ans Heirathen denken. Die Männer sind jetzt all kein Centime werth. Da steht's geschrieben, da drinnen.“ „Nun ja, dazu brauche ich Dein dummköpfiges Buch nicht,“ versetzte sehr richtig die Alte und ging zur Thüre hinaus.

Ambrosi war ein junger lustiger Bursche, ein Taugenichts in den Augen des gewöhnlichen

Mannes, ein vortrefflicher Junge, von tüchtigem Stoffe zusammengeknetet, in den Augen des Menschenkenners, dem nichts als eine Gelegenheit und etwas mehr Welt und Erziehung fehlte, um ein ausgezeichneter Mann zu werden. Die Bauern heißen dieß, ein guter Wein in einem bösen Faß, ihr Bild aber ist falsch, besser und bezeichnender wäre es mit den Worten, neuer Wein in einem guten Faß. Die Gährung war bei Ambrosi noch nicht vorüber. Als Bube rupfte er den lebendigen Gänsen seine Schreibfedern aus, ritt um Mitternacht mit den Pferden auf die Waldwaide, die der Regierung angehörte, ging im Herbste auf die erlaubte und im Winter auf die unerlaubte Jagd, als Jüngling aber hatte Ambrosi seinen Muth und seine ungewöhnliche Körperstärke zu einem andern, vielleicht bessern Zwecke angewendet. Er verschaffte seinen Dorfbewohnern deutsches Salz, gerade um zwei Drittheil wohlfeiler als das französische und schmuggelte es selbst vom Rhein herüber. Nach und nach hatte er sich eine Schmugglergesellschaft gebildet und erklärte den Welschen-

hahnen — so nannte er die französischen Douaniers — den Krieg auf Tod und Leben. Zum Ackerbau hatte er nie Lust gehabt, auch ging er selten in die Messe. Er galt daher im Dorfe für einen ziemlich ungerathenen Burschen, obschon ihn persönlich Jeder liebte und lieben mußte, denn Ambrosi hatte ein gutes Herz; man wußte, daß er der stärkste Bursche im Dorfe war und doch beleidigte er nie eine Katze; oft verschenkte er sein Salz an die Armen im Dorfe und darin machte er keinen Unterschied in der Religion. Die Juden liebte er besonders, weil sie auf dem Dorfe mehr Witz als die Katholiken haben, er saß Tag und Nacht bei ihnen, sprach geläufig hebräisch und versah ihnen oft ihre Gartenarbeit umsonst. Ambrosi haßte nur einen Menschen und dieß war sein Bruder Henner. Ich hasse ihn nicht, sagte er oft, weil er mein Bruder ist und weil er immer der Frohni nachgeht, sondern weil er ein dummer Staches ist. Was weiß denn der Frohni zu schätzen, der verreckt lieber, ehe er einem Armen eine Kartoffel giebt, und spricht alle sechs Wochen ein Mal.

Feig ist er wie ein Wiesel und rachgierig wie ein Marder; dabei ist er noch faul wie eine Schnecke und quält die Mutter von Morgens bis Abends. War dieser Zorn vorbei, so erzählte Ambrosi hundert dumme Streiche von seinem Bruder, die die Anwesenden nicht aus dem Lachen herausbrachten. Wie so Ambrosi zur Frohni, Frohni zum Ambrosi kam, weiß ich so wenig, als es Jemand im Dorfe, als sie es selbst wußten. Es giebt geheime Anziehungspunkte zwischen den Geschlechtern, die kein Sterblicher entziffern kann. Ambrosi jedoch war ein schöner Bursche und, wie gesagt, herzensgut. Im Dorfe lieben die Mädchen oft Güte mit Muth und Stärke gepaart, vielleicht ist es in den Städten auch so; aber Ambrosi war arm, Frohni reich. So oft er zu ihr kam, sagte er zu ihr: „Frohni, mein Schatz, nimm Dich vor meinem Bruder in Acht, der rechnet alle Tag Deine Acker zusammen und zieht die Mütze gewaltig vor Deinem Vater ab. Er hat den Ruf eines braven Burschen, aber der Teufel hole ihn, ist er nicht der schlechteste im Dorf."

Frohni lachte ob seiner Furcht und sagte ihm, daß ihr Vater Beide nicht leiden könne, und daß sie gar nicht heirathen dürfe. „Deinen Vater", versetzte Ambrosi, „fürchte ich nicht, der ist nicht dumm, mit dem komme ich schon aus, wenn ich will, laß mich nur einmal gespielt*) haben und den Welschen entronnen sein. Sieh, Frohni," sagte er oft, „wenn ich Soldat werde und Du willst nicht auf mich warten, lieber nimm des Wächters Sohn als meinen Bruder." Lange jedoch konnten sie sich nicht miteinander unterhalten, denn Frohni übertrat selten das Wort ihres Vaters und schloß die Thüre um neun Uhr zu. Am Sonntag, wenn Frohni aus der Kirche kam, ging er ihr immer entgegen, um sie zu grüßen und einige Worte mit ihr zu schwatzen, und wenn Frohni in die Kunkelstube zu ihren jüdischen Gespielinnen ging, kam Ambrosi immer auch, sonst ließ er sie allein. Er war sicher, daß die Juden nichts

*) Spielen heißt im Elsaß sehr bezeichnend die Conscription passiren. So ein Volksausdruck drückt gleich einem Gesetze den wahren Stempel auf.

ihrem Vater wiedersagten. Am Tage der Zigeunerhochzeit jedoch hatte Frohni des Vaters Verbot übertreten, aber nur unter der Versicherung der Mutter, die ihr versprach, daß sie Alles beim Vater übernehme. Als Ambrosi sie bis ins Dorf begleitete, sagte er zu ihr: „Frohni, laß heute Abend den Schopf und die Scheune auf, ich brauche sie. Schlafe nicht, komm vielmehr leise um Mitternacht herab, ich habe mit Dir zu sprechen.“ Frohni hatte vollkommenes Vertrauen in Ambrosi, aber sie zitterte doch vor den Folgen eines solchen Schritts. „Was willst Du in der Scheune?“ fragte sie schüchtern. „Frage nicht, Frohni,“ versetzte Ambrosi, „es ist für unser Glück. Ich habe mir fest vorgenommen, reich zu werden und Dich zu heirathen, und wenn alle Teufel nein sagen.“ „Und wenn Du aber verspielst?“ — versetzte Frohni — „das ist's eben. Ich treibe jetzt die Contrebande im Großen, damit ich mir einen Mann stellen kann.“ Frohni zuckte und schwieg. Ihr Vater erschien, ging vorüber ohne ein Wort zu sagen; denn auf der Straße wollte er seine Tochter

nicht beschämen. Frohni ließ ihn nach Hause gehen, damit die Mutter ihr Versprechen halte, bereute es aber einige Minuten später. Heute, dachte sie, verdiente ich Alles, und somit lief sie, was sie laufen konnte, um von ihrem Vater gestraft zu werden. Dieser jedoch sprach kein Wort mit ihr und dieß war für Frohni die schrecklichste Strafe, die sie sich denken konnte.

* * *

Düstere Ruhe breitete sich über das Rheingestade unweit des Dorfes Thalunten aus. Der Abend kämpfte bereits mit der heranbrechenden Nacht und die letzten Feldarbeiter hatten, dem Rufe des Vesperglöckchens folgend, ihr Feldwerkzeug im Stich gelassen, um nach Hause zu gehen. Obschon das Dorf ganz nahe am Rhein liegt, so verbergen es doch die vielen Obstgärten und die Weidenbosquetts, die auf der Werfte zwischen dem Wiesenfeld emporschießen. Ganz nahe am Rhein sieht man ein Häuschen, einem großen Backofen ähnlich, worin gewöhnlich die Fährleute sich wärmen und die Mauthbeamten die Nacht passiren. Hie und da flog ein Rabe auf

und näherte ſich dem Walde, der einige Schritte weiter längs des Rheinufers ſeinen Anfang nahm, ſo daß man deutlich ſah, daß das Dorf dem Walde eigentlich abgewonnen wurde, und daß es noch nicht ſehr alt ſei. Vollkommene Stille herrſchte auf der Werfte, man ſah nichts als den Rauch, der aus den Dorfkaminen ſtieg, und hörte nichts als das murrende Brauſen des Rheinthalwegs, der ſich mit Gewalt, wie ein römiſches S von dem deutſchen Ufer ans franzöſiſche drängt. Vor dem Häuschen ſaßen zwei Douaniers, die ſchon vier Wochen auf Contrebande wie auf den Meſſias warteten, und die vor Langweile eingeſchlafen waren. Hinter dem Häuschen, wo der Rhein, wie überall im Elſaß und im Badiſchen, Fiſchſeen hat, ſchwebten ruhig zwei Fiſcherkähne umher, die ihre Herren erwarteten. Plötzlich trappte eine kleine Geſtalt, die Flinte am Arm hängend, die Werfte entlang dem Mauthhäuschen zu. Einige Schritte davon blieb ſie ſtehen, nahm die Flinte vom Arm, legte an, drückte los, und ein Rabe flog ruhig in die Höhe, als ſpottete er ihrer. Der

Knall weckte die Mauthner auf. Ihr Faullenzer, rief ihnen der Kleine auf französisch zu, muß ich meine Flinte entladen, um Euch zu wecken. Wißt nicht einmal, daß heute Nacht die Schmuggler Salz herüberbringen. Vor Euch können sie das ganze badische Land herüberbringen, Ihr schlaft und laßt die Vorsicht wachen. Mon cher lieutenant, versetzte der Eine auf elsaß-französisch, seien Sie nicht so. böse, ich weiß, Sie haben statt uns zu wecken, jenen Raben wollen einschlafen machen. Sie sind so ein Rabenverfolger, aber die Raben, das sind geschickte Schmuggler, sie laufen eben davon, gerade wie die Salzschmuggler, denen wir schon vier Wochen aufpassen. Er sollte ihnen eigentlich Salz auf den Schwanz legen, sagte er auf deutsch zu seinem andern elsaßischen Kameraden. Es ist aber auch wahr, sagte das kleine Lieutnantchen, das sonst ein guter Kerl war, seit vierzehn Tagen gelingt mir kein Schuß mehr. Teufel, ich habe Lust, gegen den aufsteigenden Mond dort zu schießen. Ich muß heute noch etwas schießen und wenn mir ein Schmuggler unter die Finger kömmt,

laß ich ihm nicht einmal Zeit, ſein Teſtament zu machen. Tiens, Chriſtian, lade mir meine Flinte wieder, ich will mir etwas zum Schießen ausſuchen. In dieſem Augenblick ſtieg ein ſtarkgeſchulterter Burſche die Werfte herauf und wünſchte auf deutſch einen ſchönen guten Abend. Herr Lieutenant, rief Chriſtian ihm auf franzöſiſch zu, hier iſt ein Schmuggler, wollen Sie ihn todtſchießen? Der Lieutenant kehrte um und beſah ſich den Neuankommenden. Es war Ambroſi, ganz waffenlos, aber mit einem dicken, erſt friſch abgeſchnittenen Stock verſehen. Der Lieutenant, ſagte Ambroſi, that vorher einen Schuß, daß man ihm das Handwerk verbieten ſollte. Auf zwanzig Schritte fehlte er einen Rammen (ſo heißt ein Rabe im Elſaß) ich hätte ihn mit meinem Stock todt geworfen. So, verſetzte Chriſtian, der es erſt dem Lieutenant ſchadenfroh wieder ſagte, biſt Du denn ſo ein guter Jäger. — So ſo, verſetzte Ambroſi, aber ich fürchte keinen von Euch mit meinem Stock, wenn Ihr auch eine Flinte habt. — So laß doch ſehen, Burſche, ſagte der Aeltere, ich

habe vierzehn Jahre unter den Tirailleurs gedient, ich nehme es mit Dir auf. Da, dort sitzt der Rabe wieder, als fordere er uns auf; schieß ihn oder Du bist ein hundsfottger Gelbschnabel. Ambrosi ließ es sich nicht zweimal sagen, nahm dem Alten die Flinte weg, untersuchte sie, ob sie geladen, lief einige Schritte seitwärts, stieß einen Schrei aus, daß der Rabe aufflog, legte an und schoß ihn in den Rhein hinein wie aus einem Gusse. — Kerl, sagte der Lieutenant, wo hast Du so schießen gelernt, Du mußt Soldat werden. Werdet Schmuggler wie ich, versetzte Ambrosi, und Ihr lernt's auch. — Der Alte lachte; Christian übersetzte es auf französisch, und der Lieutenant, obschon Mauthner, mußte ebenfalls lachen. Und was thust Du hier? fragte ihn Christian. — Ich fange Fische, dumme Fische für unsere Juden, die morgen Feiertag haben. Aber jetzt muß ich wohl warten, zwei Schüsse, die gefallen, haben sie wohl aufgeweckt aus ihrem Schlaf, ich warte noch eine halbe Stunde. Schlafen auch die Fische? fragte der Lieutenant. Die Rheinfische sehr oft, versetzte

Ambroſi, oder ſie laſſen ſich ohnedieß fangen, wenn alles ſtill und ruhig iſt. Die Fiſcher und die Verliebten haben den Mondſchein am liebſten. Und die Schmuggler, fügte Chriſtian hinzu. Teufel, ſeht einmal dort oben, auf dem Rheine, dort kommen fünfzehn bis zwanzig Nachen von drüben herüber, gerade auf uns zu. Ladet die Gewehre, rief der Lieutenant, und haltet Euch ruhig, bis ſie kommen. Es ſind vielleicht Arbeiter an der Rheinwerſte. Schlingel Du, ſagte der Alte zu Ambroſi, haſt mir mein Gewehr verdorben, der Deckel der Zündpfanne iſt abgebrochen. Ambroſi zuckte die Achſeln und richtete beſtändig ſeinen Blick auf den Rhein.

Dort ſchwammen, noch nicht ſehr weit vom deutſchen Ufer entfernt, dreiundzwanzig Nachen, von zwei Ruderern geführt, wovon der Eine im erſten und der Andere im letzten Nachen ſich befand. Aehnlich einer Truppe Reiſevögel, die ihre Karavane in einem ſpitzen Viereck führen, ſo daß der Mittelpunkt die breiteſte Linie, die Endpunkte hingegen ſich auf Eins reduziren, welche beide Spitzen als Führer und Steuermann

dienen. Die Nachen schienen einem Willen zu folgen, auch waren sie quadratmäßig mit Weidengerten zusammengebunden, ohne sich jedoch zu berühren. Stumm, voller Neugierde, standen die Mauthherren auf der Werfte und sahen diesem Spiele zu; denn schon beleuchtete der Mond den Fluß und seine Ufer. Der Lieutenant hatte unterdessen seine Flinte wieder geladen und hängte sie um seine Schulter; der Aeltere zimmerte vergebens an der seinigen und fluchte beständig auf Ambrosi, der immer kein Auge vom Rhein ließ. Christian seinerseits verfolgte mit scharfen Blicken theils die Nachen, theils den Raben, den hebend die Fluthen des Rheins in die Mitte des Stromes trieben, theils aber auch Ambrosi, der ihm verdächtig schien. Mittlerweile ruderten die Nachen kühn heran, bis sie in den Strom gelangten. Hier schien es, als trieben sie im Wirbel herum. Der Ruderer seinerseits hatte sein beständiges Augenmerk auf die Werfte gerichtet und, der Fährte nicht so sicher, kam er in einen falschen Stromwirbel, der ihn rücklings, trotz allem Rudern, trieb, und der die andern Schiffe rechts

und links tanzend herumschleuderte. „Dem Rammen nach!“ schrie Ambrosi, als er dieß merkte, „dem Rammen nach!“ Wirklich schwebte der geschossene Rabe etwas weiter unten links, und schien, vom entgegengesetzten Strome getrieben, der sich hier plötzlich wendet, der französischen Seite zuzuschwimmen. Gehen wir da hinab, sagte Ambrosi, denn so wie sie jetzt schwimmen, kommen sie eine Viertelstunde weiter unten erst ans Ufer. Christian faßte ihn fester ins Auge; es scheint, sagte er, als kennen die dort drüben Deine Stimme. Das ist mir eins, versetzte Ambrosi, wenn ich den Rammen nicht geschossen hätte, so wären sie alle hinunter nach Speier getrieben worden, oder gar ersoffen. Die Ruderer strengten sich gewaltig an, um dem schwarzen Punkte auf dem Rheine zu folgen, aber es gelang ihnen doch, und bereits waren sie schon mehr als fünfzig Schritte unter dem gewöhnlichen Landungsplatz an der Rheinwerfte. Ambrosi brachte es endlich dahin, daß ihm die Mauthner folgten. Ah ça, sagte der Lieutenant, was will dieser Bauer, der uns hier Befehle

dictirt. Als Schmuggler können wir ihn wohl gefangen nehmen, bis wir wissen, was das dort drüben für Vögel sind. Christian betrachtete Ambrosi immer argwöhnischer und suchte ihn zu stoßen, um Händel mit ihm anzufangen. Hab's wohl verstanden, welscher Hund, schrie Ambrosi auf, obschon ich kein Französisch verstehe. Dieß sagen, dem Lieutenant die Flinte nehmen, sie losdrücken und ihm mit dem Kolben ins Gnick schlagen, daß er zusammenstürzte, war schneller geschehen, als ich es niederschreibe. Mit dem Schusse stand in jedem Nachen aufrecht ein Bauer, die bisher flach auf dem Leibe der Länge nach darin lagen. Einige von ihnen waren bewaffnet, andere hatten Stöcke, die sie wie Flinten anlegten. Rührst Du Dich, Christian, schrie Ambrosi ihm auf deutsch zu, so bist Du verloren. Gerade wie jener Ramme, werfen wir Dich in den Rhein. Gieb die Flinte her, die Leute dort drüben spassen nicht. Du, Alter, kannst Deine Flinte behalten, vor Dir hatte ich Furcht, ich habe Dir dafür gethan. Es ist wohl der Mühe werth, daß Du vierzehn Jahre

Tirailleur warst, um Deinen Brüdern das Salz vom Munde wegzustehlen. Der Lieutenant erhob sich wieder, aber Christian gab ihm zu verstehen, daß gegen dreiundzwanzig Mann es wohl nicht rathsam sei, sich zur Wehre zu stellen, besonders da sie nur noch einen Schuß geladen hatten und Ambrosi eben die Flinten nicht fürchte.

Einige Minuten später stiegen die Schmuggler ans Land und drückten Ambrosi die Hand. Was wollen wir mit ihnen machen? hieß es gleich, denn sehen wir uns nicht vor, so holen sie Verstärkung aus Fort Louis. Dafür laßt mich sorgen, versetzte Ambrosi. Jetzt nur das Salz aufs Land und die Nachen wieder hinüber. Es dauerte nicht lange, so hatten sie dreißig Zentner Salz in Zwerchsäcken auf der Werfte liegen. Sechs bis sieben von ihnen drückten wieder ab und fuhren an das andere Ufer, während Ambrosi Christian und dem Lieutenant winkte, sich zu ihnen auf das Salz zu setzen, was auch geschah. Vor Allem, sagte Ambrosi, wollen wir echtes schwarzwalder Kirschwasser trinken; meine Freunde, in Erwartung fremder

Gesellschaft haben davon überm Rhein mitgebracht. Ich hoffe, daß es dem Herrn Lieutenant schmecken wird. Besser wär's, sagte er zu Christian, er schmierte sich das Genick damit, er muß gewaltig blau sein, aber das thut nichts. Ich weiß auch, wie die Beeren schmecken. Allons, Lieutenant, auf die Gesundheit aller Schmuggler! — Der Lieutenant, ein echter Franzose, stellte sich gewaltig lustig, und trank herzhaft, als wäre er auf einer Hochzeit. Christian und der Alte freuten sich ob des herrlichen Kirschwassers und setzten den steinernen Krug oft an den Mund. Man mag halt sagen was man will, sagte der Alte, es geht nichts über Contrebande. Unterdessen hatten die andern Schmuggler bereits Feuer ganz nahe am Wald gemacht, um Kartoffeln zu braten, und lagerten sich drum herum. Kommen Sie mit mir, sagte Ambrosi zu seinen Gästen, wir rauchen eine gute deutsche Cigarre mit einander. Die Andern unterdessen hatten beschlossen, die drei Douaniers zu fesseln und zu binden und sie vom Dorfe aus auf einem Wagen mit sich zu führen, aus Furcht, sie möchten sie angeben und mit

Verſtärkung einholen. Ambroſt jedoch bewies ihnen, daß dieß nicht ſo leicht ſei, da ſie keinen Wagen da hätten und die Herren ein anderes Mal auch Sieger ſein könnten. Er begnügte ſich daher, ihnen ihre Waffen abzunehmen, und ließ ſie beim Kirſchwaſſer ſchwören, daß nicht allein ſie nicht angeben, ſondern daß ſie in zwei Mal vierundzwanzig Stunden keine Hausſuchung thun würden. Nach dieſer Friſt ſeien ſie wieder frei. Sollten ſie hingegen ihr Wort brechen, ſo ſeien ſie ihres Lebens nicht ſicher und, Herr Lieutenant, fügte Ambroſt hinzu, Sie wiſſen, ich fürchte Sie nicht und alle Dörfer in der Umgegend haſſen Sie. Die Douaniers gaben ihr Ehrenwort und entfernten ſich. Habe ich es nicht geſagt, rief ihnen Ambroſt nach, daß ich Fiſche, echte Rheinfiſche fange? Die andern lachten und ladeten ihr Salz auf. Um Mitternacht waren Salz, Kirſchwaſſer und Cigarren in des Maire Scheune zu Schirrhoffen, die dies Mal Frohni geöffnet hatte. Ein Theil davon wurde in derſelben Nacht noch an verſchiedene Krämer in den beiden Dörfern verkauft. Nach-

dem Ambroſi ſeiner Frohni eine gute Nacht zum Fenſter hinein wünſchte, begab er ſich nach Hauſe, erſchrack aber unwillkührlich, als er im Nachhauſegehen ſeinen Bruder bemerkte, der ſich ebenfalls erſt zur Nachtruhe begab.

* * *

Richtig, es war Henner, der Duckmauſer, der hinter der Scheune des Maire der ganzen Schmuggelſcene beiwohnte. Schon im Walde ſah er mit ſcheelen Augen, daß Ambroſi immer um die Frohni war, er folgte ihnen auch, als ſie eine Strecke Weges mit einander gingen und da er ſeinen Bruder im intimen Geſpräche mit Frohni fand, ſo glaubte er nicht anders, als ſie hätte ihm ein Stelldichein verſprochen. Schnell war ſein Entſchluß gefaßt. Er wollte ſeinem Bruder aufpaſſen, und es dann Frohni's Vater ſagen, um ihn auf der Frevelthat zu ertappen. An die Verlegenheit Frohni's dachte er nicht, ſondern an den Eindruck, den ſolche Offenbarung auf den Vater machen würde, und an die Schande ſeines Bruders. Im entſcheidenden

Augenblicke hätte er ſich aus dem Staube gemacht. Seine Meinung verſtärkte ſich noch mehr in dieſem Glauben, als er noch ſpät in der Nacht Licht in Frohni's Schlafkammer ſah, die, wie wir wiſſen, Ambroſi zu einem ganz andern Zweck erwartete und während ſeiner Abweſenheit für ihn betete. Lange wartete Henner auf den verliebten Fang, er hatte bereits ſechs bis ſieben Mal ſein irdnes Stumpfpfeifchen geſtopft und geraucht, ein einziges Vergnügen, wie er dachte; denn geſagt hatte er es noch nicht, als er plötzlich ein Licht das Ried heraufkommen ſah. Schnell bekreuzte er ſich; denn im Elſaß glauben die Bauern noch an ſogenannte feurige Männer (es ſind dieß die Irrlichter), die um Mitternacht das Feld durchmeſſen zur Strafe ihres ungerechten Wandels im Leben. Er hatte eine Anwandlung um fortzulaufen, als er in Frohni's Kammer einen Schatten ſich bewegen ſah. Es war dieß Frohni, die, die Laterne der Schmuggler erkennend, leiſe aus ihrer Kammer ging und durch die Hinterthüre der Küche gehend ſich in die Scheune begab, um ſie von der andern Seite,

die an eine Wiese stieß, zu öffnen. Henner erkannte Frohni. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte sein böses, dummes Gemüth. Jetzt, dachte er, entginge sie mir nicht, wenn ich wollte, aber das Licht, das sich sichtbar der Scheune zu bewegte und das Pfeifen eines Schmugglers, das ihn überzeugte, daß Männer und keine Geister im Anzuge seien, verhinderten ihn an seinem verbrecherischen Gedanken. Er verließ seinen Posten und stellte sich links hinter die Scheune, in des Nachbars Garten, von wo aus er durch ein Mauerloch in die Scheune selbst sehen konnte. Auf diese Art wohnte er der ganzen Scene bei, entfernte sich, als er Alles zu wissen glaubte, und freute sich, ein Mittel zu besitzen, um seinen Bruder ins Verderben zu stürzen, ohne daß man ihn als Urheber erkennen könnte.

Ich bitte meine Zuhörer um Verzeihung, wenn ich hinsichtlich dieses Hennerschen Charakters so mit der Thüre ins Haus falle. Jede Sprache hat dreidoppelt so viel Wörter und Definitionen des Lasters, der Bosheit und der Dummheit als der Tugend, der Güte und des

Geiſtes. Will man das Unbegreifliche, das Anziehende, das Unwiderſtehliche ſchildern, gleich heißt es ein Etwas, ein, ich weiß nicht was; aber das Abſchreckende, das Häßliche, das Böſe nimmt gleich von vorn herein ſeine beſtimmte Form an. Es liegt eine tiefe Urſache dieſem Verhältniß zu Grunde. Das Schöne iſt ein himmliſcher Theil des Unendlichen, Unerfaßlichen, das Häßliche iſt greifbar wie der Schollen Erde, aus dem es entſtanden. Nichts Abſoluteres giebt's als die Dummheit. Die Bosheit kann aus verſchiedenen ſich kreuzenden Elementen und geiſtigen Bemerkungen entſtehen, ſie iſt ferner das Kind der Schwäche, darum auch ſind die Kinder böſe, darum auch darf man ihnen deßwegen nicht böſe ſein, aber die Dummheit, die ſteht gleich vor uns, wie ein Küchlein, das aus dem Ei ſchlüpft und gleich an der Hirſe pickt. Sie iſt abſolut, wie aller Deſpotismus, oder beſſer, ſie iſt die Großmutter des Deſpotismus, Egoismus und Abſolutismus. Doch beſchreiben läßt ſie ſich nicht lange, ſo wenig als die Finſterniß, die man ohne Licht nicht ein Mal ſieht.

Nur wenn ein Licht dazwiſchen flackert, wenn eine Eigenſchaft ſie blitzartig ſpaltet, nur dann iſt ſie greifbar, beſchreibbar und intereſſant. Henner aber hat gar keine Eigenſchaft, die ihn intereſſant machen konnte, keiner konnte ihn ſtückweiſe ſchildern, und wenn ſein Bruder von ihm ſprach, ſo war immer der Schluß aller Zuhörer: es iſt eben der Henner! Dies Wort ſagte Alles. Halt, dachte er im Bette, wo er ſich die ganze Nacht herumwälzte, gebe ich Morgen meinen Bruder an, ſo kommt der Maire auch ins Unglück, denn die Contrebande liegt auf ſeiner Gerechtigkeit. Zuerſt will ich es ein Mal verſuchen, was er von mir denkt. Ich will — doch dieſer Gedanke kam ihm ſehr hart an. Wie ſoll er es verſuchen, um die Frohni anzuhalten? wie ſich vorſtellen? Nach mehrſtündigem Ueberlegen beſchloß er jedoch, Alles zu wagen, herzhaft um die Frohni anzuhalten und im verneinenden Falle direct nach Druſenheim auf das Bureau der Douane zu gehen, um ſeinen Bruder ſammt dem Maire anzugeben. Nie wäre ihm der Gedanke gekommen um Frohni's Hand anzuhalten, dachte

er nicht an das Unglück Beider. Die Dummheit hat manchmal Muth, aber der Beweggrund dazu ist immer Bosheit und Unglück.

Während Ambrosi sich früh auf den Weg nach Hagenau und Bischweiler machte, um seine Waare abzusetzen, putzte sich Henner so gut er konnte, und richtete sich langsamen Schrittes des Maires Hause zu. Frohni hatte seither vergebens ihrem Vater geschmeichelt, er sprach wenig oder gar nichts mit ihr. Wenn er recht mißmüthig war, so las er beständig in seiner lieben Offenbarung, die er schon mehr als sechs Mal vor- und rückwärts durchgelesen hatte. Diese Lectüre schwängerte immer sein Gemüth mit Stürmen und Ungewitter, aber auch mit Geistesblitzen. Schon früh am Morgen saß er in der Ecke hinterm Tische und las in diesem Buch. Ueber ihm hing ein Jesusbild, neben ihm „der hinkende Bote" und vor ihm stand der Kaffee, den er aber dießmal nicht verzehrte, sei es aus Schmollen, sei es aus Eifersucht für seine Lectüre. Frohni stand mitten in der Stube, dem in der Höhe schräghängenden Spiegel gegenüber und kämmte

ſich die Haare aus. Was ſie dabei dachte, das wußten nur die Engel der Unſchuld. Das Schmollen ihres Vaters war wohl ihr nächſtes Denken, aber auch das Vorgefallene während der verfloſſenen Nacht beſchäftigte ſie ſehr. Sie fürchtete, die Sache möchte verrathen werden, der Vater ſelbſt möchte den Platz auffinden, wo die Contrebande verborgen liege, kurz das Haarmachen, dieſe philoſophiſche Akademie aller Mädchen, dauerte heute gewaltig lange, beſonders wollte der eine Zopf nicht gelingen, den ſie ſchon zum dritten Male auf- und zuflocht. Die Mutter ſaß auf dem hölzernen Bänkchen vor dem Lichtkamin; denn im ganzen Dorfe wird weder Oel noch Unſchlittlicht verbraucht, ſondern Kienholz, das in einem beſondern Kamin neben dem Ofen in einer beſtändigen Flamme aufflackert und je nach den Anweſenden die ſchönſten halbdunkeln Gemälde malt, weil ſein Licht beſtändig von einer Perſon auf die andere ſpringt und dieſen in rother, jenen in blaſſer Farbe zeigt, oft nach der Willkühr des Knaben oder des Mädchens, die auf dieſem Bänkchen ſitzen, um das Feuer-Licht

gehörig zu unterhalten. Die Mutter hatte ihre Hände im Schooße liegen und dachte eben über das Schickſal ihrer Frohni nach. Plötzlich fing der Vater laut zu leſen an und da er eine Zwickbrille hatte, die ihm die Naſe zuſammendrückte, ſo näſelte er ſtark und machte die Alte lachen. Schon wollte er ihr Vorwürfe machen, als die Thüre aufging und Henner eintrat. „Und ein Eſel wird erſcheinen," las gerade der Alte laut, „auf dem —" er blickte um und ſah Henner. — Himmeldonnerwetter! ſchrie er auf, indem er ſeine Brille abnahm und ironiſch lächelte, wenn man vom Wolf ſpricht, oder vom Eſel, es iſt eins, kömmt er gerennt. Ei guten Morgen, Henner, was willſt denn Du ſo früh? Ei, platzte dieſer heraus, ohne guten Morgen zu ſagen, ich muß wohl eine Urſache haben. Du wirſt uns doch nicht verlaſſen wollen, verſetzte der Maire, willſt doch keinen Paß? — O, nein, erwiederte Henner, indem er Frohni betrachtete, ich will heirathen. Ich bin der Aelteſte im Hauſe, Ambroſi iſt ein Lump, und die Mutter will Enkel haben, ehe ſie ſtirbt. Frohni erblaßte. Das Alles

ist nicht so dumm, sagte der Maire; denke Dir, Henner, die Leute sagen, Du wärest dumm. — Keiner sagt's, als der Ambrosi, der Erzlump, der uns Alles verschleift und versäuft. Wenn ich einmal verheirathet bin, nimmt das Alles schon ein Ende. Ich benutze die Aecker meiner Mutter und der Ambrosi kann Soldat werden oder sich einen Strick kaufen! — Ich weiß gar nicht, was die Leute wollen, sagte der Maire, der Henner spricht wie gedruckt. — Und wen heiratheſt Du? fragte er. — Ei, ei, lächelte Henner dumm, ich möcht' eben gern Eure Frohni. — Bei diesen Worten veränderte sich plötzlich die Scene. Frohni hatte die Haare gemacht, sie nahm sich vor, diesem Burschen die Levite zu lesen, weil er so gegen seinen Bruder schimpfte, aber sie war zu gut, um Jemandem ein böses Wörtlein zu geben, es starb auf ihren Lippen. Die Mutter hatte sich erhoben und Frohni nahm den Kaffee vom Tisch. Der Maire betrachtete sehr ernst den Heirathswerber; er wußte wohl, daß Frohni nie mit ihm gesprochen habe, vielweniger ihn liebe, und seine Kühnheit verdroß ihn bis in die Seele.

Nun Frohni, ſagte er zu ihr, da greif zu. Wie ich ſehe, haſt Du die Wahl zwiſchen Beiden. Ich kaufe die Wahl nicht theuer, aber Du? — Vater, verſetzte Frohni, was Sie thun, iſt mir recht, aber ich habe noch keine Luſt zu heirathen. Dieſe völlige Unterwerfung brachte im Augenblicke eine vollkommene Umwälzung im väterlichen Herzen vor. So launiſch er war, ſo aufgelegt ward er; er dachte bei ſich, ich habe doch das bravſte Kind im Dorfe, und weder du noch dein Bruder beißt ſich einen Zahn an ihr aus. Sage mir, Henner, ſagte er ihm laut, die Leute ſagen, Du wäreſt dumm und böſe, ich habe es bis jetzt noch nicht geſehen. Doch gebe ich meine Tochter keinem Staches. Kannſt Du mir ſagen, was der Unterſchied iſt zwiſchen einem dummen Bauernburſchen und einem Eſel? — Ach, Herr Maire, ich habe nicht ſtudirt wie Ihr, ich weiß nicht. Nun, das iſt doch leicht zu wiſſen, verſetzte der Maire; aber Henner antwortete nicht mehr, ſeine Beredtſamkeit war zu Ende. Es war kein Wort mehr aus ihm zu bringen; denn er dachte ſchon an ſeine Rache. Frohni trat wieder

ein. Weißt Du, Frohni, sagte der Vater, was der Unterschied zwischen einem dummen Burschen und einem Esel ist? — Ich weiß wohl, ich sag's aber nicht, versetzte sie lächelnd. — Und Du Alte, fragte der Vater, Du sprichst heute ja kein Wort, weißt Du den Unterschied? Henner langweilte sich, er sah an den Mienen des Maire, daß er seiner spotte. Herr Maire, sagte er endlich, ich muß nach Drusenheim. — Nun so gehe in Gottes Namen, antwortete Letzterer, und wenn Dich Jemand fragt, was der Unterschied zwischen Dir und einem Esel ist, so sage nur, Du weißt nicht, denn es giebt eigentlich keinen Unterschied. Jetzt geh' und bedenke, daß die Frohnis nicht für die Henners wachsen. Mutter und Tochter lachten laut auf, und der Vater erhob sich, um die Scene gleich seinem Nachbar zu erzählen.

* * *

Ambrosi hatte Frohni versprochen, ihr guten Abend zu sagen und sie von dem Erfolge seiner Handelsbestrebungen zu benachrichtigen. Sie ver-

ſprach ihm, ihn an der Scheune zu erwarten. Konnte ſie anders? Die Schmuggelwaare lag ihr zentnerſchwer auf dem Herzen, ſie wollte ſie fort haben, und ein Fehler zieht immer den andern unwillkührlich mit ſich.

Ambroſi kam ſpät und ganz zerſtört in den Hinterhof. Frohni, ſagte er, indem er ſie küßte, ich bin verrathen, mein Bruder hat mir heute guten Abend geſagt, die Mutter ſagte mir, er wäre in Druſenheim geweſen. Das Alles beweiſt mir, daß er uns angab. Darauf erzählte Frohni die Scene, die heute zwiſchen Henner und ihr vorfiel. Obſchon Ambroſi's Eitelkeit dadurch geſchmeichelt war, ſo hatte er doch nicht Zeit, um ſich darüber zu freuen. Ich muß Dich und Deinen Vater aus der Schlappe reißen, ſagte er, und dazu hilfſt Du mir. Die Waare kann vor drei Tagen nicht abgeliefert werden, weil die Stadtkrämer den Douaniers nicht trauen. Erſt in einigen Tagen kömmt der Aufſeher, der ihnen durch die Finger ſieht. Die Waare muß alſo aus der Gerechtigkeit Deines Vaters fortgeſchafft werden. Aber wie ſo? fragte Frohni

zitternd. — Gleich jetzt, verſetzte Ambroſi, Du zündeſt die Laterne an, hinter der Scheune auf Eures Nachbars Wieſe vergrabe ich ſie, und wenn ſie kommen und ſie doch finden ſollten, ſo werfe ich das Salz ins Waſſer, daß es zerfließt. Aber Du, verſetzte Frohni, haſt Du es denn bezahlt, und was werden Deine Kameraden ſagen? Nun, erwiederte er, Soldat müßt' ich ja doch werden, wenn ich es verſpiele. Gewinne ich, ſo verkaufe ich mich, bezahle meine Schulden und laſſe Dir den Reſt. Nicht wahr, Frohni, Du heiratheſt keinen andern Burſchen? Frohni antwortete nicht, und ſchlug die Augen nieder. Sie hatte ihm nie geſagt, daß ſie ihn liebe, er auch ihr nicht. Auf dem Dorfe ſagt man dieß nicht. Die That ſpricht allein. Hurtig jetzt, Frohni, mein Schatz, hilf mir, ich will bald fertig ſein. In der That, in einigen Minuten waren die Säcke aus der Scheune getragen und befanden ſich auf der Wieſe. Das ſchönſte Wetter begünſtigte ſie. Als ſie fertig waren, ſagte Ambroſi: jetzt Frohni kannſt Du ſchlafen gehen, ich bleibe hier bis Tag und weiche auch morgen

nicht. Sollten sie Haussuchung thun, so bin ich bereit, die Wahrheit zu sagen, es kostet das Leben nicht. Aber Frohni schwatzte immer mit Ambrosi; sie setzten sich an das Ufer des Baches, der hart an der Wiese vorüberrauscht, unter einen dicken Weidenbaum. Nach einer langen Pause wagte Frohni ihren Ambrosi über die Ceremonie der Zigeunerhochzeit zu befragen. Ambrosi erklärte ihr Alles und versprach ihr ebenfalls bei den Sternen und der Nacht nie eine andere Frau zu heirathen.

Wenn die Zeit im Allgemeinen zu schnell im Leben verfließt, so sind die Stunden der Liebe gewiß die Postillione der Zeit. Ambrosi und Frohni schwatzten und koseten lange mit einander, ohne daß sie merkten, daß es nicht mehr sehr weit vom Tagesanbruch war. Gott weiß, wie lange dieß noch gedauert hätte, hätte Ambrosi nicht eine Männergestalt gesehen, die sich etwas weiter unten über den Bach schlich. Und er irrte sich nicht. Henner, der längst schon Ambrosi erwartete, und seinetwegen nicht einschlafen konnte, faßte den Entschluß, wieder auf das

Spioniren loszugehen. Entweder, dachte er, ſind ſie in der Scheune beiſammen, oder Ambroſi ſchafft ſeine Waare fort und betrüge ihn, der doch den Ort deutlich den Mauthherren angab. Er hielt das für eine Betrügerei. Kaum ſchnurrte ihm dieß um den Kopf herum, obſchon etwas ſpät in der Nacht, ſo erhob er ſich und ſchlich hinaus auf die Wieſe, um ſich hinter die Scheune zu poſtiren. Aber Ambroſi hatte ihn gleich mit ſeinen Luraugen bemerkt. Langſam erhob er ſich, winkte Frohni, ſich zu entfernen, und wie ein Tiger auf das Wild, ſtürzte er ſich ihm entgegen und packte ihn an der Gurgel. Henner war nicht ſchwach und der Ausgang des Kampfes war zweifelhaft, als Frohni ſich dazwiſchen warf, um ſie Beide zu trennen. Bis jetzt ging Alles in der Stille her. Schlag auf Schlag fiel, weiter hörte man nichts. Aber Frohni fühlte Blut in Ambroſi's Geſicht und unwillkührlich ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus. Henner, der noch wüthender wurde, als er Frohni bemerkte, brüllte wie ein angeſtochener Ochs, und Ambroſi ächzte bei jedem Streich, als haute er

Holz. Keiner jedoch wollte weichen, keiner brachte den andern auf die Erde und Frohni's Stimme, ihr Schreien ſogar ward nicht beachtet, ja einige abfällende Streichſpähne ſprangen ſogar auf ſie, da plötzlich näherte ſich eine vierte Geſtalt aus der Scheune. Frohni fiel faſt ohnmächtig zur Erde. Es war eine in Weiß gehüllte Geſtalt mit einem langen hoch in die Höhe geſchwungenen Dreſchflegel in der Hand, ähnlich dem Todesengel mit der Senſe. Es war der Maire, der vom Lärm geweckt und die Stimme Frohni's erkennend im Hemd hinaus in die Scheune lief, den erſten beſten Flegel nahm und ſo auf die Wieſe ſprang.

So erſchlagen Euch alle ſieben Racheengel, fluchte er im Sprunge auf ſie zu und dreſchte rechts und links drauf. Ambroſi merkte kaum den Maire, als er ſeinen Gegner fahren ließ und in den Bach ſprang, um ſich zu waſchen. Während dieß gechſah, dreſchte der Maire beſtändig auf Henner, der ſchon beim dritten Streich zuſammenſtürzte.

Frohni, die ſich wieder erholte, ihren Vater erkannte, ſtellte ſich ihm ſchmerzhaft entgegen.

Vater, ſagte ſie, in ihrer Naivetät, was wollen Sie denn mit dem Henner, der iſt es ja gar nicht. So, verſetzte dieſer, ſo biſt Du's Zottel! Geh' mir aus den Augen, oder ich begehe einen Mord an Dir! Ambroſi ſtand vor ihm. Herr Maire, ſagte er, die Urſache, warum wir da ſind, wiſſen Sie gar nicht. Doch die Frohni verdient keine Strafe, ich allein verdiene ſie. Frohni hatte ſich Henner genähert, um zu ſehen, wie er ſich befinde. Dieſer krächzte gewaltig, ſie ſuchte ihn aufrecht zu halten, als ihr ihr Vater im Zorne nachſprang und ihr ebenfalls einen Streich verſetzte, daß ſie rücklings hinſtürzte. Ambroſi, obſchon ermüdet, obſchon triefend von Waſſer und Blut, hörte dieß kaum, ſo ſtürzte er auf den Alten zu. Alter Narr ſchrie er ihm zu, rührſt Du Dich, ſo werfe ich Dich nackt in den Bach. Und ſeine Drohung ſtand ſchon auf dem Punkte in Ausführung gebracht zu werden, als Frohni auf den Knieen ſich zu ihm ſchleifte und ihn bat, doch den Vater gehen zu laſſen. Er ſolle ſie nur ſchlagen, ſchluchzte ſie weinend, ſie habe es verdient. Ambroſi aber, ſie nicht

hörend oder nicht hören wollend, hielt den Alten schon schwebend im Arm, um ihm ein Morgenbad zu versorgen. Da raffte Frohni sich auf, umarmte krachend Ambrosi mit all ihrer Kraft, dergestalt, daß sie alle drei zu Boden stürzten. — In diesem Augenblick erschien die Mutter mit einer Laterne und trotz ihrem gewöhnlichen Ernst konnte sie das Lachen nicht unterdrücken. Nun Alter, sagte sie zu ihm, jetzt hat ein Mal der Johannes recht, jetzt glaube ich, daß die Welt untergeht. Mutter, sagte der Alte ernst, indem er sich erhob, für Deine Tochter ist die Welt heute Nacht untergegangen, sie ist nicht mehr unser. Daß sie liebt, merke ich schon lange, versetzte die Alte, doch jetzt macht keinen Lärm, die Nachbaren sind schon auf, es wird Tag, komm Frohni mit mir. Indem sie dieses sagte, hob sie diese von der Erde auf und führte sie fort. Jetzt macht, was Ihr wollt, sagte sie zu den Andern, wegen meiner könnt Ihr Euch todt schlagen. — Ambrosi bat den Maire um Verzeihung und fügte die Bitte hinzu, Frohni ja nicht zu schlagen, er wolle ihm morgen Alles

erzählen, und da er sah, daß sein Bruder immer krächzte, so nahm er ihn auf den Rücken, wie einen Knaben und trug ihn nach Hause. Dieser war fast so bewußtlos, daß er fest einen Arm um seinen Hals schwang und den Kopf auf die Schulter Ambrosi's fallen ließ. Als der Vater in die Stube trat, ging ihm die Mutter entgegen und wollte ihn beschwichtigen. Sei nicht böse, sagte sie, die Liebe überspringt ja Alles. — Ja, versetzte dieser, indem er in den hölzernen Fauteuil sank, die Liebe und die Flöhe! Frohni hatte sich bereits in ihrem Kämmerlein eingesperrt, um sich recht auszuweinen. Arme Frohni weine nur. Dein Vater hat Recht. Deine Welt ist — in dieser Nacht untergegangen.

* * *

Den andern Morgen früh begab sich Ambrosi nach Bischweiler. Dießmal dachte er nicht an seine Schmuggelwaare, er hatte ein ganz anderes Geschäft vor; er rief nämlich den Cantonsarzt, um seinen Bruder zu besuchen, der kein Wort sprach, nicht einmal klagte, der aber über den

ganzen Körper geschwollen war. Das ganze Dorf schwatzte von dieser Nachtscene, Jeder lächelte frohlockend ob der mißlichen Schläge Henners, Keiner aber wußte noch die Gefahr, in der er schwebte. Ambrosi kam aber kaum mit dem Arzt zurück, so drängte sich ein Jeder in das Haus, um Nachricht von seinem Zustand zu haben. Die Mähr drang bald in des Maire Haus, und diesem war es nicht ganz wohl bei der Sache; denn auch Frohni lag krank zu Bette. Er saß eben nachgrübelnd in seiner Ecke und machte die Bemerkung, daß die Welt doch noch nicht untergehen wollte, als Ambrosi, obschon verkratzt und ziemlich entstellt, rasch in die Stube trat. „Herr Maire," sagte er leise zu ihm, „hier bringe ich Ihnen ein Zettelchen, es wird Ihnen nicht unangenehm sein." Dieß sagend, wollte er sich entfernen, als dieser ihm gelassen und ruhig sagte, als wäre gar nichts vorgefallen, „Ambrosi, diesen Morgen erhielt ich einen Brief vom Präfect. Montag über drei Wochen wird gespielt." Es war dieß ein Herzstich für Ambrosi und so stark er war, so taumelte er

faſt im Hofe wie ein Betrunkener zuſammen, und lehnte ſich an den Nußbaum, der an der Straße ſtand. In dem Billetchen hatte Ambroſi bezeugt, daß er es wäre, der ſeinem Bruder Henner eine Rippe entzweigeſchlagen habe, er und kein Anderer. Dieſe Nachricht brachte eben auch keine gute Wirkung auf den Maire. Eine Rippe zerſchlagen, das hatte er ſich nicht gedacht, aber wird Henner ſchweigen? wird er nicht den, der ihm erſt ſeine Tochter verweigerte, anklagen? Das Zeugniß Ambroſi wäre zwar gut, aber es müſſe von Zeugen unterſchrieben ſein. Als die Mutter in die Stube trat, ſagte der Alte: „der Ambroſi iſt doch ein geſcheidter Burſche, ein guter Burſche.“ „Ja,“ ſagte die Mutter, „und unſere Frohni hat mir Alles geſtanden. Sie liebt ihn einmal. Uebrigens hat ſie ihm kein Stelldichein gegeben, ſie hat ihm nur geleuchtet, um ſein Salz zu vergraben.“ Darauf erzählte die Mutter die ganze Geſchichte, wie ſie vorfiel, ſo wie es ihr Frohni erzählt hatte. „Ich glaube,“ vollendete ſie, „wir thun am Beſten, wir geben ſie ihm, je früher, je

beſſer, ſonſt nimmt er ſie allein, wenn's nicht ſchon zu ſpät iſt." „Halt's Maul, Alte," fuhr der Maire auf, „ich will gar nichts von einer Heirath wiſſen, übrigens muß der Ambroſi in einigen Tagen ſpielen und es iſt mir wie vor, er verſpielt. Soll ich ihm auch noch einen Mann für 2000 Fr. dingen, damit er ſo gütig iſt und meine Tochter heirathet, er, der keinen Pfennig reich iſt und als Schmuggler jeden Tag riskirt, geſetzt zu werden?" „Warum nicht?" verſetzte die Mutter. „Iſt er unſer Tochtermann, ſo läßt er das Schmuggeln." „Ja, wie die Katz das Mauſen," verſetzte dieſer. „So wenig die Narren das Heirathen, die Jäger das Schießen, der Saufpelz das Trinken läßt, ſo wenig läßt ein Schmuggler das Schmuggeln. Und nun genug davon. Die Frohni ſoll mir nicht mehr in die Stube kommen, Du ſelbſt, Alte, kannſt droben bei ihr bleiben, ſo geht's doch nicht mehr lang fort." „Na, jetzt kommt der Kikriki wieder," fing die Alte an, „heute geht die Welt wieder unter." „Sie iſt untergegangen," ſchrie er ihr zu, indem er ſich wü-

thend erhob, „ſie iſt's — da ſteht's gedruckt. Haſt's nicht geſehen geſtern Nacht.“ „Jeſus Marie,“ rief die Alte aus, „Alter, ich glaube wirklich, Du haſt Deinen Verſtand verloren.“ „Unſere Tochter haben wir verloren,“ antwortete dieſer, indem er ſich wieder ſetzte, „ich weiß Alles. Ledig muß ſie bleiben, und wenn ſie Kinder bekömmt, ziehe ich ſie auf.“ Die Alte ſchüttelte immer mehr und mehr den Kopf. Es war in der That ſo viel Gemiſchtes in dem Charakter Michels, daß man nicht wußte, war er verrückt, geſcheidt, böſe oder gut. Er war eigentlich Alles zuſammen auf einmal, hatte aber ſeine beſondere Stunde, wo ihm, wie die Alte ſagte, die Oberſtube geheizt war. Sie ſaßen eben ſo beiſammen, ohne ein Wort mehr zu ſprechen, als der Arzt in die Stube trat. Dieſer erzählte, daß der Henner gefährlich krank ſei und daß der Bruder ihm eine Rippe entzwei geſchlagen habe. „Die Jugend iſt ausgelaſſen,“ ſagte der Maire, „es iſt weder Religion noch Glaube in ihr.“ „Man ſagt,“ verſetzte der Arzt, „es ſei aus Eiferſucht geſchehen und zwar,“

fügte er hinzu, „soll Eure Tochter die Urſache ſein.“ „Ja, Herr Doktor,“ ſagte die Mutter, „wir wiſſen's wohl.“ „Was weißt Du?“ ſchrie der Alte, „nichts weißt Du. Die Burſchen kareſſiren mein Mädel, und keiner von ihnen bekommt's, und wenn ſie ſich auch die Köpfe abſchlagen. Ich bin überhaupt gegen die Heirath, Herr Doktor, haben Sie den Johannes geleſen?“ Der Arzt nickte lächelnd mit dem Kopf. „Aber,“ fragte er raſch, „warum haben Sie denn geheirathet, Herr Maire?“ „Ja, wenn ich das wüßte,“ erwiederte dieſer, „ſo hätte ich nicht mehr nöthig zu ackern und zu ſäen.“ Der Arzt lachte, forderte Papier, gab ſchriftlich ſein Erkenntniß über Henners Zuſtand und entfernte ſich. Kaum war er fort, ſo traten ſechs Douaniers, lauter fremde Geſichter, in das Zimmer. „Herr Maire,“ ſagte Einer von ihnen auf Deutſch, „wir brauchen Ihre Gegenwart, um Hausſuchung zu thun. Es ſollen einige Centner deutſches Salz hier im Dorfe liegen.“ „Geht zum Teufel,“ verſetzte dieſer, „ich wenigſtens will den armen Leuten das Salz nicht nehmen und ſie

noch um 500 Fr. strafen." „Das versteht sich von selbst," versetzte der Lieutenant, „er selbst schmuggelt. Allons, vorwärts, hinaus in die Scheune." „Was," schrie der Maire, „in meiner Scheune Salz?" „In Eurer Scheune," versetzte der Lieutenant, „und ich werde nicht ermangeln, es der Regierung anzuzeigen." Michel verstand zwar kein Wort französisch, aber er verstand doch der Miene nach den Lieutenant. „Geht zum Satan," rief er, „mit sammt dem ganzen Welschland, den Ersten, der mir in die Scheune kommt, schlage ich mit dem Dreschflegel todt." Ambrosi erschien wieder. „Du kommst gerade recht," sagte dieser zu ihm," wollen wir einmal recht hinter sie?" „Nein," versetzte Ambrosi, „laßt sie suchen, sie finden nichts." „Allons, Ambrosi," versetzte der Maire, „mache was Du willst, Du bist hier jetzt Herr im Hause." Ambrosi winkte den Douaniers und begleitete sie in die Scheune. Sie suchten lange, fanden aber nichts. Endlich pfiff der ausgestellte Posten auf der Wiese, denn die ganze Scheune war umstellt, und erklärte dem Lieutenant, daß er

hier das Gras vertreppelt und verrumpelt ſehe, es müſſe hier vergraben ſein. Es dauerte keine Minute, ſo gruben ſie an der Stelle auf, wo Ambroſi ſein Salz vergraben hatte. Ambroſi, dieß kaum merkend, ſprang in die Stube, bat den Maire, nicht zu weichen, und da ſie ohne ſeine Gegenwart kein Recht zur Hausſuchung hatten, ſo rief er ſchnell einige Bauern zuſammen, um ihm zu helfen. Er kam mit ſechs Mann zurück, feſt entſchloſſen, ſein Gut zu vertheidigen, als er die Grube leer fand. Das Staunen von allen Seiten war ſehr groß. Die Garden, ſo heißen die Douaniers im Elſaß, machten ſich ſchnell fort und verfluchten Henner. Aber auch Ambroſi war fürchterlich erſtaunt, ſein Salz und ſein Kirſchwaſſer nicht mehr zu finden. Dieſelben Bauern, die er zu Hülfe rief, hatten ihm ſeine Waaren an demſelben Morgen geſtohlen und über den Bach getragen. Es macht ſich nämlich Niemand ein Gewiſſen daraus, Contrebande zu ſtehlen, und ſomit war das Unglück Ambroſi's auf die höchſte Spitze getrieben.

Einige Wochen darauf zogen die Burſchen

aus beiden Dörfern, die Einen betrunken und ausgelassen lustig, die Andern nüchtern und den Kopf hängend, nach Bischweiler. Mode ist's, daß man sich einen Strauß an die Mütze bindet und lärmt und schreit, aber im Herzen ist Alles düster und traurig, Einige sogar haben sich bezaubern lassen, um der hohen Nummer sicher zu sein. Da ist Alles Bruderherz, Juden, Katholiken, Protestanten theilen ein Loos, haben einen Schmerz, eine Freude. Ambrosi, der sonst so lustig, so wild, so aufbrausend war, ging dem Zuge nebenher, wie ein Sträfling an der Galeerenkette, den Kopf auf die Brust hängend, den Blick zerstört und verweint. Er schämte sich nicht zu weinen, obschon das ganze Dorf sich ob dieser merkwürdigen Verwandlung erstaunte. Es dauerte nicht lange, so kam er zu Bischweiler der Mairie herab mit der Nummer 39. Ihm schwindelte es vor den Augen, er hatte gar nichts zu reklamiren, und hätte gewünscht, der Maire hätte ihm eine Rippe zerschlagen. Doch in solchen Augenblicken hatte Ambrosi eine herrliche Natur. Die ersten fünf-

zehn Minuten waren schrecklich bei ihm, aber schnell erholte er sich, faßte einen männlichen Entschluß und ernsthafte Weichheit ersetzte die Niedergeschlagenheit. Er hatte beschlossen, sich sogleich in ein Schützenregiment engagiren zu lassen, damit er die Wahl des Regiments habe und schneller wieder zurückkomme. Als er an die Fruchthalle kam, sah er ein Judenmädchen aus seinem Dorfe, die Freundin Frohni's, das erblaßt und die Augen ausreibend sich ihm näherte. Sie war von Frohni geschickt. „Jetzt Elly," rief Ambrosi ihr zu, „jetzt ist Alles aus, jetzt muß ich fort, jetzt muß ich Soldat, jetzt muß ich Franzose werden." Elly schluchzte laut auf, als wäre sie die Geliebte. „Sieh, Elly," fuhr er fort, indem sie sich auf eine steinerne Bank in einem Winkel der Halle setzten, „es drückt mir schier das Herz ab, aber es muß sein, es giebt keine Rettung für mich. Sage der Frohni, daß sie warten soll, — o, sie wartet gewiß." „Sie wird wohl müssen," versetzte Elly. „Du weißt Alles," versetzte dieser, „nun, Elly, bleibe immer die Freundin meiner Frohni, ach, Du weißt ja,

ich liebe alle Menschen, mir ist Jude wie Christ, unser seliger Pfarrer der sagte mir immer dieß und noch etwas sagte er, wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Ich bin ein wilder Bursche gewesen, aber sag' der Frohni, daß ich jetzt etwas lernen werde. Im Schießen bin ich keine Mazette, französisch werde ich auch lernen und da avancire ich. Ich schreibe Dir alle zwei bis drei Monate. Du giebst ihr die Briefe und nur wenn ich ein Jahr nicht geschrieben, bin ich todt. Ade, Elly, ich gehe nicht mehr ins Dorf, ich will so die Frohni nicht mehr sehen. Lebe wohl; ich muß halt fort!" Ambrosi konnte nicht mehr weiter, schluchzend brach ihm die Sprache. Er umarmte heftig Elly und stürzte sich auf einen Bauerwagen, der vorüber nach Hagenau rasselte. Elly war bestürzt, niedergeschlagen und besonders bange vor Frohni, wenn sie dieß erfahre. Mehr als drei Stunden brauchte sie, um von Bischweiler nach Schirrhoffen zu gehen. Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, Kinder, Greise, Alles ging halb, viertelwegs, ganz entgegen, um die gezogenen Num-

mern ihrer Angehörigen zu erfahren. Freude und Trauer, luſtige Ausgelaſſenheit neben tiefer Niedergeſchlagenheit. Alles dieß zog miteinander ins Dorf hinein. In dieſem Haus Singen und Jauchzen, in jenem lautes Weinen und Seufzen. Und Ambroſi? fragte ein Jeder, nachdem er nach den Seinigen gefragt. Ambroſi iſt fort, hat ſich gleich engagirt. Oh! war die erſte unwillkührliche Antwort; ſelbſt ſeine Feinde geſtanden ein, daß er ein guter Burſche ſei, der nie ein Kind beleidigte und gern Jedem Gefälligkeiten erweiſe. Einige jedoch ſagten, eh bien, jetzt macht er ſein Glück. Aber die Frohni und die Judenmädchen! Einige ſogar neckten ſich mit den letztern, weil ihr Beſchützer fort ſei. Der Maire ſelbſt, der der Ziehung beiwohnen mußte, kam ſtill und traurig ins Dorf. Frohni ließ ſich nicht ſehen. Jetzt erſt empfand ſie wahren Schmerz, wahren Kummer. Weine nur, arme Frohni, noch iſt das Maaß deiner Leiden nicht voll! — Was Henner betrifft, ſo genas er zuſehends und Michel ſagte immer: „ich wußte wohl, daß ich leeres Stroh gedroſchen habe.“

Zweite Abtheilung.

Im Dorfe Schirrhoffen hatte ſich vieles verändert ſeit dem Augenblicke als Ambroſi den Soldatenſtand ergriff, und der Zeit, die der zweite Anhaltspunkt dieſer Erzählung iſt. Nicht etwa, als hätten ſich während dieſer Zeit nicht Scenen vorgetragen, die nothwendigerweiſe der Mittelpunkt, der Knüpffaden dieſer Geſchichte ſeien, aber ich übergehe ſie abſichtlich. Oft nimmt das Unglück die Farbe des Glückes an, oft auch kömmt das Glück in dem Kleide ſeines Ungefährten. Die Ueberraſchung iſt in jedem Falle größer und der Faden, an dem die Vorſehung die Marionnettengeſchicke der Völker und Individuen leitet, bleibt uns um ſo geheimer.

Sieben Jahre waren ſeit der Abweſenheit Ambroſi's verfloſſen. Wie lange hätten ſie Frohn geſchienen, wäre ihr ein Unglück nicht zu Hülfe gekommen, hätte ſie den kleinen allerliebſten Ambroſi nicht, der einige Monate nach Ambroſi's

gewaltſamer Entfernung zur Welt kam. Ja, es war im Augenblicke ein doppeltes Unglück für ſie; fliehen mußte ſie das väterliche Haus, ihren Vater durfte ſie nur aus dem Dachfenſter Elly's ſchauen, und da ſah ſie, wie er täglich vom Fleiſche abnahm, ihre Mutter ſogar wagte es nur, ſie zu beſuchen, wenn der Vater im Felde war. Es waren Monate der Trauer und der Verzweiflung. Frohni aber tröſtete oft ihre Mutter, die weinend vor ihr ſtand. Sieh, Mutter, ſagte ſie, ich habe Vertrauen zu Gott und unſerm Heiland, ich habe ja in meinem Leben nichts Böſes gethan, ich habe den Ambroſi gern und ich weiß, er heirathet mich. Will's Gott, ſo ſind wir noch glücklich, und der Vater verzeiht mir. Die Mutter aber konnte ſich ſo nicht tröſten; es verdroß ſie eben, daß ihre Tochter, ein ſo gutes Kind, ſo unglücklich ſein ſollte. Elly tröſtete ſie beide nicht, ſondern ließ ſie weinen und verſorgte ihre Haushaltung. Das geht auch vorüber, ſagte ſie oft, Alles geht vorüber, es muß Alles ein Mal ein Ende nehmen. Mit dieſen Grundſätzen kamen dieſe drei Frauen-

zimmer oft in die komiſchſten Unterhaltungen und im beſten Weinen ſpielte ihnen ein unwillkührlicher Trieb zum Lachen die dummſten Streiche. Auf dem Dorfe, wo man nichts auf die äußerliche Haltung giebt, wechſeln Lachen und Weinen ſchneller ab, ſobald der geringſte Anlaß dazu gegeben wird und beides zwar in vollen Extremen. Was aber weder das Lachen noch das Tröſten, noch das Weinen konnte, das vermochte der kleine Ambroſi, Frohni's Knabe. Schon in ſeinem zweiten Jahre war er der Liebling ſeines Großvaters und erwarb ſich dadurch die Erlaubniß für Frohni, daß ſie wieder ins elterliche Haus kam. Michel ſprach zwar kein Wort mit ſeiner Tochter, aber deſto mehr mit Ambroſi. Dieſer war ein Schmeichler im ſtrengſten Sinne des Wortes. Er hatte weißblondes Haar, wie faſt alle elſaßer Kinder, das Zeichen ihres deutſchen Urſtammes, ein elſaßiſches Stumpfnäschen, volle Backen und blaue Augen, aus denen der kleine Schalk unwillkührlich hervorguckte. Ambroſi kannte genau den Geſchmack ſeines Großvaters, er holte ihm die Holzſchuhpantoffel, wenn

er nach Hauſe kam, legte ihm ſein Buch, die Offenbarung Johannis zurecht, die kein Menſch anrühren durfte, und ließ ſich Geſchichtchen daraus erzählen. Er hatte ſelbſt leſen darin gelernt und zeigte bedeutende Anlagen zum Studiren. Unter ſolchem Schmeicheln und Schäckern war er ſieben Jahre alt geworden. Der kleine Spitzbube wußte übrigens, warum er dieß Alles that. Indem er dem Großvater ſchmeichelte war er Meiſter im Hauſe, und fragte nichts weder nach ſeiner Mutter, noch nach ſeiner Großmutter, die ihm übrigens Alles nachgaben, weil er den Alten immer in guter Laune hielt. Er hatte es ſchon ſo weit gebracht, daß ihm der Großvater regelmäßig den Johannes vorlas. Da gab's dann die ſchönſten Auftritte zwiſchen beiden Gelehrten. Der Alte las gewöhnlich am liebſten die Stelle, wo der große Engel auf dem Schimmel zu reiten kommen und Alles zuſammenſchlagen wird. Nicht wahr, Großvater, ſagte Ambroſi, wenn der Engel kommt, reite ich ſein Schimmele auf die Waide, mit unſerm jungen Rappen? — Ja, Ambroſi, verſetzte der Alte,

aber die Engel ſteigen ſelten vom Pferde ab. — Ambroſi ſchwieg; als aber der Alte fort war, lief er zu der Mutter und ſagte, der Großvater weiß auch noch nicht Alles. Er ſagt immer, die Engel kommen auf einem Roß und hier — er hatte einen Kalender in der Hand — ſind doch drei Engel lauter Kuhhirte. — Es waren Engel mit einer Poſaune, die Ambroſi für eine Kühtrutel hielt. Beileibe, ſag' das dem Großvater nicht, verſetzte die Mutter, ſonſt wird er böſe; aber dieß war unnöthig, er kannte ihn ſchon. Ein anderes Mal fragte Ambroſi ſeine Mutter, wer denn die Birnen und die Nüſſe mache? — Der liebe Herrgott, verſetzte dieſe. Und die Birnbäume, wer pflanzt die? Auch der liebe Herrgott. So, antwortete Ambroſi, indem er immer auf den männlichen Artikel drückte. Einige Minuten ſpäter kam er wieder. — Und ſie? fragte er, was macht denn ſie? Frohni konnte nicht antworten. Ambroſi konnte aber nicht begreifen, daß es einen lieben Herrgott ohne eine liebe Herrgöttin gäbe. Dabei war er oft nachdenkend, ſehr eigenſinnig, äußerſt ſtarrböſe, wenn man ihm

nicht that, was er wollte, und einige Minuten ſpäter ausgelaſſen wie ein junges Reh. Das ganze Dorf liebte ihn, und wenn Frohni mit ihm ſpazieren ging, wurde ſie faſt in jedem Haus angehalten, und Ambroſi ließ ſich gern anhalten, denn er war auch ein Liebhaber von Leckerbiſſen.

Ambroſi hatte während ſeiner Abweſenheit oft geſchrieben. Er war ſchon ſeit fünf Jahren in Afrika. Obſchon ein vortrefflicher Schütze und oft als einer der tapferſten Soldaten in den Bülletins erwähnt, konnte er es nur bis zum Sergeant bringen, weil er erſt Franzöſiſch lernen mußte. Er hatte Wunden genug, und war mehrmals ſchon in Todesgefahr, aber dieß Alles vergaß er jetzt, denn in einem halben Jahre ſollte er ſeinen Abſchied haben, und obſchon ohne großes Vermögen und die ſchöne Ausſicht des Avancirens, hatte er beſchloſſen, wieder zurück in ſein Dorf zu gehen, um mit Frohni zu dulden, zu arbeiten und zu lieben. Sein letzter Brief war ein beſtändiges Aufjauchzen; denn obſchon Frohni nicht ſchreiben konnte, ſo wußte er doch

alles durch ihre beiderseitige Freundin Elly. Der kleine Ambrosi fragte jedoch nie nach seinem Vater, als hätte er errathen, daß dieß seinem Großvater mißfiele. So standen die Dinge am Ende des Jahres 1836. Daß während dieser Zeit eine Revolution in Fränkreich vorfiel, lag eben dem Dorfe Schirrhoffen nicht viel an. Nur hatte es einen besondern Schullehrer und einen zweiten Einnehmer erhalten. Das war Alles, was ihm die Revolution eintrug und das Dorf war auch damit zufrieden!

* * *

Mitternacht schlug's auf der schwarzwalder Wanduhr des Maire. Draußen blies der Wind kalt und trocken, doch war das ganze Ried von dem hartgefrorenen Schnee erhellt. Michel hatte den ganzen Abend hindurch in dem neuen Kalender gelesen, seine Frau unterhielt das Kienholzlicht neben dem Ofen, Ambrosi wanderte von der Küche zur Stube und von der Stube zur Küche, wo Frohni schon seit fünf Stunden Kuchen und Brod backte; denn es war in der Sylvesternacht

von 1836 zu 37. Jetzt kommen sie bald, sagte der Maire, Alte, mache das Licht aus; wir stellen uns, als schliefen wir. Aber Ambrosi widersetzte sich entschieden dem Lichtausmachen, sie kommen ja doch, sagte er. Ja, versetzte die Großmutter, und es ist ihnen gleich, ob Licht da ist oder nicht. Ohne Licht nehmen sie uns noch mehr als mit Licht. Plötzlich hörte man ein beständiges Knackern im Schnee. Ambrosi stieg auf die Bank, guckte hinaus und sagte zum Großvater, sie sind schon da, ich will den großen Kuchen verstecken. Diese unwillkührliche Bemerkung machte sie lachen. Da ertönte Musik, ein sonderbares Geklingel. Das ist die Harmonika des Korbmachers, sagte der Maire, der sich gravitätisch in den Fauteuil niederließ. Großel, sieh ein Mal, sagte Ambrosi zu der Alten, wie der Großvater ein Gesicht macht, als hätte er eine heiße Grundbeere (Kartoffel) im Hals. Aufs Neue wurde gelacht. Herr Maire, ertönte es von draußen, wir wünschen Euch ein glückseliges neues Jahr! Feuer! Und somit krachten mehr als fünfzig Pistolen los. — Herr Maire, rief eine andere Stimme, in diesem Jahr geht

die Welt gewiß unter, es iſt verteufelt kalt und ich hab' Durſt. — Feuer! — Die Muſik leierte immer fort. Die Burſchen luden aufs Neue die Piſtolen, während einzelne ſpecial ſchoſſen. Herr Maire, rief ein Dritter, das Schießen iſt verboten, aber das Trinken nicht. Proſt Neujahr! Feuer! Das Schießen wird nämlich immer verboten, aber um ſo mehr geſchoſſen! Frohni! — rief der Korbmacher, der ſeine Harmonika niederlegte: Im Namen aller Burſchen ſchießen wir Dir das neue Jahr an. Will's Gott, ſo kommt Dein Ambroſi dieſes Jahr noch und da tanzen wir Alle auf Deiner Hochzeit, denn die Frohni iſt das bravſte Mädel im Dorfe. Nicht wahr, Ihr Burſchen? — Ja, hieß es. — Feuer alſo! Für die Frohni! Es krachte aufs Neue. Der Korbmacher warf die Piſtole weg und nahm ſeine Harmonika wieder. Die Thüre öffnete ſich und nun ſtrömten alle in die Stube, wo der Maire ſie freundlich empfing. Frohni hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, worauf Wein, Kuchen und Schinken ſich befanden. Der Korbmacher erſchien zuletzt, heute war er beſonders guter Laune. Er ſprang tanzend ins

Zimmer. Zuerſt nahm er den kleinen Ambroſi und küßte ihn, hernach ſang er ihm das elſaßſche Liedel:

Tanz, Bubele, tanz,
Die Schuhle ſin' noch ganz
S' brucht di nit zu reie
Krieg'ſch bald wieder neue,
Tanz, Bubele, tanz!

Ja, ſagte die Alte, er brauchte ein Paar neue Schuh. Ho, verſetzte der Korbmacher, ich ſing' ihm ein Paar vor, die zerreißen doch nit. Der Alte mukſte nicht. Die Burſchen ſetzten ſich um den Tiſch herum, auf den ſie ihre Piſtolen legten, und Ambroſi merkte genau, wie viel ein Jeder aß. Frohni trat ein. Obſchon im Küchengewand, ſo wußte ſie doch ſich ein reines Negligé zu geben, das den Dorfmädchen ſo gut ſteht. Nun, ich danke ſchön, ſagte ſie zu den Burſchen, ich hab's nit verdient. — Ja, platzte der Alte heraus, wenn's zur Hochzeit geht, ſo braucht ſie eben keinen Rosmarinkranz. Dieſe harten Worte gingen ihr wie ein Stich ins Herz — ſie wollte antworten, aber ſie verſtummte und erblaßte. Der kleine Ambroſi ſogar war beleidigt; er nahm ſeine

Mutter an der Hand und ging mit ihr an die Thüre. Der Korbmacher aber, der Sturm fürchtete, und eben wußte, daß Frohni Meister über den Kuchen war, nahm seine Harmonika und lief spielend zu ihr. Frohni, bleib' hier, sagte er, wir kennen ja den Alten, Du singst wie ich:

Die Sternle am Himmel,
Die Tröpfle am Bach,
Erzählen mym Schätzel
Min Weh und min Ach!

Während diese Scene etwas kalt in der Stube vorfiel, ertönte aufs Neue Musik im Hofe. Dießmal aber auf etwas andere Art. Laut, rauschend, immer steigend, dieselben Noten wiederholend und plötzlich abbrechend, ertönte es vor dem Fenster, dabei pfiff der Wind durch die Instrumente und jagte die langen Locken der Spielleute. Wie ein Donnerwetter fiel eine schwarze Gestalt mitten in die Stube, wo die Burschen aßen, tranken, aber schwiegen. Es wußte sich kaum Jemand Rechenschaft von dieser Erscheinung zu geben, als der Korbmacher, wie von einem gespenstigen Taumel ergriffen, mit ihr in der Stube herumtanzte.

Immer wuchtiger, berauſchender erdröhnte die Muſik von draußen, die Fenſter flogen auf; immer pfeifender fluthete der Wind gegen des Maires Haus, und flackerte die Kienholzflamme im Ofenheerde. Ein ſtilles Entſetzen bemächtigte ſich aller Anweſenden. Der Korbmacher hüpfte und tanzte und ſprang rechts und links mit ſeiner ſchwarzen Tänzerin, die ihren Schleier von ſich warf und den nächtlichen Muſikanten laute Hurrah zurief. Plötzlich brach die Muſik ab. Die Tänzerin hörte auf zu walzen und nun erſt ſahen Alle, daß es eine Zigeunerin ſei, und daß ſie obendrein noch ein Kind in der Rückenſchürze trug, mit dem ſie luſtig herumtanzte, ohne daß dieß einen Schrei der Furcht oder des Schmerzes von ſich gab.

Juchhe, ſchrie endlich dieſe, ich bin auch wieder da! Heiſaſa, hopſaſa! Kennt Ihr die Heidemännin nit, die hier geheirathet hat? Daß dich aber alle Teufel, Hagelblitz- und Kritzdonnerwetter! ſchrie der Korbmacher, Du biſch's, alte, nein, junge Her! Ei, Frohni, das iſt ja dieſelbe, die vor acht Jahren draußen im Walde geheirathet hat, man ſieht's ihr gar nit an, und der

wir den Herebrei über den Kopf ſchütteten. So ſei willkommen, du vermaledeites Weib, Du haſt mir damals ſchon gefallen. Muſik! aufgeſpielt dort draußen!

Luſchtig, wil mer ledig ſin',
Luſchtig, wil mer lewe!
Wenn die Drievel zittig ſin',
Geh'n wir in die Newe!

Hinaus mit dem Tiſch! mit den Bänken, mit den Stühlen! Jetzt tanze wir eins! Ja, ſagte die Zigeunerin in ihrem eigenen ſpitzen, tänzelnden Tone, gerade ſo wie ihre Muſik: Wir ſind heute ſchon zehn Stunden weit hergekommen, um unſerm guten Maire das neue Jahr anzuſpielen und ihm die Wahrheit zu ſagen. Aber, bin ich im Narrenhaus? ſchrie endlich der Maire auf. — Ja, ſagte der Korbmacher, Narren ſind genug da. Allons, Ihr Burſche, d'Maidle hergeſchafft! Heut' Nacht wird getanzt hier, und der Maire muß drei allein mit ſeiner Alten walzen. An Maidle fehlt es nicht lange; die Muſik, die immer heller und greller ertönte, hatte faſt das ganze wachende Dorf zuſammengelockt, die Stube war

in einem Nu leer und zum Tanzſaale umgeſtempelt, die Muſikanten, die aus drei Zigeunern beſtanden, wurden in die Hausflur geſtellt, ja, der Korbmacher ſtand auf dem Punkte, den Ofen zum Fenſter hinauszuwerfen, damit die Kälte, wie er ſagte, nicht herein könne.

* * *

Poetiſch ausgelaſſene Aufwallungen würdig von der Feder eines Homer beſchrieben zu werden, giebt es in dem Dorfleben. Solche Momente ſind immer improviſirt, unvorhergeſehen, ſie äußern ſich blitzartig, aber ſie ſind auch ſo gewaltſam, daß ſie alle Gemüther mit ſich reißen. Der Dorfmann giebt keine Geſellſchaften, wo es vorgeſchrieben iſt, ſich ſo und ſo lang zu langweilen und zu amüſiren, er klopft auch nicht an die Thüre ſeines Nachbars. Der Dorfmann iſt nie allein, ja ſein eigenes Haus gehört nicht ihm ausſchließlich an, und ſelten kann er ſich allein mit den Seinigen unterhalten. Jedes Haus, jede warme Stube iſt eine Freiſtätte für Alle, aber wenn er lange genug den gewöhn-

lichen Schlendrian des Lebens durchgemacht hat, so treibt der Zufall eine etwas außergewöhnliche Gelegenheit herbei, wo das Lustigsein aus der Seele kommt. Dann aber wird Jung und Alt mitgerissen, und der geschicktesten Feder, ja dem geübtesten Maler gelingt es nicht, diesen poetischen Rausch so überschäumend darzustellen, wie ihn die reine Natur einschenkt.

Nicht so viel Zeit, als ich brauche, um diese Bemerkungen zu machen, brauchten die Burschen und die Mädchen im Dorfe, um sich einen Tanz zu improvisiren. Der nüchternen Gesichter, die erst aus den Federn kamen, guckten immer mehr zu den Fenstern hinein. Es war weder Nacht, noch Winter für sie. Dann und wann hörte man einen Schuß im Dorfe fallen. Das Kienholz flackerte hell auf in dem kleinen Ofen und wetteiferte mit der Musik. Ambrosi stand aufrecht auf dem Ofenbänkchen und feuerte was er konnte. Oft nahm er einige Brände und hielt sie in die Höhe, so daß der Rauch mit der Flamme um die Wette wirbelte. Er glich einem Rubensschen Amor mit der Fackel. Die Burschen

hatten Röcke, Weſten und Hüte bei Seite gelegt, ein rothes Schnupftuch, an die Hoſenträger geſchleift, flatterte nach Belieben bis an die Knie. Mit einer ernſten Miene ſtrecken ſie die Rechte aus, um ihre Tänzerin an der linken Hand zu ergreifen. Vom Einladen weiß man nichts auf dem Dorfe, auch nichts vom Abſchlagen. Gewöhnlich ſteht der Burſche einen Schritt vor dem Mädel, ehe er den Arm nach ihm ausſtreckt. Dann avancirt das Mädel um drei Schritt, ſtellt ſich in Poſitur und tanzt unter dem aufgehobenen Arm des Tänzers drei Mal langſam herum, indem ſeine Hand um einen ſeiner Finger, wie ein Ring um eine Schraube ſich bewegt. Bei jedem Ring trabt der Burſche mit dem rechten Fuße auf die Erde, beim dritten Schlag umfaßt er ſeine Tänzerin und ſchleudert ſie dreimal in die Höhe, indem er wieder den Schwungtakt mit dem Fuße ſchlägt. Dann umſchlingt er, die Arme bauſchartig gerundet, ſeine Tänzerin, die ihre Hände ebenfalls auf dieſe Art auf den knochigen Rücken des Tänzers legt. Die elſaßer Mädchen machen alle ein ernſtes

Geſicht zum Walzen, oft drücken ſie die Augen zu, der Burſche hingegen deutet jede Wendung der Gelenke mit der Bewegung des Kopfes an, die oft lächerlich ſich abwechſeln, wenn es etwas raſch geht. Gewöhnlich walzen ſie jedoch langſam auf dieſe Art fort, bis die kleineren Versmaaße mit dem Tänzeln kommen, während deſſen das Mädchen die gefährlichſten Schlüpfe und Halsſchwingungen zu machen hat. Wenn der Walzer vollendet, reicht der Tänzer ſeiner Tänzerin ein Glas Wein, von dem er erſt ſelbſt nippt, und ſtößt damit mit der ganzen Flaſche an, die er in der einen Hand feſthält, während er ſich den Schweiß mit dem Taſchentuch abwiſcht. Sie hatten ſchon einige Takte herumgetanzt, als ſie alle plötzlich inne hielten. Die zigeuneriſche Muſik ging zu raſch, ihre Takte in kurzen Sprüngen paßten ſich nicht für das ernſte Fußvergnügen der Bauerburſchen. Dieſen Aufenthalt benutzte der Korbmacher, um den alten Maire zu zwingen, eins mitzutanzen. Die Alte war ſchon längſt bereit. Obſchon ſtark in den Fünfzigen, hüpfte es ihr doch noch in den

Füßen. Komm Alter, ſagte ſie, es iſt ja doch zum letzten Mal, die Welt geht ja doch bald unter. Meinetwegen, ſagte der Maire, und probirte ſeine Füße. Allein, allein, riefen alle. Nein, ſchrie Ambroſt, Großel, ich tanze mit. Nun, ſo mag die Frohni mittanzen, ſagte die Mutter, ſie hat doch ſchon lange nicht mehr getanzt. Aber Frohni weigerte ſich entſchieden, es war ihr gar nicht dazu ums Herz, ſie war ſchon den ganzen Abend verſtimmt. Während dieſer Vorbereitung machte der Korbmacher allenthalben den Mädchen den Hof.

Heiſa, hobſaſa, — (ſo ſang er)
S'Lädel hat g'ſchnellt,
Herr Vetter hat zur Gretel g'wellt.

Muſik, Ihr Herren!

Herr Vetter, Herr Vetter, klopf nah a Mol an
S'Gretel thut rothi Pantöffele an.

Muſik, ſage ich. Ja, hieß es, aber welchen Walzer ſollen ſie denn ſpielen? Der Korbmacher ſang ihnen einen vor, nach der elſaßer Walzer-Melodie: —

Die Ziebel, die Ziebel hat Eins geſchlage,
Darf's aber nit ſage,

Darum, darum laſſ' ich dich ſtehen —
Ein Kniks —
Ich will zu einer Andern gehen.

Die alte Frau weinte ſchier. Wie oft hatte ſie dieſen Walzer als Kind geſungen, als ſie mit ihren Geſpielinnen im Gras herumhüpfte. Der Walzer begann. Der Maire wandte all ſeine noch ihm mögliche Wadenkraft an, um die ſchönen Wendungen hervorzubringen. Seine Frau aber war noch viel flinker als er. Ambroſi konnte ſich keine Rechenſchaft von dem Allen geben, jedoch leuchtete er immer. Die Zigeunerin ſagte verſchiedenen Mädchen und Burſchen die Wahrheit, während der Korbmacher mit einigen von ihnen das elſaßer Frag- und Antwortliedel wechſelte.

Maidele, wo biſch geſtern g'ſinn?
„Druß ins Schulze Gärtel."
Maidele, wer iſch bi Dir g'ſinn?
„Der im rothe Bärtel."
Hat er Dir au ufgewart?
„Fiſch und grüne Kreſſe."
Haſch em au a Schmutzel gen?
„Na, ich hab's vergeſſe."
Wart, ich will Di jeſſe!

Das Tanzen gefiel den beiden Alten, die Musik dauerte fort, die jungen Leutchen aber hatten wenig Geduld, lange zuzusehen. Der Korbmacher hatte endlich ein Maidle geküßt, es schrie auf. — Was Teufel aber auch, schrieen die Burschen, Herr Maire, Sie nehmen's nicht übel, ich halt's aber nicht mehr aus, und somit setzten sie sich in Bewegung, andere folgten ihnen, ein Zigeuner warf die Violine weg und tanzte mit der Heidin, die ihr Kind hinter den Ofen geworfen hatte, ein alter Jude ergriff seine alte Nachbarin und walzte ebenfalls, Ambrosi warf die Fackel weg und sprang trappelnd mit herum, die Heidin stieß Alles zusammen mit ihrem wilden Tänzer, der Jude fluchte auf hebräisch, die Burschen schrieen und trabten, und so wirbelte Alles im wilden Kreise herum, lange nachdem die Musik aufgehört hatte. Als Alle fast erschöpft in allen Theilen der Stube zerstreut waren, bemerkten sie erst, daß die Zigeuner sammt der Musik verschwunden waren. An der ausgehobenen Thüre stand eine dumme lange Gestalt. Es war Henner, der schon seit sieben

Jahren nicht mehr im Hauſe erſchien. Frohni hatte ſich während des Tanzens im Alkoven verſteckt, um in der Stille ſich auszuweinen, ſie wußte nicht warum; als ſie aber Henner ſah, fuhr ſie vor Schrecken zuſammen. — Herr Maire, ſagte Henner laut, hier iſt ein Brief, den wir geſtern vom Präfecten in Straßburg erhielten. Ich kann ihn nicht leſen. Die Mutter aber läßt mir keine Ruhe, ihn leſen zu laſſen, und weil es hier ſo luſtig zugeht, ſo will ich Euch zugleich das Neujahr anwünſchen. — Ja, bis Du kommſt, verſetzten die Burſche, Du haſt noch keinem ein gutes Jahr gebracht. Geh zum Teufel mit Deinem Brief, ſagte der Alte, ich lege mich ſchlafen und macht Alle, daß Ihr fortkommt, beſonders Du alter Korbnarr. Ein Narr macht viele. — Das verſteht ſich, Herr Maire, ſagte der Korbmacher. Drum nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie keine Kinder mehr bekommen. — Es iſt noch nicht Tag, fügte er ſchnell hinzu. — Doch, gieb her den Brief, ſagte er zu Henner, ich will Dir ihn leſen, ich kann leſen, ſogar auf Deiner Naſe. Henner gab den Brief. Der Korbmacher las:

„Der Herr Präfect benachrichtigt hiermit die „Wittwe Klaus, daß Ihr Sohn Ambroſi“. — der Korbmacher hielt ein. Zum Teufel, ſagte er, auf der einen Seite iſt's franzöſiſch — ich kann nicht weiter leſen. Gieb mir ihn her, ſagte der Maire, „daß Ihr Sohn Ambroſi,“ fuhr er laut fort, „der wackere Sergeant, den 12. Auguſt 1836 in einem Spaziergang außerhalb Algier mit noch zehn Kameraden von den Beduinen überfallen wurde. — Man fand nur, fuhr er langſamer fort, einige Glieder und Köpfe von ihnen. Unter den letztern ſcheint der Sergeant Ambroſi geweſen zu ſein.

Der Präfect.“

Im Alkoven hörte man einen Schrei und gleich darauf den Fall eines ſchweren Körpers.

Proſt Neujahr! rief der Korbmacher mit erſtickter Stimme und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Die Burſchen und Mädel umgaben Frohni, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Der Alte, ſo wie ſeine Frau muckſ'ten nicht. Henner war verſchwunden. Die Schatten der Zigeunerbande, die aus dem Dorfe zogen, ſpiegel-

ten ſich an der Wand. Als der Tag erſchien, war Alles ſtill und traurig im Dorfe. Im Hauſe des Maire, hieß es, haben ſie getanzt, aber der Teufel war der Muſikant.

* * *

Der beſte Rahm ſäuert mit der Zeit, das geduldigſte Lamm hat Stutzmomente, wo es ſich gegen ſeinen Schlächter auflehnt, das geduldigſte Volk wird am Ende ſatt, ſich den Launen eines Tyrannen zu unterwerfen, gerade ſo iſt es mit den Familien-Autoritäten. Die Nachricht von dem Tode Ambroſi's, der Gedanke, daß Frohni jetzt ewig als Mädchen um ihren Ruf war, hatte die alte Mutter aus ihrer paſſiven Stellung gewaltſam geriſſen. Kaum war der erſte herbſte Schmerz verſchluckt, ſo ſtellte ſie ſich mannshoch mitten in die Stube, die eine Fauſt in die Hüfte geſtemmt, ihrem Gebieter gegenüber. Jetzt, Alter, ſchrie ſie auf, hab' ich's ſatt, jetzt bin ich endlich müde, Deine närriſchen Launen in Ehre zu halten. Nicht der Ambroſi, ſondern Du haſt Dein Kind ins Unglück geſtürzt. Frohni iſt

mein ſo gut wie Dein. Ich hab' ſie ihm gleich geben wollen, aber dein verrückter Johanniskopf hat's eben nicht gewollt, und doch iſt der Ambroſi mehr am kleinen Finger werth als Du, alter Narr, an Leib und Leben. Ich hab' ihm einen Mann ſtellen wollen, damit er unſre Tochter wieder zu Ehren brächte, aber Dein blinder Eſelskopf wollt's eben nicht. Warum? Hätt's Dir geſchadet, wenn Du eine Mannsmatt verkauft hätteſt, iſt's nicht beſſer, weniger reich zu ſein, als eine Tochter im Hauſe zu haben mit einem Bankert (Baſtard)? Jeſus, Maria und Joſeph, wo hab' ich denn meine Augen gehabt, als ich Dich geheirathet habe, ich hätt' Dir doch Deinen verdrehten Kopf anſehen können. Der Alte antwortete kein Wort, die Frau erſtieg einen immer höhern Ton. Jetzt ſitzt er da und ſpricht nicht, im Dorf ſind wir zur Schande und zum Spott, und warum? Heilige Maria, wegen des Schandbuchs, wegen des verketzerten Johannes da, der am Ende gar kein Chriſt war. Dieß ſagend, ertappte ſie das Buch hinter dem Tiſche und näherte ſich der Thüre. Ins Feuer werfe

ich ihn, schrie sie aus allen Kräften, der Teufel mag seinen Segen darüber sprechen. Großel, Großel, schrie der kleine Ambrosi weinend, indem er sie am Rocke zurückhielt, mein Johannes laß mir da, der Großvater leidet es nicht. Diese Worte ermuthigten den Alten, er erhob sich, und indem er mit seiner Frau rang, sagte er, wenn Du das Buch ins Feuer wirfst, so werfe ich Dich nach. Die Alte hielt eine Zeitlang fest, der Vater aber war doch stärker, er hatte seinen Johannes wieder, obschon zwei Blätter davon herausgerissen waren, und nun setzte er sich hinter den Tisch zur großen Freude des kleinen Ambrosi. Die Mutter hingegen stürzte hinaus, holte Frohni herbei und ging mit ihr schnurstracks ins Dorf hinein. Laß sie gehen, sagte der Großvater zu Ambrosi, komm, wir lesen ein neues Kapitel. Schnell hatte sie einen Entschluß gefaßt, wie dieß bei zornigen Weibern oft der Fall ist. Frohni wußte eigentlich nicht, wohin sie ihre Mutter führte, diese aber brauchte ihr nur zu sagen, daß sie ihr folgen sollte und sie fragte weiter nicht. Komm, Frohni, sagte sie, der

Vater iſt verrückt, ich muß Dir ſelbſt helfen. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden ſie beide in der Stube Henners, die ſie ſonſt ſelten beſuchten, ja Frohni war nie darin geweſen. Henner ſaß ruhig hinter dem Ofen und ſchmauchte ſein Pfeifchen. Ho, ſagte er, als er ſie ſah, das ſind fremde Leute, ich ſollte eigentlich den Ofen einſchlagen. Denkt es Dir noch, ſagte die Mutter zu ihm, wie Du in unſer Haus kamſt, um die Frohni anzuhalten? Je nun, die Zeiten haben ſich geändert. Ambroſi war Dein Bruder und Du biſt der Onkel über Frohni's Kind. Willſt Du ſie jetzt? Oder haſt Du ſie nie gern geſehen? Ich gebe ſie Dir mit der Bedingung, daß Du Dich als Vater des kleinen Ambroſi bekennſt und ihn als Sohn einſchreibſt. Willſt Du, ja oder nein? Frohni hatte die Augen zur Erde geſenkt, ſie wagte es nicht, ihn anzuſehen. Ho, ich weiß nit, ſagte Henner, ich will die Mutter fragen. Dieſe trat ein und war nicht wenig erſtaunt über dieſe Scene. Der Tod ihres geliebten Sohnes hatte ſie faſt unkenntlich gemacht. O, Bäbe, ſagte ſie zu Frohni's Mutter

— ihr Name war Barbara — was Du da nicht thuſt. Der Ambroſi war mir lieber, den habt Ihr nicht gewollt. Ich rath Euch aber gar nicht, den Henner zu nehmen, der hat jetzt noch keine Thräne um ſeinen Bruder geweint. Sie trocknete ſich die Augen aus. Dieſes genügte, um die Alte ſammt der Frohni in einen ſo wilden Schmerzensausbruch mit Heulen und Schluchzen zu verſetzen, daß die ganze Nachbarſchaft vor dem Hauſe zuſammenlief. Nur Henner blieb ruhig, aber ſtill und düſter. Wir wollen ſehen, was zu machen iſt. Mit dieſen Worten entließ Henners Mutter ihre mitfühlenden Freundinnen, die während einer Stunde nichts als Lobreden für Ambroſi und Achſelzucken für Henner hatten. Dieſer aber war der Bruder, er willigte ein, Ambroſi als Kind zu erkennen und trotz der Ermahnungen und Abwehrungen aller Freunde des Maires, trotz der Abneigung, die Frohni für ihn hatte, ja trotz der freundſchaftlichen Abwehrung ſeiner eigenen Mutter, wurde Frohni einige Wochen ſpäter mit Henner in der Stille getraut, bloß um ihrer Mutter zu gefallen und

um einen Vater für ihren Sohn zu haben. Michel bekümmerte ſich um nichts mehr, er ſprach kein Wort darein, ging auch nicht auf die Hochzeit, verſorgte ſein Geſchäft, beſuchte Nachbaren, ſpielte mit dem kleinen Ambroſi, hatte aber an Henner noch keine Sylbe gerichtet, obſchon ſie an einem Tiſche aßen und unter einem Dache ſchliefen.

* * *

Man kann einen Eſel tanzen lehren, ſagt das Sprüchwort. Eben ſo kann man einen Mann, und ſei er noch ſo grob, ſo dumm, etwas zärtlicher machen. Dieſe letztere Kunſt aber iſt nur den Frauen angeboren. So rauh Henner war, ſo mißhandelte er doch nie ſein Weib, im Gegentheil, hätte er ſeiner Natur gemäß zärtlich ſein können, Frohni hätte es vielleicht dahin gebracht. Sie katechiſirte ihn zwar nicht, dazu hatte ſie keine Anlage, aber ihr frommes, ſanftes Benehmen, ihre chriſtliche Ergebenheit, vielleicht auch ihre ſtillen Liebkoſungen hatten Henner dahin gebracht, daß er regelmäßig

die Feldarbeit beſorgte, auch nicht mehr ins Wirthshaus ging und ruhig ohne Grobheiten zu Hauſe blieb. Das Sprechen übrigens war ſeine Sache nicht, auch hatte er dem kleinen Ambroſi nie ein Schmeichelwort gegeben. Er hielt ihn bloß zur Arbeit an, ſchickte ihn auf die Waide und ins Feld und behandelte ihn gleichgültig. Frohni hatte ihm bereits einen andern Knaben geboren, aber mit ſeinem Schwiegervater hatte er noch kein Wort geſprochen, weil eben dieſer nie das Wort an ihn richtete. Oft war die Alte und Frohni hinter Michel, um ihn von ſeiner Rauheit gegen Henner abzubringen. Vergebens. — Die Eſel, ſagte dieſer, haben zu jeder Zeit geredet, ſogar ſchon zu Bileams Zeiten, aber der Bileam hat ihm nicht geantwortet. Wenn er dieß gethan hätte, ſo hätte die Bibel gar kein Ende genommen, und das neue Teſtament hätte gar nicht beginnen können. Was wäre denn aus dem Johannes geworden! Am Ende drohte er, wenn ſie ihm keine Ruhe ließen, Haus und Acker zu verkaufen und nach Amerika auszuwandern. Das Auswandern nach Amerika

war damals eine wahre Sucht im Elſaß. Im Dorfe Schirrhoffen allein wanderten bei ſechzig lauter begüterte Familien nach Nordamerika aus. Ein Hufſchmied, der auch zugleich Schloſſer und Adjunct war, machte den Anfang, und weil er gerade ſchreiben konnte und es ihm wohl erging, verleitete er faſt das ganze Dorf, ſein Heil in der neuen Welt zu ſuchen. Daß die Elſaßer die Auswanderungsſucht zugleich mit den Deutſchen hatten, beweiſt unwiderleglich, daß ſie noch ganz deutſch ſind, und nicht das mindeſte von der franzöſiſchen Nationalität geerbt haben. Daß aber im Allgemeinen der deutſche Stamm ſich ſo leichten Kaufes verpflanzt, beweiſt von dem lockern Bande der deutſchen Nationalität ſelbſt. Allerdings liegt auch ein abenteuerlicher Sinn dieſem Durſt nach einer romantiſchen beſſeren Welt zu Grunde, aber im Ganzen mag dieß dem vaterländiſchen Deutſchen ein trauriges Bild von ſeinem geben. Wenige wanderten aus, aus Luſt zur Freiheit; denn die Freiheit in Amerika iſt bloß eine materielle, keine rein geiſtige; noch weniger ſtrebten ſie, wie die Engländer, dahin,

dort ein neues Mutterland auf Freiheit und Recht zu gründen; jeder dachte nur an eine materielle Verbesserung seines Looses, und Viele, sehr Viele, worunter auch unser Schmied, wanderten aus Langerweile aus; wodurch denn der Umstand erklärt wird, daß Bauern auswanderten, die 50 bis 60,000 Fr. Geld mitnahmen. Der Franzose hängt zu sehr an seinem Vaterlande, um es so mir nichts dir nichts zu verlassen. Nie wandert er aus; und that er dieß aus Zwang, so kann er den Augenblick nicht erwarten, bis er wieder sein geliebtes Vaterland sieht. Der Engländer bleibt sich überall gleich, melirt sich mit keiner andern Nationalität. Nur der Deutsche, der Allerweltsmann, nimmt alle Farben, alle Nationalitäten an, und siedelt sich überall fest. Er hat dieß durchaus mit dem Juden gemein, so wie die Sitten eines deutschen Mädchens sehr mit denen einer Jüdin übereinstimmen. Von welchem Metall dieser Schlag ist, ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß sich Gold nicht gern mit andern Metallen mengt, aber ich bin gar nicht davon überzeugt, daß das Gold oder der

Demant in der Natur mehr Werth hat, als ein Alltagsmetall, das eben so nützlich als schön ist. Der Werth des Goldes wurde nur conventionell durch seine Seltenheit bestimmt. Ich habe nie eine Perle schön gefunden, und Kinder ziehen einen schönen blaurothen Stein vor. Es mag sich eben so mit den Völkern verhalten. Vielleicht sind die Franzosen um so weniger werth, weil sie zu sehr an ihrer Scholle hängen. Daß der Engländer einen so großen Werth hat, mag daher kommen, weil man in der Politik nach dem Gewicht verkauft.

Dieser Gedanke des Auswanderns jedoch hatte auch in dem schweren Herzen Henners eingeschlagen. Frohni selbst war die unschuldige Ursache dieses kolossalen Gedankens für ein so kleines Hirn. Sie erzählte ihm in einem Augenblick der Ergießung, daß der Vater davon spräche. Er antwortete nicht, doch daß dieß eine Drohung sei, merkte er sich. Jede Waffe war ihm willkommen. Zuerst dachte er nicht ernstlich daran, doch als er sah, daß das Herz des Alten an dem kleinen Ambrosi hing, sprach er

immer bei Tiſche davon und fügte immer hinzu: „und Du, Ambroſi, mußt auch mit.“ „Ich,“ verſetzte dieſer, „ich bleibe beim Großvater.“ Der Alte antwortete nicht, war aber Henner fort, dann brach ſein Zorn über Frohni aus. „Muß ich dieſen dummen Kalb noch an meinem Tiſch haben,“ ſchrie er auf. „Er gehe in Gottes Namen nach Amerika, dort braucht man kluge Köpfe, Du kannſt mit ihm gehen, aber der Ambroſi bleibt bei mir. Er braucht ihn als Vater nicht, hat ihn ja auch nicht gebraucht, um auf die Welt zu kommen.“ Frohni verließ faſt immer weinend die Stube und antwortete nicht. Auch Ambroſi ſchwieg, aber es war ihm nicht unangenehm, ſeinen Großvater ſo zu hören; denn auch er liebte Henner nicht, obſchon er ihn Vater hieß. Endlich verbot der Alte ſeinem Schwiegerſohn die Stube und Frohni, ſein Weib, gehorchte ihrem Schickſal, und folgte ihrem Manne. Zuerſt wohnten ſie ausſchließlich in der Nebenſtube, aber Henner hatte eine andere Rache erſonnen. Er zog aus und verlangte ſeinen Sohn Ambroſi. Michel verweigerte ihn.

Henner aber ſchickte ihm eine Ladung vor das Gericht; denn er war allerdings als Vater in ſeinem Rechte und die Advokaten konnten hier unter dem Mantel der Menſchenliebe und der Vaterpflicht ihre herrlichen Theorien entwickeln. Michel, der die Prozeſſe kannte, fürchtete ſeine Tochter mindeſtens zu ruiniren, ſogar als Gewinnerin des Prozeſſes, er gab daher nach und ſchickte ihr ſeinen Sohn, der, ſo jung er auch war, ſchon Rache brütete, gegen ſeinen Adoptivvater. Frohni merkte es, und betete oft in der Kirche für ihren Sohn. Da plötzlich hieß es im Dorfe, Ambroſi, der Soldat, Henners Bruder, ſei nicht todt, ſondern bei den Beduinen gefangen. Ein anderer elſaßer Kamerad brachte dieſe Nachricht. Der alte Maire und ſeine Frau lächelten hoffnungsvoll auf; ſie glaubten dadurch den jungen Ambroſi unter ihren Schutz zu erhalten. Einige erzählten ſogar, daß Ambroſi General von Abd-el-Kader ſei. Henner fiel dieſe Nachricht ſchwer auf die Leber; denn er hatte alle Aecker von ſeiner Mutter geerbt und hätte ſich kaum mit der Hälfte ernähren können. Dazu

erzählte man ihm noch von der Freude seiner Schwiegereltern, als sie dieses erfahren; der kleine Ambrosi schlich ohnedieß verbotenerweise zu seinen Großeltern. Dieß Alles war genug, um ihn zu einem gewaltsamen Entschluß zu führen, und acht Tage darauf trat er ins Zimmer, legte die Holzart nieder und erklärte seiner Frau, daß er Acker und Matten verkauft habe, und daß sie in vier Wochen schon nach Amerika auswandern würden. „Ambrosi muß mit," sagte er, nahm die Thüre in die Hand und ging in den Stall, um seinen Schweißfuchs zu quälen.

* * *

Im Dorfe wurde diese Kunde mit aufrichtiger Trauer vernommen. Arme Frohni, hieß es allenthalben. Er schlägt sie gewiß todt, fürchtet er doch weder Freunde noch Bekannte. Das nicht, versetzte hie und da eine Bäuerin, die Frohni widersetzt sich nie dem Willen ihres Mannes und sei er noch so hart, aber sie stirbt gewiß an dem Heimweh. Es wurde so zu sagen ein Complott gebildet, um diese Auswanderung

zu verhindern, man verſchaffte ſich alle ſchlechten Briefe, die aus Amerika in die Umgegend kamen und las ſie Henner vor; man hetzte Frohni ſelbſt auf, ſich dem Willen ihres ſtrengen Mannes zu widerſetzen. Alles vergebens. — Frohni erklärte, daß ſie ihrem Manne folgen werde, wohin es auch ſei und wäre dieß auch ihr Tod.

Die alte Mutter hatte es über ihr Herz gebracht und ging zu Henner. Sie bat ihn flehentlich, ja zu Hauſe zu bleiben, ſie ſeien ja reich und begütert, ſie wolle es auch bei ihrem Alten dahin bringen, daß er zu ihnen wieder ins Haus ziehe. Umſonſt. — Sie warf ihm ſeine Undankbarkeit vor, ſogar ſeine Armuth, rief ihm jene Scene in Erinnerung, wo ſie mit Frohni zu ſeiner Mutter kam, um ihre Tochter ihm als Frau anzutragen. Henner antwortete nicht. Sie weinte, die alte Mutter, und konnte ſich nicht mehr auf den Beinen halten, ihre einzige Tochter wolle ſie bloß bei ſich behalten, damit ſie einen Troſt habe gegen den Murrſinn ihres Mannes. Henner ſtopfte ſich ſein Stumpfpfeifchen und ging in die Scheune. Die Alte

lief ihm nach — er schloß ihr die Thüre vor der Nase zu. Frohni, die am Fenster saß, stürzte zur Thüre hinaus, um ihre Mutter, die auf dem Hofe hinfiel, aufzuheben und mit ihr zu weinen.

Der alte Michel bewegte sich nicht. Vielleicht, wenn er selbst zu Henner gegangen wäre, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, vielleicht hätte er allein etwas ausgerichtet; denn Henner fürchtete ihn und sein ganzer Groll entstand zuerst gegen den halsstarrigen Stolz des Alten. Michel aber hätte lieber das ganze Dorf auswandern lassen, ehe er an Henner das Wort richtete. „Was so ein Esel für Unheil anrichtet," sagte er dann und wann. „Wenn nur einmal das Heirathen abgeschafft würde. Ohne dieß nutzt Alles nichts, sie mögen in Paris machen, was sie wollen." Als seine Frau ihm erzählte, was vorfiel, antwortete er ihr: „Geschieht Dir Recht. Er ist Dein Tochtermann. Und der Frohni geschieht's auch recht. Ehe mich ein solcher Mensch anrührte, wäre ich lieber ins Kloster gegangen. Der arme Ambrosi dauert

mich nur. Der Junge hat keine Ader in ſich von Euch Allen und wenn der nur vier Jahre älter wäre, ſo jagte er Euch Alle mitſammt ſeinem Kaib zum Dorf hinaus.“ „Du biſt an Allem Schuld,“ ſchrie ihm dann die Alte entgegen. „Du haſt kein Wort mit ihm geredet, verachteſt ihn, wirſt alle Tage unausſtehlicher, gehörſt ins Tollhaus und wenn's mir einfällt, gehe ich ſelbſt mit nach Amerika. Ich finde dort Bekannte genug.“ „Ja,“ verſetzte der Alte, es giebt überall alte Weiber und dumme Menſchen. Geh' nur, ich halte Dich nicht. Wenn Du willſt, laſſe ich den Wächter kommen und laſſe es im ganzen Dorfe ausſchellen, gebe ihm noch ein Trinkgeld und Dir ſelbſt einen Kuß, wenn Du nur gehſt.“ „Ich gehe auch,“ erwiederte die Alte, „ich verkaufe mein mitgebrachtes Gut.“ „Und auch Dein mitgebrachtes Böſes,“ verſetzte Michel. „Das hätteſt Du ſchon lang an einen Andern verkaufen ſollen als an mich.“ Die Alte mußte lachen. „Ja,“ antwortete ſie, „aber wer macht Dir denn den Kaffee des Morgens frühe, den macht Dir doch Keiner ſo

gut wie ich.“ Für den Augenblick war dieß die Haupturſache, warum ſie ihren alten Gatten nicht verließ, der übrigens lange ſchon nicht mehr ſo viel mit ihr geſprochen, d. h. gezankt hatte. Eine etwas liſtigere Frau hätte vor langen Jahren ſchon errathen, daß dieß das einzige Mittel war, ihn in guter Laune zu erhalten. Henner hielt Wort. Er hatte das ganze Dorf reden und bitten laſſen, befeſtigte ſeinen Güterverkauf durch einen Akt vor dem Notarius, verkaufte ſogar ſeinen Schweißfuchs, dem er am meiſten Liebe zeigte, dingte einen Wagen, der ihn, ſeine Familie und ſein nöthiges Hausgeräthe nach Havre de grace führen ſollte, und nach vier Wochen ſtand bereits dieſer Wagen beladen und bepackt in ſeinem Hofe und die Pferde warteten nur auf den Befehl ihres Führers, um Henner, Frohni und Ambroſi für immer der alten Welt zu entrücken.

Der kleine Ambroſi hatte ſich plötzlich ganz geändert. So luſtig und ausgelaſſen er ſonſt war, ſo ernſt und traurigſtill wurde er, ſeitdem es hieß, er ſolle mit ſeinen Eltern nach Amerika

und den Großvater verlaſſen. Der kleine Bube hatte bereits verſchiedene Pläne im Kopfe, um dieſem Unglück zu entgehen. Er hatte ſich vorgenommen, ſich irgendwo im Dorfe zu verſtecken; ſeine Mutter aber hatte Tag und Nacht mit ihm zu thun, um ihn zu beſchwichtigen. Sie ſchilderte ihm Amerika wie ein gelobtes Land, ſie wußte auf alle ſeine Fragen zu antworten, als ſei ſie dort geboren, und wenn ſie ihre Thränen mit Gewalt erſtickt hatte, ſo ſchilderte ſie ihm die ſchöne Zukunft, wo ſie und er, als großer Burſche reich und auf einem ſchönen Wagen von ſtolzen Rappen gezogen in das Dorf Schirrhoffen zurückkehren würden. „Da wird ſich der Großvater freuen," rief ſie aus, „und Keiner im Dorfe wird den kleinen Ambroſi mehr kennen." „Ja," verſetzte kalt und traurig Ambroſi, „was macht denn aber der Großvater bis dorthin?" „Er ſchreibt uns Briefe," verſetzte Frohni, „und wir ſchreiben ihm wieder. Du lernſt unterdeſſen ſchreiben." „Beſſer wär's," antwortete der kluge Junge wieder, „wir blieben hier, da brauche ich gar nicht ſchreiben zu

lernen.“ Unter ſolchen Reden war der traurige Tag des Abſchieds herangerückt.

Es war ein Trauertag, nicht allein für Frohni und Ambroſi, ſondern für das ganze Dorf. Kein Auge blieb trocken. Alles, was gehen konnte, verſammelte ſich in Henners Hof, wo Frohni und ihre Mutter laut heulend die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlugen. Unter den Trauernden war Elly die Bedauernswürdigſte; ſie küßte und herzte ein über das andere Mal Frohni's Kinder, beſonders Ambroſi, der ſonderbarerweiſe nicht weinte. Michel allein erſchien nicht von allen den Männern, die im Dorfe waren. Er las ruhig daheim in ſeinem Johannes.

Auf dem Wagen lagen gut gepackt und geordnet zwei Betten. Ueber ihnen war ein bretternes Gerüſte angebracht, worauf eine Kommode, ein Schrank und ein Tiſch feſt angeſeilt waren. Vorn auf dem Wagen waren zwei Strohſitze für die Familie bei gutem Wetter; unter dem Gerüſte konnten ſie ſich vor dem Regen und Sturm ſchützen. Mehrere Schinken, eingeſalzene Kalbsbrüſte hingen von den Leitern des Wagens

an beiden Seiten herab, auch einige nöthige Kochwerkzeuge, endlich ein eichenes Käſtchen dicht an der Lagerſtätte, worin einige Akten und Geld ſich befanden. Die Pferde wollten nicht recht durch das Dorf ziehen. Der Fuhrmann ſelbſt, der ſchon mehr als einen Elſaßer bis an das Schiff brachte, war weichlich geworden und ſchien den Gebrauch ſeiner Peitſche vergeſſen zu haben. Er ließ die Roſſe geradeswegs nach ihrem Belieben ziehen und gehen, und ſchlich hinten nach wie ein Verbrecher. Henner endlich brachte es dahin, daß Frohni den Wagen beſtieg und ihr kleines Kind zu ſich nahm. Ambroſi wollte zu Fuß durch das Dorf gehen, aber ſein Vater zwang ihn, ſchon vor dem Hofe auf den Wagen zu ſteigen. So zog ſich die Karavane leichenartig bis mitten ins Dorf, an den Kühberg, theils unter Heulen, Schreien, Lebewohl, und theils unter Fluchen, Verwunderungen und Verwünſchungen. Letztere alle für die Perſon Henners. An dem Berge angelangt, ſtürzte eine Geſtalt links vom Gipfel herab und ſchrie: „Halt!“ aus allen Kräften. Es war dieß der Korb-

macher, der im nächsten Dorfe von dieser Auswanderung gehört und nun in aller Eile herbeilief, um der Frohni ein letztes Lebewohl zu sagen.

„Man meint, Du hast die Frohni und ihren Ambrosi gestohlen," rief der Korbmacher Henner zu, daß Du so schnell davonläufst." „Was geht's Dich denn an," rief ihm Henner mißmuthig entgegen. „Gewiß geht's mich an," versetzte dieser, indem er den Rossen in den Zaum fiel und sie anhielt. „Ich kenne die Frohni schon länger als Du, und ehe sie fortgeht, muß ich ihr noch ein Liedel singen." Henner war längst schon gegen sich selbst aufgebracht. Einerseits bereuete er innerlich seinen gewagten Schritt, ohne sich es merken zu lassen, weil er zu hartnäckig war, um zurückzutreten, andererseits mußte er so manche Wahrheit verschlucken, ehe er zum Dorfe hinaus kam. Weil er doch einmal nach Amerika geht, dachten die Bauern im Dorfe, so wollen wir ihm doch noch tüchtig die Meinung sagen. Er stand zwar über diesem Geklatsch — die Dummheit, die Dummheit allein steht über der öffentlichen

Meinung und geht ihren Ochſenſchritt fort, aber er hatte doch faſt nicht Ohren genug, um all das Böſe und Schlimme zu hören, das man rechts und links aus allen Höfen, Fenſtern und Thüren ihm nachſchleuderte. Bin ich nur erſt auf dem Berg droben, dachte er, dann will ich Euch ſchon antworten. Es war dieß für ihn ein wahrer Gang nach Golgatha. Daher war ihm die Gelegenheit, ſeinen Zorn an dem Korbmacher auszulaſſen, wie erwünſcht. „Geh' zum Teufel, Du Landherumſtreicher," ſchrie er ihm zu, „die Frohni dankt für Dein Liedel. Geh' zu meinem Schwiegervater, wenn Du betteln willſt." „Betteln," ſchrie der Alte, indem er Henner mit der umgekehrten Hand ins Geſicht ſchlug. „Der alte Dominique bettelt nicht, er theilt ſelbſt aus." Ehe ſich Henner umſah, hatte er eine zweite Maulſchelle. Aber auch er antwortete in derſelben Sprache. Die Anweſenden jedoch hatten ſie bald getrennt und den Frieden proviſoriſch hergeſtellt. Während dieſes ſo gewöhnlichen Dorfauftritts fiel eine ganz andere Scene vor, die Alle in Erſtaunen ſetzte. Am-

broſi, der kleine Junge, paßte ſchon lange auf eine Gelegenheit, entweichen zu können. Während daher ſein Vater ſich mit dem Korbmacher herumſchlug, ſprang er in einem Satze vom Wagen herab und lief in das erſte Haus, das ſich ihm darbot; es war dieß des Förſters Haus. Wenige nur bemerkten dieß, weil die Meiſten innerlich ſchadenfroh über das Schlagen Henners witzelten. Frohni allein, die vielleicht früher ſchon ſo etwas in den Augen ihres Sohnes las, jammerte gleich nach ihm, denn ſie auch wollte ihn bei ſich haben und betrachtete ihn als den einzigen Troſt für die traurigen Schickſale, die ſie erwarteten und die ſie inſtinktmäßig ahnte. „Wo iſt Ambroſi?“ ſchrie ſie ein über das andere Mal. Ambroſi hatte ſich in der Scheune des Förſters verſteckt. Seine Phantaſie ging nicht weiter, er glaubte ſich gerettet und zum Großvater zurückkehren zu dürfen, gelänge es ihm, ſich nur einen Tag zu verbergen. Er ſah jedoch bald, daß ſein Vater dem Hauſe entgegen ging, und daß man bereits wiſſe, wohin er ſich geflüchtet. Da plötzlich faßte er einen gewaltigen

Entschluß. Er riß die Hinterthür der Scheune auf und sprang hinaus auf das Wiesenfeld, das hier hart ans Dorf stößt, und lief im stärksten Galopp über Wiesen, Gräben, Hecken, Sümpfe, Gärten und Aecker dem Walde zu. Henner hatte ihn vom Hofe des Försters aus schon bemerkt. Rasch lief er in die Stube, nahm hinter dem Ofen die Flinte, hing sie um und lief ihm nach. Ihm folgte der Korbmacher und diesem wieder einige kleine Buben, die gamins des Dorfes. Es war dieß ein ergreifender Anblick, dem man von dem Wagen herab, wo Frohni sich befand, genau folgen konnte. Einige dreißig Schritte vor Henner stürzte der Teufelsjunge auf und ab, bald springend, bald in den Gräben verschwindend, wie ein gehetztes Reh die Quer und die Länge hin- und herstreifend, wobei er aber doch vorwärts kam. Er hatte im Ganzen zehn Minuten Wegs zurückzulegen, ehe er den Sandberg erreichen konnte, worauf sich der Wald befindet. Henner folgte ihm rasch, ohne jedoch sehr zu laufen; er wollte nur seine Spur nicht verlieren, und der Korb-

macher folgte ihm, auf einen Wink Frohni's, damit der Vater sich nicht an seinem Sohne vergessen möchte. Von Zeit zu Zeit blickte Ambrosi um sich, um zu sehen, wie weit er von seinen Verfolgern sei; — endlich hatte er den Berg erreicht, der ihm in allen Theilen sehr bekannt war, und nachdem er ihn rasch erstiegen hatte, zögerte er nicht lang, warf sich abseits über den Wald- und Straßengraben und kletterte in einem Nu bis auf den Gipfel einer Eiche, deren Zweige in der Höhe einen Dreizack bildeten und worauf der Junge sich warf, um sich hier behaglich auszuruhen. Ambrosi kletterte wie alle Buben des Dorfes, wie ein Eichhörnchen. Es war dieß nichts Außergewöhnliches. Wer ihn aber so auf der Spitze der Eiche gesehen hätte, sich nachläßig an einen Ast lehnend, die Beine auf den beiden andern Aesten ausstreckend und nur mit dem linken Arm den Hauptstamm umarmend, während das Eichengezweige sich unter ihm auf- und abwärts wiegte, der hätte ihn gewiß für einen Affen gehalten, hätte sein schönes Auge nicht durch die Zweige so hell und

so strahlend geschaut. Von Zeit zu Zeit hielt er sich mit dem einen Arm am Baume fest und guckte durch die Aeste und das Laub, um zu sehen, ob sein Vater ihm folge. Unglücklicherweise für ihn, ließ er bei einer dieser Bewegungen seine rothe elsäßische Mütze fallen, die er nicht holen wollte, aus Furcht, er möchte bemerkt werden. Bald ertönte der Ruf: „Ambrosi!“ von allen Seiten. Ambrosi hielt sich ruhig; er hätte den Wind anhalten mögen, der die Blätter des Baumes in Bewegung setzte. „Ambrosi!“ schrie Henner. „Ambrosi!“ rief Dominique. Keine Antwort. Da bemerkte Henner die Mütze am Fuße des Baumes, und da er seinen Jungen kannte, so blickte er hinauf und erkannte ihn. In diesem Augenblick sprang der Korbmacher herbei und lachte laut auf. „Ambrosi, mein Schätzel,“ rief er, „komm herab, es geschieht Dir nichts.“ „Ich will zum Großvater,“ schrie Ambrosi vom Baume schluchzend herab, denn jetzt erst, da er all seine Mittel vereitelt sah, kam ihm das Weinen. „Du gehst mit nach Amerika,“ antwortete ihm der Vater.

Deine Mutter geht ja auch mit." „Ich will beim Großvater bleiben," ſchluchzte er wieder durch das Eichengezweige. „Jetzt habe ich ſchon genug," rief Henner zornig. „Gehſt Du herab oder nicht? Wenn Du nicht gleich herab gehſt, ſchieße ich Dich herab." „Par exemple," donnerte ihm der Korbmacher entgegen, „iſt die Flinte geladen?" „Ja," verſetzte Henner, „und ich rathe Dir, Deines Wegs zu gehen, ehe ich's an Dir verſuche." Indem er dieſes ſagte, legte er an. Aber der alte Korbmacher erſchrack keineswegs, ſondern lief herzhaft auf die Flinte zu und ſtellte ſich vor ihre Mündung. „Du feiger Schlumiel," rief er ihm zu, „Du haſt in Deinem Leben keinen Floh erſchoſſen. Jetzt ſind wir allein und Du weißt, wie ich Dich fürchte. Stellſt Du nicht gleich die Flinte an den Baum, ſo erwürge ich Dich." Dominique ſpaßte nicht. Mit einem Schlag auf Henners Arm, fiel das Gewehr auf das Waldgras. „Und nun," fragte Dominique, indem er die Fauſt in die Seite ſtemmte, „was willſt Du von mir?" Ambroſi hatte ſich unterdeſſen an dem Baume herabgleiten

laſſen. „Ich will zum Großvater,“ ſchrie er beſtändig, weinend und ſchluchzend. Henner nahm ihn mit Gewalt auf ſeine Schultern und ſchickte einen andern Buben ins Dorf, um dem Fuhrmann zu ſagen, er ſolle nur den Berg heraufkommen, aber weder Frohni, noch ihre Kinder befanden ſich mehr darauf. Es ging ſchon gegen Abend und es ſchien unmöglich, heute noch eine Station zurückzulegen. Ambroſi ward nun unerträglich. Er ſtampfte mit den Füßen, kratzte ſeinem Vater im ganzen Geſichte mit ſeinen Nägeln herum, murrte, heulte, jammerte, als ging's zum Tode. „Ich will zum Großvater,“ das war ſein einziges Wort, und bald war er ſo heiſer, daß er nicht mehr ſprechen konnte. Der Korbmacher hatte unterdeß die Flinte aufgehoben und als er ſie unterſuchte, fand er, daß ſie geladen war. „Wäre es mir nicht um die Frohni zu thun,“ ſagte er zu Henner, „ich würde Dir zeigen, wie man ſchießt,“ und indem er dieß ſagte, drückte er ab und ſchoß in die Luft. Henner erblaßte. „Geh',“ fuhr Dominique fort, „wir ſind froh,

wenn wir Deiner los sind. Es thut mir leid um die gute Frohni und den herzigen Ambrosi, dem sieht man's an, daß Du sein Vater nicht bist." — Nach und nach kamen alle Neugierigen ins Dorf zurück. Sie erzählten, daß Henner trotz der Dämmerung seine Reise fortsetzte, und daß er den kleinen Ambrosi gebunden und geseilt auf den Wagen warf, um aus dem Dorfe zu kommen. Es war sonst unmöglich, den Jungen fortzubringen. Der Korbmacher soll ihnen gefolgt sein und besonders die Frohni getröstet haben. Als Michel dieß hörte, schüttelte er traurig den Kopf. „Was den Dominique betrifft," sagte er, „der ist im Stande und geht mit bis nach Amerika. Zu verlieren hat er nichts, und er ist schon seit zwanzig Jahren in die Frohni verliebt."

* * *

Zerstreut auf den weiten Wiesen und Matten des Dorfbanns waidete an einem trocknen Spätherbsttag ruhig eine Heerde Rindvieh von ihrem Hirten und seinem treuen Hunde gehütet. Nahe am Walde spielten muthwillig einige Rosse mit

ihren Füllen und auf dem Gipfel ſelbſt klopften einige zwanzig Mädchen und Frauen Hanf aus, deren Jungen mit dem Klippklapp der Klopfmaſchine muthig wetteiferten. In der Mitte dieſer Gruppe war eine in die Erde gehende tiefe ſchräge Grube gegraben, worin beſtändiges Feuer loderte, um mit ſeinem aufſteigenden Rauche den Hanf, der der Erde gleich auf Stangen über der Grube ſelbſt lag, zu dörren. Es iſt dieß eine ſchwere Arbeit, um ſo mehr, da man nicht dabei ſingen kann und das Gelärm der Klopfbretter ein entſchiedener Feind des Dorfgeklatſches iſt. Die zarten Hände der Jungfrauen, ſo berühmt durch unſere Romane, ſpinnen nicht allein Hanf und Flachs, ſie müſſen ihn zuerſt auch pflanzen, ihn bei einer der unangenehmſten Ausdünſtungen ſchneiden und nach Haus bringen, ihn unter Waſſer ſetzen, einholen, am Feuer dörren, klopfen, binden, reiben, und dann erſt ihn den weniger zarten Händen des Hechelmanns zu überliefern, der ihn ſtattlich in ſchöne Bündel paart, woraus dann die Jungfrau, wenn es kalt wird, ein Bällchen ergreift, um

es mit einem Liebesband, das oft ein Geschenk des Liebsten ist, an die Kunkeln zu binden und ihn durch ihre Finger als Faden in die Spulen laufen zu lassen. Ach und wie oft muß dieser Faden erst abgespuhlt, gewaschen, geklopft, gelaugt und gebleicht werden, ehe er zum Weber kömmt, ohne zu rechnen, daß er noch öfter abbricht. Und wenn dieß Alles geschehen ist, und man zufällig nach dem Händchen blickt, das so Großes, so wahrhaft Großes vollbracht, so findet man es immer noch zart genug, besonders wenn es den harten Händedruck leise erwiedert. Ja, ehret die Frauen, sie spinnen und flechten nicht allein, sondern sie klopfen und waschen auch, und sollten sie auch oft ihre Männer für Hanf und Tuch ansehen. Weiber irren sich selten im Griff.

Auf dem Gipfel wurde des Tages hindurch so manches geklopft, was im Dorfe vorging. Mancher Bursche würde ganz zerrieben und zerstäubt, manches Mädel, das eben nicht zugegen war, mußte durch die Feuerprobe der Verläumdung und der Vertheidigung. Es ging bereits gegen Abend. Der Heizer ließ das Feuer aus-

gehen und einige unter ihnen stießen den Klopfbock — so heißt die Maschine — weg, und machten ihr Haar zurecht, um heim zu kehren. Plötzlich kehrten sie sich alle gegen das Oberdorf, woher eine sonderbare Figur anzusteigen kam. Es war dieß ein Mann mit langem schwarzen Barte, der bis in die Augengegend sich um das Gesicht rankte. Seine Kleidung war ein Gemisch von französischer Uniform und türkischer Tracht. Er trug eine kleine rothe Tschakomütze, einen Soldatenfrack mit enormen weiten Hosen. Rasch, fast im kurzen Galopp, näherte sich die Gestalt den Arbeiterinnen. Als sie jedoch einige Schritte von ihnen entfernt war, und an die Stelle des Gipfels kam, von wo aus man das ganze Dorf Schirrhoffen und das Ried, besonders aber das alleinstehende Haus des Maire am Ende des Dorfes sieht, so hielt sie unwillkührlich inne, nahm die Mütze ab, und schien sich mit dem Taschentuch das Gesicht abzuwischen, eigentlich aber trocknete sie sich eine Thräne, die sich auf ihrer Wange verirrte. Der Mann, denn jetzt sah man deutlich, daß es ein Mann

im kräftigen Alter war, blieb einige Minuten still stehen, und schien in traurige Gedanken versunken, ja er schien so gerührt, daß er sich dem Straßengraben näherte und sich auf das Gras setzte, das von beiden Seiten hier reichlich aufschoß. Immer neugieriger wurden die Mädchen und Frauen ob dieses Mannes. Einige behaupteten, es sei ein polnischer Jude, aber seine Uniform widerstritt dem. Es kann auch ein Straßburger Narr sein, sagte eine andere, von denen die hierher kommen, um das Ried und den Schwarzwald zu schauen, und die sich dann im Forst ein Mittagessen zubereiten lassen, um das Vergnügen zu haben, neben den Ameisen zu speisen. Aber es schien dieß doch keine Herrschaft zu sein, da er so weite Hosen hatte und einen so dicken Fichtenstock trug. Das Beste ist, sagte die Jüngste, wir gehen hin und fragen ihn, er n[illegible]ns nicht essen. Ja, versetzte eine andere, was wollte er an Dir essen, Du hast lauter Knochen. Es gab dieß Veranlassung zu einem kleinen Localcorsettenstreit, den der Fremde gleich schlichten sollte. Dennoch hatte keine den

Muth, zu ihm zu gehen, obschon keine wich, um sich nach Hause zu begeben. Endlich erhob sich der Mann mit dem Barte aus dem Straßengraben, und indem er die Frauen erblickte, rief er ihnen zu: Ihr Maidle, wie heißt dieß Dorf? — Schirrhoffen, antworteten Alle und machten einige Schritte gegen ihn. Giebt's viel Hanf dieß Jahr? fragte er wieder. So, so, versetzten Alle, im Ried hätt's nit viel geb'n, aber am Rhin do isch er ziemli komme. — Wie der so gut ditsch redt, flüsterten sie sich einander zu, des isch gwiß einer von unsre Litt. Der Mann mit dem Bart näherte sich ihnen und betrachtete sie alle genau, als wollte er Bekannte unter ihnen suchen. Die Mädchen bewunderten im Stillen sein kühnes Auge und seinen herrlichen Bart. Ist denn der Herr aus dieser Gegend? fragte die Jüngste wieder. — Ja, mein liebes Kind, versetzte Ambrosi, den der Leser schon errathen haben wird, aber ich habe mein Deutsch fast ganz vergessen. Der Bart ist aber doch nicht im Ried aufgewachsen, sagte eine andere, man könnte fast ein Bärtel Hanf daraus machen.

Die andern lachten und emancipirten ſich immer mehr und mehr. Ambroſi ließ ſich gehen und ſchien immer die Züge der Geſichter zu unterſuchen. Sagt einmal, Ihr Maidle, fragte er plötzlich, wird auch noch Contrebande hier getrieben? Ja, es iſt nichts mehr damit zu machen, verſetzten ſie. Sie haben drüben über dem Rhein jetzt auch Garden und Zoll. So, flüſterte eine von ihnen, ich hab's ſchon lange gedacht, der Herr hier iſt ein Contrebandier. Wo will denn der Herr heute noch hin? fragte die Jüngſte wieder. Eigentlich, verſetzte Ambroſi, wollte ich noch nach Sauflenheim, aber die Nacht folgt mir auf den Verſen; wenn es im Dorfe hier ein Nachtlager giebt, bleibe ich lieber hier. O, ja, hieß es von allen Seiten. Sie brauchen nur einen Nachtzettel vom Maire zu haben. Ich führe den Herrn zum Maire, ſagte die Jüngſte wieder; er kann einen Nachtzettel auf den Vater nehmen und bei uns übernachten. — Die iſt aber alleweil vorn dran, ſchrie eine andere. Der Maire giebt dem Herrn einen Nachtzettel, zu wem er will. Wenn er in unſerer

Scheune ſchlafen will, ſo braucht er gar keinen Zettel. Er ſoll dort nicht kalt haben. Iſt der alte Michel noch Maire? Bei dieſer Frage Ambroſi's ſtutzten Alle inſtinktmäßig zurück. Sie ſchienen ſich Alle compromittirt zu haben. Die Jüngſte beſonders erröthete über und über. Iſt denn der Herr hier bekannt? hieß es von allen Seiten. — Hört ein Mal, verſetzte Ambroſi, ich will Euch etwas ſagen. Ich kenne Euch alle. Du, ſagte er zu der Jüngſten, die achtzehn Jahre zählte, Du heißt Kettel,*) und Du, ſagte er zu der andern, Du heißt Lehnel. — Jeſus Maria, ſchrieen Alle auf und liefen davon; der Herr hier iſt ein Hexenmeiſter. Einige machten das Kreuz und verließen das Ackerfeld, worauf die Haufgrube war, aber ſo ernſt auch ihre Furcht war, ihre Neugierde war noch heftiger und keine verließ gänzlich den Kampfplatz. Kettel blieb herzhaft ſtehen und fürchtete ſich nicht und die andern rückten nach und nach wieder etwas näher, wie aufgeſcheuchte

*) Statt Käthchen, Käthel.

Tauben auf einem Kornfelde. Ambroſi lachte zuerſt über die Furcht der Davongelaufenen, aber auch die Standhaftigkeit Kettels gefiel ihm. Du biſt ein wackeres Mädchen, ſagte er zu ihr, indem er ihre Wange ſchmeichelte, und Dir will ich mich anvertrauen. Sag mir, haſt Du die Frohni gekannt. Bei dieſer Frage warf das kleine hagere Mädchen einen ſcharfen Blick auf Ambroſi. Jeſus im ſiebenten Himmel, heilige Mutter Gottes, Du biſt der Ambroſi, ſchrie ſie auf und wollte ihn umarmen, jetzt kenn' ich Dich. Kettel war nur ein kleines Kind, als Ambroſi das Dorf verließ, aber er hatte es ſo oft im Arm herumgetragen und mit ihm getanzt, daß es ſeine Züge, beſonders ſein Lächeln, feſt im Gedächtniß behielt. Auch kannte es die Geſchichte Frohni's. Es war die einzige Tochter des Dorfwirths, der ein intimer Freund Ambroſi's war, ſeither aber das Wirthshaus aufgeben mußte. Nach dieſer erſten kindlichen Aufwallung ſchämte ſie ſich aber doch, ließ Ambroſi ſtehen und lief im vollen Galopp ins Dorf, die frohe Kunde zuerſt zu bringen. Man ſah

alsdann im Dorfe ein Mädchen nach dem andern eilends den Kühberg herabstürzen. Die Bewohner konnten sich gar keine Rechenschaft von diesem Auftritt geben. Einige glaubten, es brenne im Oberdorf, andere dachten, ein Wolf habe sie überfallen, aber es waren ja Mädchen, und ehe fünf Minuten vorüber waren, wußte das ganze Dorf, Ambrosi sei zurück, mit einem langen Barte und türkischen Hosen. Gleich darauf kam er selber den Berg herab. Er hatte sich nur das Ehrenkreuz an die Brust geheftet. Männer, Weiber, Kinder, Mädchen, Burschen, alle gingen ihm entgegen, herzten und küßten ihn; die Ausrufungen und Verwunderungen verdoppelten und verdreifältigten sich bis ins Unberechenbare, und der Zug vom Kühberg bis in des Maires Haus dauerte fast eben so lange, als der, den Henner brauchte, um aus dem Dorfe zu kommen. Ein Wunsch, der von allen Lippen strömte, war jedoch dieser: Wenn nur die Frohni noch da wäre! Aber unwillkührlich bewunderten alle die Vorsehung Gottes, die die Frohni mit ihrem Manne nach Amerika auswandern ließ, um

Unglück, Schmerz und Verbrechen zu verhüten. An jenem Abend war das ganze Dorf zum Philosophen geworden, und auch die Aermsten beteten zu Gott im Stillen, ein Jeder war mit seinem Loos zufrieden.

* * *

Die überästhetische Aesthetik wundert sich oft, warum man gewöhnlich zwei bis drei gute Trauerspiele gegen eine einzige gute Comödie treffe. Die Ursache ist ganz natürlich und liegt im Leben selbst, das eher zehn Tragödien als ein Lustspiel auf seiner alten Lebensleier abspielt. So groß die Freude Ambrosi's und des ganzen Dorfes war, bei dem ersten Augenblick ihres Wiedersehens, so tragisch war das Wiedererkennen Ambrosi's im Hause des Maire. Auch dieß ist natürlich. Der Mensch ist zu irdisch, um eine große Freude rein himmlisch ertragen zu können. Schmerz erträgt er besser, denn da ist er in seinem Lebenselemente. Die Thränen sind dem Herzen, was das Wasser dem Fische, Nahrung und Wohnung zugleich. Der Schmerz drückt, die Freude erstickt,

der Schmerz wirkt thätig auf die elektrischen Herzensfibern, er schlägt Wunden, die oft sehr gefährlich werden. Die Freude hingegen schlägt wie der Blitz ein, tödt ohne eine Wunde zu schlagen. Daher ist ein Schmerzenstod selten langsam und nur bei solchen Herzen gefährlich, die, noch nicht vernarbt, gleich beim ersten Schlag unterliegen. Je mehr Narben das Herz hat, je stärker und elastischer ist es. Ambrosi hatte bereits den Tod seiner Mutter erfahren. Er erfuhr nun das Schicksal Frohni's und seines Sohnes, den er noch nicht sah; es traf ihn dieser Schlag sehr hart, aber er war gewöhnt an das, was man Unglück nennt und seine Erziehung als Mensch war vollendet. Als Bauer ging er von dannen, als unwissender Naturmensch, als gebildeter feiner Kriegsmann, der die Welt gesehen und ihren Gefahren hundert Mal getrotzt, kam er zurück. Als er seiner Gefangenschaft wunderbar entging, hätte er eine glänzende Stelle in der Armee bekleiden können, er schlug sie aus und zog es vor, nach Haus zu wandern, um seine Frohni wieder zur Ehre zu bringen und

die Erde friedlich zu bearbeiten. Wohl wußte er, daß jetzt eine ganze Welt zwischen ihm und den Bauern seines Dorfes lag; wohl fühlte er den himmelweiten Unterschied zwischen einem Naturmenschen und einem gebildeten Weltmann; aber er kannte auch das Herz seiner Frohni und wußte, daß bei Weibern dieß die beste Erziehung sei. Uebrigens galt es ihm hier, seine Pflicht zu erfüllen, und als Ehrenmann ging ihm dieß über alles. Er hoffte auch, durch seine Stellung, durch seine Kenntnisse die Leute des Dorfes, besonders seine nächsten Umgebungen so viel als möglich durch Beispiel und Rath zu veredeln und glaubte dadurch ein besseres Werk zu vollbringen, als wenn er der egoistischen Stimme seines Verstandes folgte, um in einer Stadt oder im Heere allein nach seinen Gebräuchen zu leben. Es war daher allerdings als ein Unglück für ihn zu betrachten, als er die wahre Sachlage erfuhr, um so mehr, da sie auch seine Eitelkeit verletzte. Was ihn am meisten schmerzte, war, daß er seinen Sohn nicht sehen, noch umarmen konnte. Noch viel schmerzlicher aber war der

Anblick Ambrosi's dem alten Maire. Seit der Abreise seiner Tochter und seines Enkels wurde er immer trauriger und melancholischer. Der alte Johannes wollte seinen Dienst nicht mehr versehen, und oft verging ein ganzer Monat, ehe er ein Wort sprach. Seine Frau versuchte es oft, ihn zu ärgern, damit er doch wenigstens spreche oder zanke, aber auch dieses Mittel zog nicht mehr; denn er merkte es, daß es nicht ernst sei. Schon seit drei Monaten hütete er das Bett, war krank und verschmähte nichtsdestoweniger jede ärztliche Hülfe. Er hatte das Bearbeiten aller seiner Güter seinem Sohne überlassen, bekümmerte sich um nichts mehr und nahm nichts zu sich als den Kaffee, den seine Frau selbst ihm zubereitete. Als nun Ambrosi ins Zimmer trat und die Alte ihm weinend um den Hals fiel, erhob er sich ein wenig von seinem Lager. — Ich hab' Dir Unrecht gethan, sagte er zu ihm in einem traurigen Tone, und ich habe mir oft Deinen Tod vorgeworfen. Jetzt, da Du wieder da bist, kann ich ruhig sterben. Ihr sollt aber nicht sterben, sagte ihm Ambrosi

mit erſtickter Stimme. Wir wollen noch Tage der Freude erleben. Ho, verſetzte der Alte, ſeitdem Dein Sohn fort iſt, habe ich keine Freude mehr im Leben. Du hätteſt ihn nur ſehen ſollen, fügte er hinzu, indem er ſich eine Thräne abtrocknete, was ihm ſelten paſſirte, wie er ſo geſcheidt, ſo klug und ſo lieb war. Das ganze Dorf mag Dir erzählen, wie er ſich in den Wald geflüchtet hat, um zum Großvater zurückzukehren. Gebunden hat ihn Henner wie ein Kalb und hat ihn auf den Wagen geworfen. Hier konnte der Alte nicht weiter; er weinte wie ein Kind. Ambroſi ſelbſt ſchluchzte laut und die Alte mußte das Zimmer verlaſſen. — Ach, fuhr der alte Michel dann fort, mir wäre er nie ins Haus gekommen. Als aber der Brief kam, worin Dein Tod angekündigt war, ſo hielt es die dumme Gans, meine Frau, nicht mehr aus. Sie wollte ihre Tochter nicht beſchimpft ſehen. Was kümmert mich der Bauerntroß und ihre Meinung. Die Frohni wäre mir gut genug geweſen mit ihrem lieben Sohn. Aber da muß gleich geheirathet ſein, als ginge die Welt unter, wenn ſo

ein Frauenbeſen ſeinen Stiel nicht bekömmt. Ambroſi antwortete nicht. Michel fuhr immer in dieſem Tone fort und ſo wie er ſich erhitzte und Ambroſi alles erzählte, was vorfiel, ſtand er inſtinktmäßig auf, zog ſeine Unterhoſen an und ſetzte ſich vor den Ofen. Seitdem Du fort biſt, ſagte er zu ihm, iſt hier nichts als geweint und geächzt worden, und jetzt weine ich ſogar ſelbſt. Voyons, verſetzte Ambroſi endlich, beſchuldigen wir die alte Mutter nicht immer. Sie iſt unglücklich genug. Sie ſind auch ein Bischen Schuld am Ganzen. Ich meinerſeits werde Ihnen nie Vorwürfe machen und mein ganzes Leben ſoll dahin ſtreben, Ihnen noch einige glückliche Tage zu verſchaffen. Der edle Ton Ambroſi's, ſeine männliche Stellung unterjochten gleich den mürriſchen Willen des alten Maire. Er fühlte, daß er hier ſeinen Mann gefunden hatte und war ſtolz darauf. Denn ſo grob Michel für die war, über die er ſich erhaben glaubte, ſo höflich und geduldig war er für die, in denen er eine ihm überlegene Superiorität erkannte. Ja, ſagte er, ich betrachte Dich jetzt als meinen Sohn und

da Du kein Vermögen mehr haſt; denn der dumme Eſel hat Alles verkauft, ſo ſetze ich Dich als Miterbe ein. Dein Ambroſi wird ohnedieß auch bedacht werden. Die Alte wagte es wieder hereinzukommen und ſich auf das Bänkchen an den Ofen zu ſetzen. Sie konnte Ambroſi nicht genug bewundern. Sein Sohn glich ihm übrigens auf eine auffallende Weiſe. Weiß man denn nicht, wo ſie ſind? fragte Ambroſi. Bis jetzt haben wir noch keinen Brief erhalten, obſchon ſie jetzt bald anderthalb Jahre fort ſind. Aber einige Bauern aus dieſer Gegend ſchrieben ſchon, daß ſie bei ihnen geweſen ſeien, und daß ſie einige hundert Stunden über Newyork wohnen ſollen. Vielleicht geht es ihnen nicht gut. Vielleicht auch haben ſie ſchon geſchrieben, und der Brief kam nicht an. Wiſſen Sie was, ſagte Ambroſi, ſobald ich weiß, wo ſie ſind, gehe ich nach Amerika zu ihnen und hole meinen Ambroſi. — Den letzten Acker verkaufe ich dafür, wenn Du willſt, verſetzte Michel; ja, da haſt Du mir aus der Seele geſprochen. Die Frohni iſt einmal ſeine Frau, aber der Ambroſi gehört Dir.

Wenn Du ihn dann hierher bringſt, ſo heiratheſt Du, ich ſchaffe Dir eine reiche Frau und Du bleibſt bei uns im Hauſe. Dieſer Gedanke wurde weitläufig von dem Alten auseinandergeſetzt. Der Junge war ihm an das Herz gewachſen, und ſeine ganze Krankheit war Sehnſucht nach ihm. Die Sache jedoch war mit Schwierigkeiten verbunden und einſtweilen tröſteten ſich alle mit dieſem Gedanken.

* * *

Ambroſi konnte die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen. Kaum brach der Tag an, ſo erhob er ſich von ſeinem Lager und ging über die Matten den Berg hinauf, auf den Gipfel. Der erſte Anblick des ganzen Rieds überraſchte ihn des Morgens noch mehr als den Abend vorher. Er *konnte nicht umhin, die Bemerkung zu machen,* wie die Schönheiten der Natur ſelbſt relativ ſeien. Zwanzig Jahre hindurch konnte er jeden Tag ſich dieſen Genuß verſchaffen, es fiel ihm nicht ein Mal ein, die Gegend für ſchön zu halten, oder ſie deßwegen anzuſchauen. Erſt mußte er ein ganz anderer Menſch werden, um zu be-

merken, daß die Lage seines Dorfes, das er immer für ein Nest hielt, eine der schönsten im Elsaß sei. Er berathschlagte nun mit sich selbst, was er thun wolle, ob er ferner sein Leben bei den Bauern zubringen wolle oder nicht, aber eins hatte er sich gleich vorgenommen. Nämlich während seines Aufenthalts den einfachen schlichten Bauern wieder zu repräsentiren, wenn allenfalls er sich nicht zu sehr langweilen wollte.

Er hatte in den ersten Tagen vollauf zu thun, und ich selbst brauchte fast eben so viele Tage, um alle die Abenteuer wieder zu erzählen, die er seinen lieben Landsleuten von Afrika und Frankreich auftischte. Ambrosi sprach geläufig arabisch und französisch und da er wirklich sein Deutsch zur Hälfte vergessen hatte, so mußte er so manchen arabischen Brocken in seine Erzählungen mischen. Seine Zuhörer mischten Wein und Schnapps darein. Auch weiß ich nicht, ob seine wunderbaren Begebenheiten alle der Wahrheit getreu waren, unterhaltend jedoch waren sie alle, und da er sie oft wiederholen mußte, so gingen sie bald von Mund zu Munde in der ganzen

Umgegend, wohin er auch die höflichsten Einladungen erhielt.

Kettel ihrerseits konnte sich nicht satt erzählen von dem merkwürdigen Auftritt an der Hanfgrube, und so wie die Erzählung nach einigen Tagen stand, schien es, als wäre Ambrosi auf dem Kopf zuerst zur Hanfgrube gelangt. Es gab während dieser Tage weder Kopf- noch Zahnschmerzen im ganzen Dorf und zwei, drei solche Begebenheiten im Jahr hätten den Cantonsarzt ganz überflüssig gemacht.

Eines Sonntags gingen die Burschen und die Mädchen bei schönem Wetter im Wald spazieren. Ambrosi war auch dabei und das vorwitzige Kettel hatte es so einzurichten gewußt, daß er ihm den Arm bot.

Ambrosi fing an und gefiel sich wieder in diesem Leben, und da ihm die Mädchen geradewegs den Hof machten, so spielte er die Rolle eines Berauschten, der sich gehen läßt. Plötzlich erblickten sie zwei Zigeunerinnen an einem Baume mit einigen Kindern. Die Jüngere war mit ihrem zehnjährigen Sohne auf einer gewissen

Kopfjagd, wo das Wildpret zu Dutzenden sein Wesen trieb. — Als sie Ambrosi erblickte, erhob sie sich. Dich kenne ich, sagte sie zu ihm. Du hast einen Sohn, der in demselben Alter ist als der Meinige. Ambrosi konnte sich ihrer nicht erinnern. Weißt Du noch, wie ich hier Hochzeit machte, Deine Frau war meine Brautführerin, sagte sie rasch. So, Du bist's, versetzte er, aber Du bist verteufelt alt geworden. — Ja, antwortete sie, und auch klüger. Mein Mann ist todt. Es ist jetzt eins, ob er Christ oder Heide ist. Doch haben sie ihn getauft, ehe sie ihn begraben haben. Und Dein Sohn? fragte Ambrosi, ist der auch getauft? Taufen kann ich ihn schon, aber nicht weiß machen. Gieb her Deine Hand, ich sag' Dir die Wahrhät. Ambrosi hielt nichts mehr auf diese Dummheiten, aber er reichte ihr doch die Hand. Du bekommst bald Nachricht von Deiner Frau, sagte sie ihm. Es läuft etwas die Quer drüber hin und das junge Blut da ist verliebt in Dich. Kettel erröthete zuerst. Geh, dumme Hexe, sagte sie gleich drauf; das hätte ich ihm auch sagen können. Brauche keine

Heidin dazu. Warum heißt denn Du eine ehemalige Liebste meine Frau? fragte ſie Ambroſt. — Weil ſie immer an Dich denkt und einen Sohn von Dir hat. Das wiſſen wir auch, ſagte Kettel. Du kommſt ja alle Vierteljahr hierher, und weißt Alles, was im Dorf vorgeht. Jetzt ſag' mir einmal die Wahrheit, fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Hand ausſtreckte, aber nimm Dich in Acht, lügſt Du, ſo werde ich Dir eine Wahrheit ſagen, die Du nicht weiter erzählſt. Anderer Leute Unglück iſt Dein Glück, ſagte die Zigeunerin. Mehr darf ich nicht ſagen. Weil Du nichts weißt, verſetzte raſch Kettel. Nun höre mir zu, ich brauche Deine Hand nicht. Vor zwei Jahren warſt Du in der Sylveſternacht hier und haſt der Frohni ein Kleid geſtohlen. Vor einigen Monaten hat Dein Mann meinem Vater eine Pfeife geſtohlen und ſein Grab iſt nicht in der Erde, ſondern in der Luft. Er ſaß im Thurm zu Oberenſe, weil er eben wieder geſtohlen hatte. — Alle lachten. Umſonſt wurde der Hochzeitkeſſel nicht umgeworfen, ſagte die Zigeunerin im Fortgehen. Wir haben ſeither immer Unglück gehabt. — Ambroſt be-

wunderte die Keckheit Kettels, und machte leise die Bemerkung, daß auch hier die Zeit ihre Fortschritte gemacht hatte.

* * *

Trotz der Aufgeklärtheit Kettels und ihrer prosaischen Wahrheit, hatte doch die Zigeunerin etwas Wahres gesagt. Noch an demselben Tage kam der Briefbote und brachte zwei Briefe auf einmal von Amerika. Der eine war sechs Monate früher geschrieben und schien unterwegs liegen geblieben zu sein, weil die Adresse etwas unleserlich war. Der andere schien den ersten dann befördert zu haben. Dießmal setzte Michel wieder seine Zwickbrille auf und las laut den ersten Brief vor. Folgendes war sein Inhalt.

Philippsburg.

Liebe Eltern!

Dieser Brief verläßt uns bei guter Gesundheit, hoffentlich trifft er Euch auch Alle frisch und gesund. Wir wohnen in Philippsburg, 150 Stunden über Newyork. Unsere Reise war lang und schmerzensvoll. Wir waren sechs Wochen

auf der See, ich und der Ambroſi waren beſtändig krank und wäre der Korbmacher nicht geweſen — Iſt der Narr mit bis nach Amerika gegangen, ſchrie Michel auf — der Euch dieſen Brief ſchreibt, wir wären vor Gram und Langweil geſtorben — Danke für das Compliment, ſetzte Dominique hinzu. Henner hat den Dominique ſehr lieb. — Ich aber ihn nicht, merkte wieder der Schreiber. — Mein Mann arbeitet in einer Maſchine, wo er viel Geld verdient, aber wir brauchen auch ſehr viel. Denke Dir, liebe Mutter, das Pfund Butter koſtet hier franzöſiſch Geld faſt fünf Franken. Die Eier auch ſind theuer, eben ſo das Brod. Die Wohnungen klein und außerordentlich theuer, aber ich trage jetzt einen Hut und gehe aus wie eine hoffärtige Dame von Straßburg. Dominique hat hier ſehr viel Arbeit. Er arbeitet mit ſechs Handwerkern, und beſucht uns jeden Tag. Ambroſi ſoll ſein Handwerk lernen, aber er iſt immer kränklich. Wenn wir noch hundert Stunden weiter gegangen wären, ſo hätten wir wohlfeile Erde gekauft. Unſer Reiſegeld aber langte nicht und

Henner iſt ſehr oft von ſeinen eliäßiſchen Landsleuten betrogen worden. Er hat ſich ganz geändert, arbeitet Tag und Nacht, er heizt den Ofen und wenn er ſo ermüdet nach Hauſe kömmt, dauert er mich. Ambroſi kann ihn noch immer nicht leiden, aber er wird doch auch bald Verſtand bekommen. Mein Mann ſchreibt Euch beſonders ein Briefchen. Er denkt oft wehmüthig zurück nach Hauſe, jedoch findet er es hier beſſer. Die Stadt iſt ſchön und groß; man kann machen, was man will; man ſpricht hier engliſch, das viel Aehnliches hat mit dem Deutſchen, und ich trage jetzt einen Hut und kattune Kleider. Ich denke, daß Ihr nicht übel daran thätet, auch hierher zu kommen. Wenn man Geld hat, kann man hier herum wohlfeile Acker haben, die Abgaben ſind ſehr gering, es wohnen viele Elſaßer und Schwaben hier und ſo hoffe ich, daß wir noch zuſammen leben und ſterben in Gott und unſerm Heiland.

Euere gehorſame Tochter

Fronika.

Das iſt Alles, was ich für jetzt weiß.

Jetzt komm' ich, fügte Dominique hinzu. Wie ich hierher kam, das weiß ich nicht. Die Frohni hielt mich immer an, ich solle doch noch eine Stunde bei ihr bleiben und von Stunde zu Stunde kam ich endlich hier an. Ich bereue es nicht. Arbeit giebt es hier in Menge und die schönsten Weiden, die man sich denken kann. Ich spreche schon englisch wie ein Herenmeister, und verdiene Geld wie Stroh. Jeden Abend komm' ich zu der Frohni und singe Ambrosi elsaßer Liedel vor. Der aber ist immer düster und kränklich. Mir scheint, er hat das Heimweh. Doch das Alles muß vergehen. Ich glaube, alter Narr, Ihr thätet nicht übel daran, wenn Ihr zu uns kommt. Ich habe eine Menge Bekannte angetroffen, am Ende ist hier Freiheit und bei uns ist lauter Elend. Auch Johannes giebt es hier, nur sind sie hier nicht streng katholisch. Henner arbeitet wirklich wie ein Ochs, er hat wenig Zeit zum Sprechen übrig. Den hab' ich Euch so zahm gemacht, wie ein Lämmchen. Wenn nur der Ambrosi nicht so hartnäckig gegen ihn wäre. Er giebt ihm kein böses Wörtel mehr und bringt

ihm jeden Abend was mit. Sie sehen, es geht Alles gut. Jetzt erst bereue ich's, daß ich so alt geworden bin. Hier könnte ich mich besser brauchen. Ich habe sechs Ouvriers, die ich allein ausstelle. Wo soll ich mein Geld all hinthun? A propos. wenn die junge Heidin wieder nach Schirrhoffen kömmt, sagt ihr, sie soll hierher kommen. Hier macht sie bessere Geschäfte. Ade, lebt wohl und schreibt bald. — — Meine Harmonika habe ich beim Spengler in Thalunten liegen lassen. Ich möchte sie wieder haben.

Der alte Korbmacher.

Henner schrieb einen langen ausführlichen Brief, der eben dasselbe enthielt. Es schien, als hätten Dominique und Frohni diese Zeilen hinter ihm geschrieben, denn er hatte Alles schon erzählt und lud auch seine Schwiegereltern ein, nach Amerika zu kommen. Er schien durchaus Alles vergessen zu haben, was er gegen den Schwiegervater gethan. Was Jahre nicht verursacht hätten im Dorfe, das that eine lange schmerzliche Reise und die Sorgen um das tägliche Brod. Die

Stimmung der Leſenden und Zuhörer war verſchieden, als endlich Ambroſi den zweiten Brief erbrach. Dieſer war von einer fremden Hand geſchrieben und Frohni zeichnete ihn allein. Er lautete alſo:

Liebe Eltern!

Wie ungerecht iſt es von Euch, mich ſo in Verlegenheit zu laſſen und uns nicht zu antworten. Ihr wißt nicht, wie ſehr dieß hochmüthige Schweigen Eure Tochter betrübt, die Euch doch immer treu und gehorſam war. Ich verbringe gramvolle Tage hier. Wir haben Euch in einem erſten Brief weitläufig geſchrieben, ſeitdem hat ſich Vieles geändert. Ambroſi iſt immer krank, jetzt liegt er ſchon 14 Tage im Bett und ſpricht faſt nichts. Es geht mir ein Stich ins Herz, wenn ich in ſeine ſchönen blauen Augen ſehe. Mein Mann hat ſchon ſeit 6 Wochen keine Arbeit. Die Maſchinen ſtehen ſtill, und ich ſelbſt bin nicht geſund, habe oft Herzbruch, und vergehe ſchier vor Gram und Sorgen. Der Doctor hat Ambroſi Weinbäder verordnet. Ja,

du lieber Gott, wir ſind nicht reich genug dazu. Ins Spital laſſe ich ihn nicht gehen, denn Alles, was er verlangt, iſt, daß ich bei ihm bleibe. Der gute alte Dominique hat ihm jedoch ſchon ſolche Bäder verſchafft, er kömmt alle Tage zu uns und tröſtet mich. Wenn Ihr uns nicht bald zu Hülfe kommt, muß Eure Tochter noch Almoſen annehmen. Mein Mann iſt ſehr beſorgt, mein kleines Kind war auch krank, aber jetzt, Gott ſei Dank, wieder geſund. Geſtern ging er fort, um Arbeit zu ſuchen, ich habe ihn weinen ſehen. Es wäre Zeit, daß Ihr Euern ſtolzen Groll vergäßet und bedenket, daß Eure Tochter ſeine eheliche Frau iſt. Der Großvater könnte wohl etwas Ambroſi zu Gefallen thun, thut er es nicht wegen ſeiner Tochter, die ihn immer geliebt und geehrt hat, und die er ſo nachläſſig behandelt hat, bedenkt, daß Ihr Chriſten ſeid, und daß Gott von Euch Rechenſchaft verlangt. Kommt und helft mir, entweder daß ich wieder nach Hauſe komme, oder daß Ihr zu uns kommt, ſo daß wir Acker kaufen und unſer Brod ſelbſt bauen. Schreibt uns wenigſtens und ſchickt uns

etwas Geld, damit der Ambroſi gepflegt werden kann, bis mein Mann wieder Arbeit bekömmt. Er giebt zwar die Hoffnung nicht auf, aber es kann immer noch eine Weile dauern. Ich habe Euch dieß hinter meinem Manne geſchrieben. Denkt an Eure Tochter und an Gott unſern Heiland, vor dem wir Alle in Staub niederſinken.

Fronika."

Das Leſen dieſes Briefes wurde durch öfteres Schluchzen der alten Mutter unterbrochen. „Meine gute Frohni," ſchrie ſie ein Mal über das andere, „und nun noch der Ambroſi, der das Heimweh hat und Alles dieß, weil der Unmenſch da ſein Maul nicht aufthun wollte." „Halt's Maul, Du," fuhr endlich Michel los. „Es wird ſchon ſeit zwei Jahren nichts als geſchluchzt und geweint hier. Mit dem iſt der Frohni nicht geholfen. Jetzt mag er ſehen, der dumme Eſel, wie die Birnen ſchmecken." Indem er dieß ſagte, ging er gegen die Bettlade im Alkoven, öffnete ein Käſtchen, das ſich über dem Bette befand und holte einen langen Strumpf heraus, der

voll von Fünffrankenstücken war. „Wenn Du eine gute Hausfrau wärest," sagte er zu seiner Frau, „so hätte Dir dieser Strumpf vor fünf Jahren schon fehlen sollen. Hier", sagte er zu Ambrosi, „hier sind tausend Franken, die ich schon lange gesammelt habe. Die nimmst Du, reisest pr. Post nach Philippsburg und bringst mir den Ambrosi wieder hierher. Wenn Dein Bruder mit will, so soll er in Gottes Namen wieder kommen, lieber ist mir's, er bleibt dort; giebt er den Ambrosi nicht her, so schlägst ihm das Hirn ein. Ich weiß, Du machst nicht lange Umstände; übrigens ist's Dein Sohn. Was die Frohni betrifft, so untersuchst Du ihre Lage und schreibst uns darüber. Was Du uns räthst, das thun wir, und sollte es mich Haus und Hof kosten." „Da sprichst Du einmal wie ein Mann," sagte die Alte, „und wie ein Vater." „Brauche es von Dir nicht zu lernen," erwiederte er. „Hättest Du nur Deinen Strumpf gefunden." „Ja," versetzte sie, „den kannst Du behalten. Ich will Dir den andern Theil dazu holen, damit Du mir nicht so stolz wirst." Indem sie

dieſes ſagte, ging ſie in die Nebenſtube, ſtöberte im Strohſack nach und kam mit dem andern Strumpf zurück, worin ſich 80 bis 90 Franken befanden. „Das hab' ich mir an lauter Eiern und Milch erſpart," ſagte ſie höhniſch lächelnd, „ohne die 100 Franken, die ich im Geheim meiner Frohni mitgab. Du Ambroſi, die nimm Du auf den Weg für Deinen Ambroſi, ſie bringen Dir Glück, ich habe immer erſt das Kreuz über die Milch geſchlagen, ehe ich ſie an die Juden verkaufte." Der Alte ſchmunzelte. „Was haſt Du da nicht den Juden zum Trotz gelebt," ſagte er ihr; „die werden dick und fett dabei. Sie wiſſen's ja auch, daß Du ihnen das Kreuz verkaufſt und lachen dazu. Die ſind nicht ſo dumm wie Du. Jetzt kannſt Du die Strümpfe wieder anziehen; es macht ſie Keiner mehr voll, ſie dürfen Löcher bekommen." Die beiden Strümpfe, ſo lange und ſchmerzlich durch den Egoismus getrennt, vereinten ſich wieder und verſchlangen ſich zu einem ehelichen Ganzen. Es war dieß die goldene Hochzeit des Maire von Schirrhoffen. Er feierte keine andere.

Ambrosi reiſete noch denſelben Abend nach Straßburg und von da direkt nach Havre, wo er ſich nach Amerika einſchiffte.

* * *

Während der Reiſe Ambrosi's kam Kettel oft in Michels Haus, ver ſie wegen ihrer offenen Keckheit bald lieb gewann. Kettel ſchmeichelte ſich ebenfalls bei der Alten ein, und ſchon ſeit vierzehn Tagen trank Michel den Kaffee, den Kettel zubereitete, in dem ſüßen Wahn, ſeine Frau mache ihn immer ſelbſt. Kettel las auch geläufig Deutſch, und ſo oft ſie zu Hauſe abkommen konnte, ging ſie zum Maire, wo ſie bald die Stelle einer Vorleſerin bekleidete.

Nach zwei Monaten kamen zwei Briefe zu gleicher Zeit an. Einer aus Newyork von Ambrosi, der ſeine Ankunft in dieſer Stadt meldete und ſeine Weiterreiſe ankündigte, der andere war aus Philippsburg vom Korbmacher. Beim Aufbrechen fielen zwei engliſche Documente heraus, die Niemand leſen konnte. Der Brief erklärte ſie nur zu bald.

Liebe Freunde in Chriſto!

Ich ſchreibe Euch mit betrübtem Herzen, Gott vergebe uns unſre Sünden, ſeid ſtandhaft und muthig, und ſagt, wie ich, der Wille des Herrn geſchehe.

Die Frohni muß Euch vor einigen Monaten geſchrieben haben. Das Elend wurde immer größer. Was Geld anbelangt, ſo hatte ſie keinen Mangel. So lange Dominique hatte, hatte ſie auch, aber der goldige Ambroſi wurde immer kränker, er ſiechte zuſehends zuſammen und verging langſam und ſchwer. Frohni kam während 14 Tage in kein Bett. Tag und Nacht wachte ſie bei ihm. Es war keine Rettung da. Ambroſi ſtarb am Heimweh, das darf ich Euch jetzt ſagen, ſein letztes Wort war Großvater. Aber ein Unglück kommt nicht allein. Frohni, dieſes chriſtliche Weib, dieſer Engel, war ſchon gefährlich krank, als Ambroſi ſtarb. Sie folgte ihm drei Tage nachher ins Grab. — Ich kann nicht mehr weinen, meine alten Augen ſind roth. Weinet für mich und betet für ſie. Frohni hat Euch Alle verziehen. Ihr letztes Wort war

Vater und Mutter. Henner arbeitete zehn Stunden von hier an einer Dampfmaschine. Er schickte alle Woche das nöthige Geld. Als er nach Hause kam und weder Mutter noch Sohn traf, stürzte er wie todt zu Boden. Auch er ist krank. Ich habe seinen zweiten Sohn in ein Kloster gethan, wo er umsonst erzogen wird. Es ist ein bildschöner Junge, den ich für Euch auferziehe. Frohni starb am Herzbruch. Hierbei die zwei Todtenscheine. Wenn Ihr ein wenig getröstet seid, so schreibt mir. Henner will wieder zu Euch, Euch seinen Sohn bringen. Er hat sich ganz geändert. Das Unglück macht klug. Auch ich gehe wieder zurück, wenn es meine Gesundheit erlaubt. Nur eins hindert mich. Wer hütet dann Frohni's und Ambrosi's Grab, um Blumen darauf zu pflanzen?

Der Prophet sagt: Gott giebt, Gott nimmt, sein Wille geschehe.

Der alte Dominique.

Jetzt, Alte, ist die Comödie aus, sagte Michel. Geh', sag' dem Pfarrer, daß er dieses Jahr ein

gutes Jahr haben wird. Das ganze Dorf war über dieſe Nachricht beſtürzt. Kettel allein wagte es, die Alten zu tröſten.

* * *

Ambroſi hatte den ganzen Tag hindurch die Adreſſe Henners geſucht, ohne ſie zu finden. Endlich ſagte man ihm, ſie wären in der letzten Zeit auf ein Dorf, unweit Philippsburg, gezogen. Er ließ ſich den Weg zeigen und wanderte zu Fuß hin. Hart an einem dicken Wald mußte er über eine weite Haide ſtolpern, nirgends ſah er ein Dorf. Schon wurde es düſter am Himmel, als er, da er eben um die Waldecke bog, ſich auf einem Berg befand, auf deſſen Abhang ſich einige elende Hütten befanden. Wie groß war ſeine Freude und ſein Staunen, als er in einem alten Manne, der mühſam den Berg erſtieg, Dominique erkannte. Sein Staunen war denn doch aber nicht ſo groß, als das des edlen Greiſen, der ihn für todt in Afrika's Wüſten hielt. — Er traute ſeinen Augen nicht und glaubte ſich behext. Nun ſage man noch, ſchrie

er auf, es gäbe keine Wunder mehr in der Welt. Ambrosi hatte aber nicht lange Zeit, sich bewundern zu lassen. Alter Freund, sagte er zu Dominique, ich komme von Schirrhoffen, um die Frohni und Ambrosi zu holen. Wo sind sie? Dominique hob die Augen gen Himmel und legte die Arme auf die Brust. Ambrosi seufzte. Er verstand ihn. Wo ist Henner, mein Bruder? fragte er. Komm, ich führe Dich zu ihm und zu seiner Familie. Dieses sagend, nahm er den jungen Helden am Arm, führte ihn seitwärts den Berg hinauf, ohne daß sie ein Wort miteinander wechselten. An dem Walde angelangt, sahen sie eine Männergestalt auf den Knieen vor einem Grabe liegen und beten. Es war dieß Henner, der ihnen den Rücken kehrte und sie nicht kommen sah. Hier, sagte Dominique, als sie am Orte waren und fiel auf die Knie. Ambrosi stürzte sich ebenfalls auf das Grab Frohni's und schluchzte und weinte, indem er „meine Frohni, meine gute Frohni, mein lieber Sohn!" ausrief. Die Nacht war bereits angebrochen und noch hatten die drei beten-

den Männer kein profanes Wort gewechselt. Henner war betäubt, zerknirscht durch die plötzliche wie vom Himmel gefallene Gegenwart seines Bruders. Dominique hatte ihm durch Zeichen bemerkt, daß er ihn in seinem Schmerze nicht stören solle. Endlich ermattet, erschöpft und vom Schmerze erschüttert, erhoben sie sich. Henner, sagte Ambrosi zu seinem Bruder, ich will Dir keine Vorwürfe machen, Gott mag zwischen uns Richter sein. Wir waren nie Freunde. Auf dem Grabe meines Sohnes, dem Du Vater warst, auf dem Grabe meiner Geliebten, der Du Mann warst, verzeihe ich Dir, wenn Du aufrichtig bereuest, was Du an diesen Geschöpfen verschuldet hast. Henner fiel Ambrosi um den Hals, er konnte nicht sprechen. Dominique holte eine Laterne aus der benachbarten Hütte und geleitete Ambrosi in die Stadt, wo er logirte. Er und Henner wohnten in dem Dorfe, wohin sie seit der Krankheit Ambrosi's gezogen waren.

Ambrosi ließ seiner Frohni und seinem Sohne prächtige Grabsteine setzen. Henner schämte sich, wieder nach Europa zurückzukehren. Er willigte

jedoch ein, daß Ambrosi seinen zweiten Sohn mit sich nach Hause nahm, damit die Großeltern ein Kind Frohni's bei sich hätten.

Dominique wollte neben Frohni begraben werden, und verschrieb sich seine ganze Familie durch Ambrosi, da er ihre Adresse nicht wußte und die ihm Ambrosi aufzusuchen versprach. Auch versprach er ihm seine Harmonika zu schicken.

Ambrosi kam glücklich wieder nach Schirrhoffen mit dem schönen Knaben Frohni's. Nicht lange nachher feierte er seine Hochzeit mit Kettel, wobei die Alten noch ein Mal tanzen mußten.

Sittengemälde

aus

dem elsässischen Volksleben.

Sittengemälde

aus dem

elsässischen Volksleben.

Novellen

von

A. Weill

in Paris.

Mit einem Vorwort

von

Heinrich Heine.

Zweiter Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1847.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	1
Der Bettler und sein Kind	9
Mathisel und Bäbele	159

Vorwort.

Herr A. Weill, der Verfaſſer der elſäſſiſchen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erſte geweſen, der dieſes Genre auf den deutſchen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieſer Behauptung vollkommen ſeine Richtigkeit, wie uns Freunde verſichern, die ſich zugleich dahin ausſprechen, als habe der erwähnte Autor nicht blos die erſten, ſondern auch die beſten Dorfnovellen geſchrieben. Unbekanntſchaft mit den Meiſterwerken der Tagesſchriftſtellerei jenſeits des Vater Rheins, hindert uns, hierüber ein ſelbſtſtändig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabniß für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaf-

tigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt, und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist so zu sagen ein passionirtes Daguerrotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder besser gesagt dieses Naturell, bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große

Sache unſerer Gegenwart auf's löblich Tollſte Parthei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſocialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Eckelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppirt in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ...

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wil-

den Roſſe auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Conſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſacken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter ....

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt;

aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können.

Es wird ihnen wie ein Mährchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten ... ich brauche wohl nicht zu sagen w e m zu Gefallen!

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmährchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpaläſten sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die

ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brod, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockigten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Der Bettler und sein Kind.

Elsässische Dorfnovelle.

Erste Abtheilung.

„Noch einen Schoppen," schrie ein stark untersetzter Mann mit dumpfheiserer Stimme hinter dem Wirthstische hervor, indem er schwerfällig den Kopf in die Höhe hob und ihn, als hätte er alle und jede Elastizität verloren, mit einem Ruck wieder auf die Brust sinken ließ; „noch einen Schoppen," wiederholte er mit ganz erstickter Stimme, indem er mit dem Fläschchen auf den Tisch schlug, daß es in Scherben zerfuhr. — „Sachte, Dollinger," rief ihm der Nachbar zu, indem er sein Glas Bier leerte, und es ganz gemach auf den Tisch stellte. „Ein guter Wirth respektirt immer das Glas, aus dem er getrunken, und das Weib, das er geküßt" — „Halt's Maul,

Lase, mit Deiner Schabbesmoral," versetzte Dollinger, indem er es versuchte, sich in die Höhe zu richten, aber automatenmäßig wieder auf die Bank zurückfiel, „heut' ist Sonntag und ich heiße Dollinger. Zwischen uns zwei macht unser Herrgott doch eine Stange, wenn wir einmal besoffen mit einander in den Himmel wackeln." — „Hier," versetzte der Wirth, indem er einen frischen Schoppen brachte, „hier Dollinger, erstick' daran, denn es ist Dein letzter" — Bei diesem Wort fuhr der starke Mann, wie von einem elektrischen Schlag gerührt, von seinem Platze auf, und indem er sich mit dem linken Arm auf seinen Freund Lase stützte, stierte er den Wirth mit seinen rothen, feuerigen Augen und mit bebenden Lippen an, ohne eine Sylbe hervorzubringen. Der Wirth aber, statt sich abschrecken zu lassen, wiederholte mit fester Stimme: „Dein letzter Schoppen ist's, Dollinger, alter versoffener Lump, und wenn Du ihn getrunken hast, werfe ich Dich zur Stube hinaus." — „Du," schrie Dollinger schäumend auf, indem er seinen Freund Lase so heftig gegen den Tisch stieß, daß beide

krachend und unter dem Geklirre der Gläſer und Flaſchen zuſammenſtürzten. — „Schmah Israel," ſchrie der Jude unter dem Tiſche. — „Du," brüllte Dollinger wie ein angeſtochener Stier, indem er majeſtätiſch langſam, wie Helden und Betrunkene, über die Trümmer ſeines Freundes und des Tiſches ſchritt, und ſich dem zurückhuſenden Wirth näherte. „Und wenn Du noch den Schweinehirt und den Schulmeiſter, Deine Kumpane, dazu nimmſt, ſo bringt ihr mich nicht vom Platze. Hier bin ich und hier bleibe ich, ich Dollinger, Schuſter und Klarinettiſt, Schindel- und Strohſchneider, ehemalig geweſener Huſar, jetzt" — „Ein betrunkener ehemalig geweſener Beſoffener," unterbrach ihn Laſe, indem er ſich erhob und ſeine Kleider abwiſchte. — „Was ſagſt Du da, Freund Laſe?" fragte Dollinger kalt. — „Ich ſage, daß Du ewig ein Lump warſt, ein Lump biſt und ein Lump bleiben wirſt." In dieſem Augenblick trat die Frau Wirthin, eine magere, geſtupfelte*) Frau mit ſtechenden Augen,

*) Im Elſaß ſagt man ſtatt blatternarbig, geſtupfelt.

in die Stube. — „Ja, ich bin ein Lump," ſchrie Dollinger, „aber ein großartiger, ein alter braver Lump. Ich habe das Recht dazu, denn ich hab' ein Herz in der Bruſt und Mark in den Knochen. Ja, ich bin ein Lump," wiederholte er, und ſeine vom Weine glühenden Augen ſchleuderten Blitze, ſeine Stimme klärte ſich auf und ſein Haupt neigte ſich ſtolz auf die linke Seite der Schulter, „denn ich bin immer ein ehrlicher Mann geweſen, bin nie in die Kirche gegangen, und habe zwei Menſchen und einem Hund das Leben gerettet, wofür mir letzterer ewig dankbar iſt. Aber der da, er heißt Lenz oder der Kreuzwirth, der da iſt kein Lump, aber ein Wucherer, — er beſäuft ſich nicht, aber er beſtiehlt die Armen; er geht in die Kirche, aber auch nach Strasburg zu dem Laſter; er iſt ſparſam, aber er hat ſchon vier Wittwen und acht Waiſen an den Bettelſtab gebracht. Er betrügt die Regierung mit dem Oktroi und die Gäſte mit dem Maaß; und doch bedaure ich ihn, denn er hat die Frau da zum ehelichen Weib." Hier deutete Dollinger auf die Wirthin und ſchlug

ein teufliſches Lachen auf. — Während er die letzten Worte ſprach, trat der junge Lenz, des Wirthes Sohn, in die Stube und ſetzte ſich auf die Bank hinter dem Ausſchenktiſch. — „Du erz-liederlicher Schuft, Der du biſt," kreiſchte die Frau, indem ſie mit dem Brodmeſſer auf ihn zulief, Du Bettler, Du Herenmann." Ihr Mann riß ihr raſch das Meſſer aus der Hand. — „Weißt Du denn nicht, daß Dein Häuſel, das Du ſchon ſeit vier Jahren verſaufſt, Dein letztes Gut, unſer gehört, daß wir Dich morgen ſchon draus hinausjagen, ſo daß Du, wie das Vieh auf der Gaſſe verreckſt." — „Ich weiß wohl, erwiederte Dollinger, daß meine Gänſeſteig, mein einziges Gut, Euch gehört; ich weiß wohl, daß Ihr mich einen Kauf habt unterzeichnen machen, als ich voll war, und daß Ihr mir Wein einſchenkt, damit ich Euch nicht verklage; aber ich klage nicht, ich weiß alles, wenn ich ſchon betrunken bin. Ich bin ein Bettler und habe nichts zu verlieren, nicht einmal den Schulmeiſter." „Was willſt du damit ſagen, Hallunk," ziſchte das Weib wie eine Schlange, und umſchlang ihren Feind

mit Höllenwuth, um ihn zu erdrücken. Anfangs wollte sich Dollinger, so stark er war, nicht gegen ein schwaches Frauenzimmer wehren. Diese jedoch verstand keinen Spaß, sie biß, kratzte, kneifte und stieß ihn so heftig, daß in einem Nu sein Gesicht von Blut troff. Der Wirth sah kaum die Wuth seiner Frau, als er selbst Muth faßte und auf Dollinger losschlug. Dieser, wie von einem Traum erwacht und mit der Hand über das Gesicht fahrend, schrie plötzlich: „Was, Blut!“ Und in einem Satze schwang er schwebend die Xantippe wie einen Dreschflegel in die Höhe und indem er ausrief: „Kriz ist Trumpf!“ schlug er mit ihr auf den Wirth so derb und so knotig, daß mit jedem Schlage das Ehepaar sympathetisch zusammenächzte und stöhnte. Lase, der erstaunt diesem sonderbaren Schauspiele zusah, hielt sich die Seiten vor Lachen, und rief alle Vorübergehenden herbei mit den Worten „Kriz ist Trumpf.“ In einigen Minuten war wirklich der Hof und die Stube mit Bauern angefüllt, die aber fast alle Schuldner des Wirths waren, und ihre Freude dran hatten, daß der Kreuzwirth

auf eine so originelle Art durch seine eigene Frau getrumpft wurde. — Dollinger hatte längst schon aufgehört, zu dreschen, denn das böse Weib sank in Ohnmacht, wahrscheinlich, wie er sagte, von dem Trumpfausspielen. Auch war sein Rausch, wie dies bei heftigen Eindrücken zu geschehen pflegt, zur Hälfte vorüber und er betrachtete den jungen Lenz, der auffallenderweise während dieser Scene nicht gezuckt hatte. Der Wirth auch erhob sich aus dem kothigen Staube und putzte sich den Schweiß im Gesichte ab, indem er einem Anwesenden befahl, nach Bischwiller zu gehen, um Gendarmen zu holen, aber keiner wich. „Das ist das erste Mal," sagte ein alter kleiner Holzhauer mit einem Stumpfpfeiflein im Munde, „daß die Krizkönigin den König sticht." — Die Wirthin, die wieder erwacht war, weinte, kreischte, schnaubte vor Rache und Scham. „Gibts denn keine Gerechtigkeit hier?" schrie sie schluchzend auf, „ist denn jeder Mörder hier im Dorf Meister?" Aber Dollinger antwortete nicht mehr, und die Bauern schmunzelten im Hofe und sagten: „Jetzt hat sie ein Mal ihr Theil bekommen, die pelzigte

Jesabel. — Was wird der Schulmeister sagen? Der wird protokolliren, den Dollinger mit Gendarmen holen lassen und ihn als Mörder anklagen.“ — „Was liegt ihm dran,“ versetzte ein Anderer, er hat ja doch nichts mehr, als eine Klarinette und die Landstraße.“ — „Und sin kleines Mäidele, das Rickel, sagte ein Anderer.“ — „Du häscht Recht,“ versetzte ein Jüngerer, „das Kind ist zu bedauern.“ Gerade trat das vierzehnjährige Rickel in den Hof.

Die Natur in ihren poetischen Launen pflegt gewöhnlich mit Contrasten ihre größten Wirkungen hervorzubringen. Für den scharfen Beobachter liegt in allen ihren Plänen der Keim des Contrasts, weil nur dadurch eine Harmonie sicher und dauernd wird. Nur der Künstler, der Phantasie hat, und dadurch selbst zu einem dualen Wesen, zwischen Himmel und Erde hängend, wird, faßt sie richtig auf, und entdeckt in ihr den Zettel und den Faden, mit der sie ihre unsterblichen Gewebe spinnt. Für den gewöhnlichen Menschen bietet die Natur oft monotone, langweilige Stellen dar. Um ihn aufmerksam auf

ſie zu machen, muß ſie mit großen Maſſen und dick aufeinandergehäuften Farben wirken; muß ſie ihm Berge und Thäler, Wälder und Wieſen, Waſſer und Morgenröthe auf die Naſe werfen, ſonſt ſieht er nichts, hört er nichts von ihren göttlichen Meiſterwerken. Der Poet aber, der Jünger der Natur, bedarf dieſer draſtiſchen Mittel nicht, um ſich mit ſeiner Urſchweſter zu identifiziren. In der unfruchtbarſten Wüſte findet er die Contraſte, fühlt er die wilde Harmonie des Ganzen; in der langweiligen Sandebene entdeckt er ein verliebtes Federhuhn, ein Bäumchen, das ſich vom Winde ſchmeicheln läßt, ein Sonnenſtäubchen, das ihn an ſeine Nichtigkeit erinnert, und iſt er Künſtler, Maler oder Dichter, ſo wird auch das Gleichgültigſte unter ſeiner Hand zu einem würdigen Theil des Ganzen, weil er im Kleinen ſowie im Großen die Contraſte der Natur in ſich aufnimmt. — Die Liebe iſt weiter nichts, als eine Harmonie des Contraſtes zwiſchen Mann und Weib. Das Weib allein iſt blos Melodie. Auf dem Lande, bei den Bauern finden ſich dieſe Contraſte in hefti-

geren Farben für denjenigen, der die Natur und ihre Gebilde belauscht. — Ein sogenannter gebildeter Städter geht kalt an ihnen vorüber, bemerkt sie nicht, ja so mancher Reimpoet und gepriesener Maler hat weder Auge noch Ohr für solche dem Scheine nach abschreckende Gemälde. Nur der menschliche Mensch, der ein Herz im Herzen und Vernunft im Hirn hat, der in geweihter Stunde die höchsten Pfeiler der Ewigkeit erklimmt, und mit dem Haupte oft an die Sterne des Himmels stößt, der in dem Gewühle einer faulen Civilisation nicht das Einfachgroße der Urnatur vergessen hat, wenn er es je erkannt, — nur der erkennt im ersten Blick schon den Finger der göttlichen Natur und bleibt einen Augenblick stehen, um den Gedanken, die das Gebild erweckt, freien Lauf zu geben; Gedanken, die mit ihren Engelsflügeln oft in einem Wellenschlag von der niedrigsten Stufe des Erdenlebens den höchsten Sprossen der Himmelsleiter erreichen.

Ein solcher Contrast war, während der brutalen Szene in der Wirthsstube, der junge Lenz

mit ſeinem unſchuldigen Geſichte und natürlich gerollten Locken, und dieſer Contraſt wurde ganz zur Harmonie bei dem Eintreten des jungen Rickels, das ſeinen Vater abholen wollte.

Rickel war ein Dorfkind, ein Bauernmädel, das im Koth, Sand, halb mit dem Vieh im Stalle, halb mit den Menſchen in der ungedielten Stube aufwuchs. Für den gewöhnlichen Menſchen wäre Rickel nichts anderes, als ein Bettlerkind geweſen, dem man einen Sou gibt, um das Recht zu haben, es fortzujagen; für den beobachtenden Menſchen aber, der nur einige Kenntniß der Phyſiognomie und der Pſychologie hat, — und dies Talent iſt ein angeborenes, denn ſogar Bauern beſitzen es, — war Rickel eine Erſcheinung, wenigſtens ein Modell der Originalität, das, wenn es nicht verdorben, zu einem Ganzen werden ſollte. Es gibt Kinder, von denen man ſagen kann, das wird endlich ein Mann oder eine Frau, im wahren menſchlichen Sinne des Worts.

Rickel ſelbſt war wieder eine wahre Muſterkarte des Contraſts. Es hatte blondes Haar

und ſchwarzblaue Augen, war blaß von Geſicht, und trug ein ganz ſchwarzes Häubchen, das ihm die Hälfte des Kopfes bedeckte, ſein Wamms war blau, das Schnupftuch, das ihm zum Halstuch diente, hochroth. Es trug Holzſchuhe, und dennoch paßte ſich alles zuſammen bei dem armen Kinde, ja es lag ſogar in ſeinem Gange eine Würde, die einige Bauern für Hoffahrt hielten, und ihm eine ſchlechte Zukunft prophezeihten. — „Iſt der Vater drin?“ fragte es die Bauern im Hofe. — „Ja,“ hieß es, „er ſpielt Klopfes*).“ Die groben Herrn machten ihm Platz, und gerade als es in die Stube trat, ſollte die Blutſzene wieder von neuem beginnen, denn ſeit zehn Minuten hatten der Wirth und die Wirthin alle erdenkliche Schimpfnamen erſchöpft, und nun endlich ſollte Dollinger lebendig oder todt zur Stube hinausgeworfen werden.

Gerade wollten ſie mit Hülfe einiger Knechte auf ihn losgehen, als dieſer, der ganz ruhig und ſtill da ſaß, plötzlich wie ein Geſpenſt ſich

---

*) Ein elſäſſer Spiel.

erhob und zurück bis an die Wand hufte, indem er beſtändig die beiden Arme mit ausgeſpreizten Händen vor ſich hielt. — „Lenz," ſchrie er, „Du weißt, ich habe ein Doppelgeſicht und ſehe alles in einem Herenſpiegel. Der Laſe da kann Dir's bezeugen," fuhr er fort, als er ſeine Feinde betroffen ſah; denn er hatte wirklich dieſen Ruf.

Es entſtand eine kleine Pauſe. Aber kaum ſchwieg Dollinger, ſo griffen ſeine Feinde ihn mit neuer Wuth an. „Zum Fenſter hinaus!" ſchrie die Wirthin. — Aber Dollinger ſchien wirklich verzückt. „Lenz," ſagte er, „ich ſehe, ich ſehe, Jeſus und Joſeph! Lenz, ſchlage deine Frau todt und den Schulmeiſter dazu!"

Bei dieſen Worten ſchleuderte das Weib einen Stuhl auf den ſogenannten Propheten, der ihn am Kopfe verwundete. Dollinger aber, ohne ſich zu wehren, verſchanzte ſich hinter Tiſchen und Bänken, und fuhr fort — „Lenz, Du ſtirbſt, noch ehe ein Jahr vergeht; — Lenz, ſchlage Deine Frau todt. — Jetzt iſt alles vorbei, ſagte endlich Dollinger, jetzt ſehe ich nichts mehr. — Wer will was von mir? — Ihr feige Memmes! À moi

Lase, und eher stürzen wir das Haus um, wie Schimschon Hagibor *), als daß wir weichen." —, Dollinger, durch seine Freundschaft mit dem Juden Lase, kannte alle schlechten hebräischen Ausdrücke des jüdischen Landvolks. — „Vater," rief eine Silberstimme an der Thüre — es war Rickel. — Kaum wurde der Wirth des Kindes gewahr, als er auf es zusprang, um sich an ihm zu rächen, aber hier wechselte rasch die Szene.

„Vater," schrie jetzt der bis jetzt ruhige junge Lenz, indem er seine Pelzmütze auf die Seite setzte, „Vater, thun Sie dem Rickel nichts, das Rickel kann ja nichts dafür."

„Was sagst du da," staunte der betroffene Wirth bei diesen Worten. „Was geht dich denn das Rickel an!"

„Vater," schrie abermals Lenz und sprang in einem Satze über den Schenkpult, „dem Rickel thun Sie nichts, ich hab's gern."

Rickel versteckte sich hinter Lenz. Die Zu-

---

*) Samson der Held.

ſchauer in und außer der Stube ergötzten ſich aufrichtig an dieſem reinmenſchlichen Auftritt.

„Dummer Bube, Du,“ ſchrie die Wirthin, „was geht Dich denn das Rickel an, eine Bettlerstochter!“

„Das Rickel hab' ich gern,“ verſetzte der trotzige Junge, „und wer ihm etwas zu Leid thut, hat's mit mir zu thun.“

Dollinger verſchlang den Buben mit ſeinen Augen, muckſte aber nicht.

„Du Lotterbube,“ ſchrie der Vater, „Du haſt das Rickel gern, die junge Zaup, Du biſt ja noch nicht trocken hinter den Ohren.“ Und in demſelben Momente gab er Rickel, das er erwiſchte, einen Streich, daß es zuſammenſtürzte.

Wie ein Tiger ſprang Dollinger über den Tiſch und packte den Wirth an der Gurgel, um ihn zu erwürgen, während Lenz ſein Rickel aufhob und es gegen die Mutter vertheidigte.

„Siehſt Du,“ alter Spitzbube, ſchrie Dollinger, indem er den blaugewordenen Wirth wieder fahren ließ, „ich hätte Dich erwürgen können, aber wegen Deinem Sohne da will ich Dich

leben lassen. Uebrigens stirbst Du ja doch noch in diesem Jahr." Für dies Mal nahm er seine Tochter an der Hand, gab dem jungen Lenz einen Kniff in die Wange, und stürzte hinaus in den Hof zu den Bauern.

„Dollinger," rief ihm ein Bauer zu, „es geht nicht mit guten Dingen zu, das alles nimmt ein böses Ende."

„Du hast Recht, Klaus," sprach Dollinger ernst. „Ich bin ein Lump, aber es war heute das letzte Mal. Heute hab' ich zum ersten Mal gemerkt, daß ich eine Tochter habe; mein Nickel ist ein sauberes Mädel und hat Verstand für sechs. Da seht's einmal an. Der vermaledeite Lenz hat's wie ein Löw vertheidigt" — und in dem Auge Dollingers glänzte eine Thräne der Freude, — „ich sag' Euch, Brüder, daß der Bettler Dollinger mehr werth ist, als Ihr alle, und daß er sich nie mehr betrinken wird."

„Ho ho," schrieen die Bauern lachend auf, „eher trocknet der Rhein aus." — „Ich sag' Euch," fuhr Dollinger fort, „daß ich mich nicht mehr besaufen werde, daß ich arbeiten will, wie

Unſer Eins von Euch, die ihr doch Alle Bettler ſeid, wie ich, und wer's nicht glauben will, dem ſchlage ich die Rippen ein!" — Bei dieſen Worten verließ Dollinger den Hof. — Am Thore angelangt, warf er noch ein Mal einen verächtlichen Blick auf die Menge, zuckte die Achſeln und ging ſeines Weges.

Es gibt keine Kinder mehr.
Sprichwort.

Ohne ein Wort zu reden, folgte das Mädchen ſeinem Vater über den Straßengraben in den Wald, in deſſen ſchattigen Gängen die Bauernjugend ſpazieren ging, und die Dorfkinder ſich in allerhand gymnaſtiſchen Spielen ſchreiend und gilpſend herumtummelten. Dollinger ſelbſt, der ſonſt ſo gern mit ſeinem Mädchen plauderte, ſchritt raſchen Ganges ſtillſchweigend einem Hügel entgegen, an deſſen Saum ein kleiner heller Bach, der Braunbach genannt, beſtändig unter Geſtrüpp und Brombeerenhecken dahinſchlich. Hier angelangt, zog er ſeinen leinenen Wamms aus,

wusch sich den Staub und das Blut ab, und legte sich der Länge nach auf den Abhang des Hügels, seinem Mädchen zusehend, wie es einige Heidelbeerensträuche abstreifte, um die schwarzen saftigen Beeren zu verzehren. „Hast Hunger, Rickel?" fragte er endlich in einem gekünstelt gleichgültigen Tone. „Armes Kind." — „Ach nä Vater," sagte das Kind, „ich habe schon ein Mumpfel (Mundvoll) Brod und Sauermilch gegessen, die mir die Großtante heute morgen gegeben hat." — „Ich bin doch ein schlechter Mensch," dachte der Bettler, „während ich mich im Wirthshaus voll saufe, muß mein armes Kind Hunger leiden. Rickel," rief er endlich, „setze Dich hierher neben mich, ich habe Dir etwas zu sagen. Wer war die Dame aus der Stadt, von der Du mir gestern so viel geschwatzt hast?" — „Ach," sagte das Kind, „eine gar zu liebe Frau aus Strasburg, die vorgestern da auf dem Hügel Obst, Wein und Käse mit noch einem Mann und einer Bauernfrau gegessen hat. Ich holte eben Heidelbeeren und blieb stehen, um sie anzuschauen; hätest nur sehen sollen,

einen großen weißen Hut hatte sie auf, und ein schwarzes seidenes Kleid, und schneeweiße Manchetten, viel, viel schöner, als die Judefrauen am Samstag tragen, und ganz lange Locken hatte sie, wie des Friederichters Frau, wenn sie als in der Kutsch' vorbeirasselt. Ich war ganz erschrocken, als sie mich zu sich rief. „„Sei nur nicht furchtsam,"" sagte sie, „„ich thu Dir nichts und der Hund auch nicht,"" ein gar zu zottiges Schäckele und so fein wie Sammt, das auf mich sprang und mir das ganze Gesicht abschleckte. Sie nahm mich ganz zu sich, fragte mich, wie ich heiße; Rickel, sagte ich herzhaft, „„und Deine Mutter?"" fragte sie. Ach, die liegt auf dem Kirchhof. „„Und Dein Vater?"" — Hier hielt das Kind inne. — „Nun, was hast Du darauf geantwortet?" — „Ach," versetzte Rickel, „ich hab' mich zu sehr geschämt." „Was," schrie Dollinger, indem er sich erhob, sogleich aber stillschweigend sich wieder niederlegte. — „Nun ja," fuhr er fort, „die Großtante schwatzt Dir große Dinge in den Kopf," — „ja," versetzte das kluge Kind, „sie gibt

mir ja Kleider und dann und wann auch etwas zu essen, und hat mich lesen lehren beim Schulmeister." — „Nun, was sagt sie denn von mir?" — „Sie sagt, mußt dem Vater nicht gehorchen, der ist hie und dort verloren, hat einen Teufelskopf auf sich, will nicht arbeiten, geht lieber betteln, und macht der ganzen Familie Schande." — „Das hat sie gesagt!" rief Dollinger aus — und nach einer Pause fuhr er leise fort, „im Ganzen hat sie recht. Und was hat die Dame noch gesagt?" — „Sie küßte mich und sagte, ich soll mit ihr in die Stadt gehen, da gibt's alles voll von schönen Sachen, sie will mich nähen lehren lassen, ich soll bei ihr essen und schlafen und kurz, Mund was begehrst du" — „So, so," antwortete langsam der Vater. „Und warum bist Du nicht mit?" — „Ach, ich habe das Herz nicht gehabt, ich wär' gar zu gern mit. Wart' nur, ich weiß noch Alles, was sie gesagt hat. Dein Vater ist arm, Rickel, sagte sie, wenn Du etwas lernst und in der Stadt bleibst, gibst Du gar ein schmuckes Mädel, und trägst auch einen Hut und Schuh und Strümpf'."

Dollinger betrachtete genau das Kind, und bemerkte plötzlich, daß Rickel bereits mehr als ein Kind sei, obschon sie erst vierzehn Jahre alt war. Er sann einige Zeit nach und fragte endlich: „Wo wohnt sie denn, die gute Frau?“ — „Nro. 39,“ versetzte Rickel. Der alte Husar lachte laut über die Naivetät seines Kindes auf. — „Ach, Vater,“ wiederholte dies, „laß' mich in die Stadt gehen, ich find' sie ganz gewiß, ich kann mir sie vorstellen, wie sie leibt und lebt. Sie wohnt ganz gewiß Nro. 39.“ — „Ja, und Du glaubst, Du findest sie so?“ — „Ach, ich kenne sie schon an den Löcken und an dem schönen Schäckele, und die Bauernfrau, die bei ihr war, spricht oberländisch. Ich hab' alles gemerkt und gehört.“ — „Und was hat sie Dir gegeben?“ fragte endlich Dollinger. — „Da hab' ich's im Busen,“ und Rickel zog ein goldenes Zwanzigfrankenstück heraus. — „Wie!“ rief der Vater, „so reich ist sie.“ — „Ja, sie hat Kutsch' und Pferde bei sich gehabt.“ — „Ach,“ sagte Dollinger, „so eine Stadtnärrin, die sechs Stund' weit fährt, um die Natur zu sehen, und sich

auf einen Ameisenhaufen setzt, um zu Mittag zu essen." — „Da, sagte sie zu mir, da hast Du was, aber gibst es ja Deinem Vater nicht, bewahrst es gut auf, und wenn Du kannst, laßt Dir ein Kleid machen, kaufst Dir Schuh und Strümpf, setzst Dich in die Patasche und kommst zu mir. Ach, ich hätte sie so gern geküßt, aber ich hab's Herz nicht gehabt, mein Mund war ganz schwarz von Heidelbeeren." — „Höre, Rickel," sagte der Vater, „ich glaube, will's Gott, erlebe ich noch Freude an Dir. Weißt Du jetzt, was Du thust, morgen gehen wir nach Strasburg, ich erkundige mich auf die Dame." — „Ach, ich kenne sie ganz genau," unterbrach ihn Rickel, „an dem netten Schäckele," — Dollinger lächelte, „und wenn wir sie gefunden haben, gehst Du ganz allein hin, gibst ihr das Goldstück wieder und sagst: Madame, der Vater hat's nicht gelitten, daß ich das Geld nehme. Es ist mir lieber, wenn Sie mich was lernen lassen. Ich kann alles arbeiten und will sehr gehorsam und dankbar sein. Ich lasse Dir ein Zeugniß vom Maire geben — halt," dachte Dollinger, „der

Lenz ist ja Maire." — „Ach, ach, Vater, weißt Du auch, was mir des Lenze Lenz gesagt hat?" — „Nun, das bin ich doch neugierig zu hören, wie alt ist er denn?" — „Zur Erndte wird er neunzehn." — „Nun, was hat Dir der Bursche gesagt?" — „Es sind jetzt acht Tage, begegnet mir des Lenze Lenz im Kirchweg. Rickel, wo gehst hin? fragte er. — In die Kirch'. — Ich geh' mit, sagte er, und nimmt mir die Hand und führt mich durch alle Buben und Maidele in die Kirch'. Sieh' da, schrieen sie Alle, des Lenze Lenz und's Dollingers Rickel! Dies Jahr wird's früh Sommer, die Bire sind schon zitig (zeitig). Ich hab' mich fast geschämt, aber der Lenz, der hat sich gar nichts draus gemacht, und so sind wir halt rechts und links bis an den Altar miteinander in die Kirch' gange." — „Das ist alles, was er Dir gesagt hat?" fragte Dollinger, „ich glaub' gar, Du hast den Lenz gern?" Das Mädchen erröthete über und über, und Dollinger erschrak ernstlich. — „Er ist mir gar zu gut," sagte es endlich. „Denke Dir, Vater, die Großtante, die ist manchmal böse,

ſchimpft mich ein Bettlerskind, und wie ich in der Schule mit dem Lenz war, hat er mir immer das Zehnuhreſſen mitgebracht.“ — „Weiter nichts?“ fragte Dollinger abſichtlich. — „Und das Halstüchel da, und den Rock und die Kapp' hat er mir gekauft bei dem Judeſchiele. Aber es weiß es keine Sterbensſeele; der Judeſchiele ſagt nichts, und der Großtante habe ich geſagt, Du hätteſt mir's gekauft. — „Und wo hat er das Geld dazu hergenommen?“ fuhr Dollinger immer ernſter fort. — „Das weiß ich nicht.“ — „Geſtohlen,“ rief Dollinger, „geſtohlen, denn der Vater gibt ihm keinen Heller, das fehlt noch, um mich an den Galgen zu bringen. Gleich geheſt Du zum Kreuzwirth und ſagſt ihm alles.“ „Ach, Vater, Vater, bat das Mädchen, nein, ich hab's ja keinem geſagt außer Dir. Der Lenz hat mir geſagt, wenn's der Vater erfährt, ſchlägt er mir Arm und Bein zuſammen. Ach, Vater, ſchlag' mich nicht, ich will ja alles thun, was Du willſt,“ und Rickel brach in heftigen Thränen aus. Dollinger war trotz ſeiner Faulheit und Liederlichkeit ein weicher Mann. — „Schweig'

still," sagte er, „ich will's überlegen; aber Mädel, schlag' Dir die Grillen aus dem Kopf. Wo hast Du denn das alles her? bist erst vierzehn und ein halb Jahr alt. — Geh' jetzt, laß mich in Ruhe." — Rickel zögerte nicht lang und wollte fortgehen. — „Nicht wahr, Vater, wir gehen morgen in die Stadt." — „Zum Teufel, ja, versetzte Dollinger und sprang über den Bach, „geh' mir nur jetzt aus den Augen!"

Ich muß hier als Erzähler einen psychologischen Halt machen. — Die Natur in ihren Launen ist oft wahrer als wahrscheinlich; denn für den gemeinen Menschen ist wahrscheinlich und gewöhnlich synonym. Man glaube aber nicht, daß eine naive und zugleich herzhafte Kinderliebe, wie die zwischen Rickel und Lenz, in das Reich der Romantik gehört. Nichts ist gewöhnlicher auf dem Lande. Es ist überhaupt ein Vorurtheil der Städter, wenn sie glauben, sie allein hätten das Privilegium der frühzeitigen Liebe; man ist auf dem Lande durchgehends weit vor-

gerückter im Reiche des Gefühls. — Zwischen dem Bauerburschen und dem jungen Städter ist freilich ein großer Unterschied. Bei einem Mädchen aber ist dieser Unterschied sehr gering, und manches Landmädchen von dreizehn Jahren, ohne je etwas gelernt zu haben, ist feiner, schlauer und koquetter, als ein Stadtmädchen, das im Geheim Romane liest. Es hängt dies blos vom Boden ab, wie beim Wein. Man lache nicht. Es gibt Dörfer, wo man keinen dummen Bauern, noch weniger dumme Bauernmädchen antrifft. In anderen wieder sind die Bewohner alle stockdumm, sowie es namentlich im Elsaß Dörfer gibt, wo die Jugend strotzend von Schönheit und Kraft ist, und wieder andere, wo die Bevölkerung ganz verkrüppelt ist. In Thalhunten z. B., einem Dorfe am Rhein, haben alle Mädchen Kröpfe und die Burschen reichen nicht über fünf Schuh; in Rohrwiller, eine Stunde davon, sind die Bauerburschen alle Grenadiere ersten Rangs, die Mädchen selten schön. In Sesenheim, Drusenheim sind die Mädchen schön, die Burschen nicht. In Schirhoffen, meinem Geburtsort, trifft man

nicht eine langsame, faule Person an. Da rennt und fliegt alles wie der Wind. Die Mädchen sind die besten Tänzerinnen im ganzen Unterelsaß. Wenn ein Mädchen oder ein Bursche naiv-dumm ist, heißt es im Unterelsaß: der isch au nicht im Schirhof getauft worden. In Bischheim und Schiltigheim, hart an Strasburg, ist ein häßliches Mädchen eine Seltenheit. Im Ackerland sind sie stark untersetzt; kurz, jedes Dorf hat seine Eigenheiten, die sich bis auf das Vieh ausdehnen. Es gibt Dörfer, wo die meisten Bauern Rappen, andere wieder, wo sie Schimmel, Füchse oder Schäcken haben. Ebenso mit dem Rindvieh, und besonders mit den Hunden. Im Elsaß wechselt ohnedies das Costum fast mit jedem Dorf ab, was auf Märkten und Volksversammlungen die angenehmste Wirkung hervorbringt.

Wenn es aber überhaupt einen Unterschied gibt zwischen einem Buben von 19 und einem Burschen von 25 Jahren, so ist dieser Unterschied sehr gering zwischen einem Mädchen von 20 und einem von 14 Jahren. Die Nuance

liegt nur darin, daß ſie im erſten Fall ein Weib und im zweiten ein Weibchen iſt.

Dollinger war eigentlich kein Bauer. Er hatte freiwillig als Huſar gedient und die Welt geſehen. Hätte er Erziehung gehabt, ſo hätte er ſich gewiß in irgend einem Fache ausgezeichnet. — Gut von Natur, voller Phantaſie, ſchwärmte Dollinger immer für eine menſchlichere Exiſtenz, und weil die ſeine ſo jämmerlich war, beſoff er ſich, oder ſpielte Klarinette. Er fühlte einen beſtändigen Drang zur Bewegung und war immer auf den Beinen, und da er durch ſeine Soldatengewohnheit und ſeinen Hang zum Schwärmen nicht arbeiten wollte, oder auch nicht konnte, da er trotz ſeiner Stärke nicht Ausdauer genug hatte, den ganzen Tag Holz zu hauen oder Gras zu mähen, ſo ſank er bis zur Bettelei herab, verlor aber nie die Würde des Mannes, um ſo weniger, da man ihn wegen ſeines Rufes des Doppelgeſichts als Hexenmeiſter fürchtete. In ſeinem Kopfe übrigens wimmelte es beſtändig von den originellſten Gedanken. Solche zweideutige nomadiſche Exiſtenzen gibt es genug auf

dem Lande. Ein Bischen Studium, und Dollinger wäre vielleicht das Haupt einer Sekte geworden; mit philosophischer Erziehung hingegen wäre er entweder ein moderner Diogenes, oder gar ein Staatsmann geworden.

Obschon er sich nie um die Erziehung seiner Tochter bekümmerte, und eher mit seinem Freund Lase, ebenfalls ein Original, diskutirte, so liebte er sie doch väterlich, und schon einige Tage nach seiner Unterredung mit ihr kaufte er ihr einige Kleider, und bereitete sich vor, mit ihr nach Strasburg zu gehen, um selbst die Dame aufzusuchen.

Rickel hatte von ihrem Vater das schwärmerische Naturell und unter dem Scheine der kindlichen Ergebung eine störrige Hartnäckigkeit. Was sie wollte, das setzte sie durch schon als Kind, theils durch Bitten, theils durch eine negative Widersetzlichkeit. — „Die hat einen Dollingerskopf auf sich," hieß es im Dorfe. Freilich gingen ihre Wünsche nicht weit.

Als sie zur Abreise fertig waren, sagte Rickel zu ihrem Vater: „Jetzt, Vater, spielst Du mir

noch eins auf zu guter Letzt, ich höre Dich ja doch lange nicht mehr. Du weißt ja das Stückel, das ich so lieb hab'." Dollinger, selbst ein Kind, trotz seiner fünfundfünfzig Jahre, holte die Klarinette herbei und spielte die Arie aus Tancred, die er einer Drehorgel nachspielte. Rickel setzte sich auf eine Welle Holz, die beiden Arme unter sein Köpfchen, und hörte wonnig zu. Kaum aber hatte der alte Dollinger einige Sätze gespielt, so stand das gute Kind auf, schmiegte sich an die Knice des Vaters, und weinte und schluchzte laut auf. — „Na, was hast Du denn?" fragte Dollinger, indem er die Klarinette weglegte. — „Es geht mir so an's Herz," schluchzte Rickel, „ach, jetzt seh' ich Dich bald nicht mehr, und die Großtante auch nicht, und den Lenz auch nicht —"

Sechs Stunden später waren sie in Strasburg. Zwei Tage nachher hatte Dollinger die Dame Nro. 39 aufgefunden. Es war dies die edle Frau von Ehrenberg. Sie hielt Wort und Rickel kam in eine Nähschule, wo sie Kost und Logis frei hatte. Frau von Ehrenberg zahlte

alles für sie. Dollinger hatte die Delikatesse, sich der Dame nicht vorzustellen. Er wollte seiner Tochter erstens nicht schaden, und zweitens nicht danken, da er trotz seines Elends sehr stolz war.

Im Dorfe sah man ihn nicht mehr.

Dollinger hatte in wenigen Worten den Charakter des Ehepaars Lenz gezeichnet. Wäre Lenz ein Mann von selbstständigem Willen gewesen, er hätte in den Bemerkungen Dollingers so Manches zu seinem Heile benützen können. Wie aber in solchen Fällen geschieht, Lenz, der in seiner zwiefachen Stellung als Wirth und Schulz fast alle Geheimnisse des Dorfes erfuhr, wußte nicht, was in seinem eigenen Hause vorging. Er war übrigens dergestalt unter dem Pantoffel seiner Frau, daß, wenn er auch alles gewußt, dennoch nie den Muth gehabt hätte, sich ihr im Geringsten zu widersetzen. Er rächte sich an seinen Schuldnern, wucherte in Gemeinschaft mit

den Juden, und betrog im Einverſtändniß mit den Regierungsbeamten. Seine intimen Freunde waren der Schweinehirt und der Schulmeiſter. Jener begleitete ihn gewöhnlich als Knecht nach Strasburg, dieſer war der Intimus ſeiner Frau und Herrin.

Der Schulmeiſter Balthaſar war ein langer*) Schlanggangel mit tiefliegenden Augen, breiten Füßen und langen Storchbeinen. Er hatte mit Frau Lenz das gemein, daß ſie beide blatternarbig waren, was gewiß etwas zu ihrer Freundſchaft beitrug. Er war nicht ohne Erziehung, er verſtand Deutſch und Franzöſiſch, ſpielte die Orgel und ein wenig Klavier, und beſaß beſonders das Talent, ſich als ein Licht erſter Größe auszugeben. Zu dieſem Behufe gab er ſich als ein Opfer der Geiſtlichkeit aus, die ihn, wie er ſagte, auf ein ſo kleines Dorf verbannte, weil er in ſeiner erſten Stellung die Schulkinder ſo viel in den Guckkaſten ſchauen ließ. Dies war ſein Ausdruck. Das hinderte ihn nicht,

---

*) elſäſſiſch.

ein intimer Freund des Dorfpfarrers zu ſein, dem er in Allem willig gehorchte. War er bei den Juden, ſo ſpottete er über die Dummheit der Bauern, und erzählte ſo manches Späßchen auf Koſten der Geiſtlichkeit; trank er mit den Bauern, ſo rühmte er ihre derbe, hausbackene Denkungsart, und gab ihnen in allem Recht; bei den Mädchen wußte er allerhand kitzliche Geſchichtchen, und für Burſchen hatte er probate Mittel, um in der Liebe ſein Glück zu machen. Er war im Dorfe ſehr beliebt, und es verging keine Hochzeit, keine Kindtaufe, ja ſogar keine Beſchneidung ohne den Schulmeiſter. Die Wahrheit iſt, daß er aus ſeiner erſten Stellung fortgejagt wurde, weil er ein unſchuldiges Mädchen verführt, und daß er bereits ſeinen eigenen Bruder um Hab und Gut gebracht hatte.

Gleich nach der Szene im Wirthshaus hielt das Ehepaar Lenz einen geheimen Rath mit dem Schulmeiſter über die ſo barſche Theilnahme ihres einzigen Sohns für des Bettlers Tochter. Der Vater, ſehr aufgebracht, war für die äußerſte Strenge; die Mutter, obſchon eine böſe Ehefrau,

blieb bis jetzt immer noch Mutter und glaubte, es sei dies nur eine Bubengrille. Der Schulmeister endlich, der lange sprachlos zuhörte und in dessen Innerm ein gewaltiger Entschluß reifte, gab beiden Recht. Er hielt den Fehler des jungen Lenz für unverzeihlich, glaubte aber nicht, daß man dem Jungen mit Gewalt die Grille aus dem Kopf treiben könnte. „Das Uebel ist groß," sagte er, „doch das Mittel darf nicht Strenge sein, weil diese die Sache verschlimmern würde. Er wolle es übernehmen, dem Jungen sein Unrecht in aller Güte begreiflich zu machen," und indem er so die Meinung der Eltern in eine zerschmolz, behielt er sich die Oberhand vor. Die Eltern beschlossen, ihm ihren Sohn den andern Tag selbst zuzuschicken und ihn ihm ganz zu überlassen.

Balthasar hatte die ganze Nacht hindurch über seinen tückischen Plan nachgedacht. Die Eitelkeit des Geistes, eine Intrigue zart einzufädeln und sie bis zur letzten Spitze fein und eben auszuweben, hat schon mehr Böswichte gemacht, als die kalte Lust, Böses zu thun. „Je mehr

ich die Geſchichte ſtudire," ſagt unſer unſterblicher Schiller, „deſto mehr entdecke ich, daß ſie mehr Narren als Böſewichte aufzuzählen hat, und daß die meiſten Verbrechen ihre Entſtehung der Eitelkeit und dem Stolze des Menſchen verdanken." Balthaſar war ein dreifach gezwirnter Intriguant auch für die geringſten Kleinigkeiten des Lebens. Das Einfache, Gerade war ſeiner Natur durchaus unbewußt, ſowohl zum Guten als zum Böſen, und da unſere ſozialen Verhältniſſe durch ihre Widerſprüche faſt bei jedem Schritt die Zettel zu einem Gewebe legen, ſo haben Menſchen, wie Balthaſar, nur die Kette drein zu ſchlagen. Eine verſtricktere Intrigue hätte ſich Balthaſar nicht wünſchen können. Ein Mann, der von ſeiner Frau beherrſcht, die ihn nie geliebt hat, und die er ſeinerſeits ganz in Händen hatte, ein einziger Erbe, der eine Bettlerin liebt, die die Tochter des Erzfeindes der Familie iſt; wahrlich, Balthaſar ſchämte ſich faſt, dieſe Umſtände nicht ſelbſt geſchaffen zu haben.

Drei Dinge waren zu befürchten. Der Vater konnte ſich früh oder ſpät dem Despotismus ſei-

ner Frau entziehen. Er hatte schon einige Male Aeußerungen der Art gethan. Der Schweinehirt, Lenze's Intimus, arbeitete in diesem Sinne.

Die Mutter könnte sich mit ihrem Sohne versöhnen und ihm nachgeben.

Der Sohn könnte seine Grille aufgeben und das Rickel fahren lassen. Es schien ja fast nur ein Kinderspiel zu sein.

Diese drei Punkte unmöglich zu machen, das war der Zweck Balthasars.

Nur mit Widerwillen begab sich der Junge zum Schulmeister, und als er in sein Zimmer trat, gab sich dieser Widerwillen durch eine unbeholfene Verlegenheit kund. „Vater und Mutter," sagte er kurz, indem er seine Pelzmütze in der Hand herumdrehte, haben mich hierher geschickt, Herr Schulmeister."

„Das ist schön von Dir," erwiederte dieser in einem süßlichen Ton. „Die Leute sagen, Du wärest halsstärrig, Du könntest mich nicht leiden. Es ist aber nur Geschwätz, nicht wahr, Lenz?" und als dieser nicht antwortete, fügte er hinzu: „Meinerseel, Lenz, Du bist ein netter Bursch!

In drei Jahren wirſt Du den ſchönen Maidele ſchon die Suppe heißmachen.“ Lenz antwortete nicht und ſetzte ſich. „He,“ ſagte ironiſch lächelnd Balthaſar, indem er Lenz leicht auf die Schulter klopfte, „in drei Jahren iſt Dir Rickel nicht ſchön und nicht reich genug.“ — „Herr Schulmeiſter,“ ſagte Lenz ernſt, „was geht denn Sie das Rickel an?“ — „Ha ha ha,“ lachte dieſer auf, „jetzt wird er gar zornig, wie ein Verliebter. Da, Lenz, rauch' ein Pfeifchen mit mir, — vom guten deutſchen Taback, und ſei artig, Du wirſt ſehen, daß ich es gut mit Dir meine. Warum hat Dich die Mutter hergeſchickt?“ — „Das müſſen Sie*) beſſer wiſſen, ich weiß es nicht und habe auch nicht viel Zeit. Ich muß ins Ried, Heu holen.“ — „Nun, ſo gib Acht, ich will Dir's kurz ſagen. Vater und Mutter ſagen, es wär' eine Schande für ſie und für Dich, daß Du Dich um ein Bettlerskind bekümm-

*) Die elſäſſer Bauern ſagen abwechſelnd Sie und Ihr, Euch und Ihnen, doch ohne Fehler der Verwechslung mit dem Accuſativ ſtatt Dativ, und umgekehrt.

merſt. Sie ſagen, Du wärſt nur ein dummer Bube und Rickel kaum von den Windeln trocken.“ — „Deßwegen alſo,“ ſagte Lenz, „bin ich da. Das habe ich vorausgewußt. Aber wenn ich für zwei Mann arbeiten ſoll, bin ich kein Rotzbube, wenn ich ackere, ſäe, mähe, Miſt führe und Holz haue, bin ich ein groſser Schlingel, ein neunzehnjähriger Bengel. Ich ſag' ebe' nichts, aber ich weiſs, was ich weiſs. Und das Rickel muß ja auch arbeiten, wie ein Hund, und wenn's auch erſt vierzehn Jahre alt iſt, ſo ſchelten ſie's doch ſchon eine Dirne, weil's eben ſchön iſt und die andern alle häſslich. Für das, Herr Schulmeiſter, hätte ich nicht hierher kommen brauchen. Ich weiß alles.“ — Das Wort Alles verwirrte ein wenig die Entſchiedenheit Balthaſars, er beobachtete genau die Züge des jungen Bauern, und als er ſich wieder faßte, fuhr er endlich fort. „Sieh, Lenz,“ ſagte er, „Du ſprichſt wie ein Buch. Ich habe Dir nicht ſo viel Verſtand zugetraut, Du haſt Recht. Jetzt höre. Deine Eltern wollen einmal nicht, daß Du an's Rickel denkſt, nicht jetzt und nicht für die Zukunft. Ich glaube,

ſie wären im Stande, Dich zu enterben.“ — „Ho,“ ſagte Lenz trocken, „ich brauch' ſie nicht. Ich verdiene als Knecht auch mein Brod. Was hab' ich denn von ihrem Reichthum? Nicht einmal ein ſchönes Kleid.“ — „Ich kann Dir nicht Unrecht geben, Lenz. Du haſt mehr Verſtand, wie ich. Ich hab' Dir ſollen die Levite leſen, aber lieber verliere ich meine Stelle als Schulmeiſter. Ich habe ſie ſchon einmal verloren, auch wegen eines Mädels, das ich gern hatte. Es reut mich aber nit, gar nit. Im Gegentheil! Und mein Mädel war nicht ſo nett, wie's Rickel, beſonders wenn's einmal ausgewachſen iſt. Es geht nichts über das Lieben.“

Lenz zündete ſich ſein Pfeifchen an. „Vorausgeſetzt,“ fügte Balthaſar hinzu, „daß dies kein Kinderſpaß iſt, und daß Du das Rickel wirklich in aller Ehre gern haſt; denn ſiehſt Du, Lenz, alles verzeihe ich Dir, nur das nicht, ein armes Mädel kirre machen, um es zu verführen, das wär' eine Höllenſünde. Sag' mir frei heraus, Lenz, was denkſt Du von Rickel und von Dir, Du ſiehſt, ich bin Dein Freund, ich gelte'

etwas bei Deinen Alten, und so wahr hier das Feuer in der Pfeife brennt, ich rede ein Wort für Dich, denn Du bist ein wackrer Bursche. Du hast Ehr' und Gefühl im Leibe." Bei diesen Worten drückte er ihm derb die Hand.

„Herr Schulmeister," sagte Lenz, indem er aufstand, „ich hab' nicht studirt, ich bin ein dummer Bauernbursch, und, wie die Mutter sagt, bin ich noch nicht trocken hinter den Ohren, obschon sie mir oft wacker drauf schlägt; aber das schwöre ich Euch, so wahr ich Lenz heiße, ich heirathe nie eine andere Frau, als das Rickel, und wenn Vater und Mutter und Sie, Herr Schulmeister, darüber....." Er sprach das derbe Wort aus und hielt inne. Balthasar staunte ihn an. So viel Energie hatte er dem gewöhnlich so stillen Jungen nicht zugetraut. — „Und Rikkel?" fragte er endlich, „bist Du denn sicher, daß es auch so denkt? Ich höre so eben, es geht in die Stadt zu einer großen Dame, die ihm Kleider gekauft." — „Rickel," fuhr Lenz fort, „ist klüger, als Ihr glaubt. Wir lieben uns schon seit drei Jahren." — Balthasar lachte laut auf.

„Lacht nur," fuhr Lenz fort, „es ist mir alles eins. Ich weiß wohl, was Ihr denkt, ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe, und gerad' heraus, Herr Schulmeister, ich mag Euch nicht leiden, und's Rickel sagt, Sie seien ein Schmeichler, ein Duckmäuser. Ich weiß wohl, was sie ihm gesagt haben, obschon es nur ein Kind ist, wie Sie sagen. Es thut wohl daran, daß es fortgeht, bis ich majorenn bin, sonst hat's doch nichts zu leben, wenn ich ihm nichts stehle. Ich weiß auch, daß es mich gern hat und mir Wort hält. Also genug davon. Wartet nur noch drei Jahre —"

„Drei Jahr, das ist eine lange Zeit," sagte der Schulmeister, besonders dies Jahr haben wir ein Schaltjahr."

„Ja," fuhr Lenz, der jetzt im Zuge war, fort, „Vater und Mutter haben mich gern. Wenn Eltern aber ihr Kind gern haben, so thun sie ihm auch etwas zu Gefallen. Ich hab' das ganze Jahr keinen Sou in der Tasche, arbeite mehr, als unser Schimmel, und wenn ich mit den Maidel spazieren gehe, heißt's, ich bin ein

dummer Junge. Sie können das meinen Eltern sagen, Herr Schulmeister, weil ich doch einmal herausplatze; wenn sie nicht wollen, verdinge ich mich als Knecht und thue ihnen noch Schande dazu an, und wenn Sie sich rühren, mir oder dem Rickel etwas Leids anzuthun, schlage ich Euch wie alt' Eisen zusammen," und indem er mit der Faust so heftig auf den Tisch schlug, daß ein Stück davon sprang, fügte er hinzu: „Seht, Herr Schulmeister, das kann ein Rotzbube. Ich trage 300 Pfund vier Treppen hoch, und wenn ich in den Zorn komme, fürchte ich sogar den alten Dollinger nicht. Doch dem thue ich nichts, und Ihr auch nicht. Dafür ist gesorgt." —

Der Schulmeister stand wie versteinert da und spürte etwas so wie Furcht, doch der junge Lenz fügte leiser hinzu: „Ich glaube gar, Herr Schulmeister, Sie haben Furcht, ich bin nicht so bös, wie ich scheine, ich habe Gottesfurcht, und das ganze Dorf weiß, ich beleidige keinen Hund im Weg."

„Du bist ein braver Bursche," sagte diesmal Balthasar ernst, denn die Stellung Lenzens

hatte ihm imponirt und seine Tugend siegte einen Augenblick über das Laster.

„Und wenn mir ein böses Wort über meine Eltern so herausgefahren ist, so bleibt dies unter uns, nicht wahr, Herr Schulmeister? Ich hab' sie doch gern, und wenn ich mich ausgeschrieen, so thue ich doch alles —"

„Alles?" fragte Balthasar. — „Bis auf eins." — „Nun ja, Lenz," sagte endlich Balthasar, „ich gestehe Dir, ich habe mich in Dir geirrt, Du bist mehr werth, als wir alle. Jetzt geh' nach Haus, sag' aber nicht, daß ich mit Dir unter einer Decke bin."

„Ho," sagte Lenz, „ich mach's, wie immer, „ich sag' gar nichts."

„Das ist das Beste. Ich will schon Deinen Eltern eine Brille auf die Nase setzen, aber stelle Dich gar nicht, als kennest Du mich, sonst gelte ich nichts mehr."

„Des ist mir eins," sagte Lenz. „Ich seh Euch schon lang zu in unserm Haus. Wenn's mir anläge, hätt' ich Euch schon zum Fenster hinausgeworfen." — „Du sollst auch Wo-

chengeld haben und die Alten müſſen noch einen Knecht nehmen, und," fügte endlich Balthaſar hinzu, indem er ihm in die Hand ſchlug, „auf deiner Hochzeit mit dem Nickel bin ich Dein Brautführer."

„Ich kann ſie ſchon ſelbſt führen," ſagte Lenz, indem er ſich zur Thüre kehrte. „Es führt ſie kein anderer, ſo lange ich Lenz heiße."

„Was ein Dorn werden will, ſpitzt ſich in der Früh. Adie, Lenz, gibſt mir nicht die Hand?"

„Mir an! ſagte dieſer. Ich bin Ihnen nicht böſe, aber der Dollinger."

„Was ſagt der Dollinger?"

„Ho, auf ein ander Mal, Herr Schulmeiſter. Grüß Euch Gott!"

Wenn der Dichter überhaupt ſich in ſeinen Erzählungen an entſchiedene Charaktere, oft an Extremen hält, ſo geſchieht dies nur, weil jedes Princip gleich unter dem plaſtiſchen Gedanken ſich bis zur letzten Conſequenz treibt. Die Mittelcharaktere ſind weder im Leben, noch in der

Kunſt von irgend einer Hauptbedeutung, ſie leben nicht, ſie werden blos alt. Salomon mag in ſeiner Philoſophie den Mittelweg als den beſten preiſen, die Lateiner mögen ihn mit der aurea mediocritas überſetzen, bei dem Individuum aber, wie bei dem Princip hat das Mittelding gewöhnlich die Fehler der beiden Extreme ohne deren Eigenſchaften. Es verhält ſich eben ſo mit der Politik und der Literatur.

Aber auch bei den mittelmäßigſten Subjecten, in welchen Verhältniſſen ſie leben, kann man hinſichtlich der Erziehung dreiſt behaupten, daß nie Eltern ihre Kinder verſtehen, ſie mögen noch ſo gebildet, noch ſo philoſophiſch ſein. Es iſt dies eine traurige Beobachtung in unſern Verhältniſſen. Freilich iſt die Selbſterziehung mit tauſend Gefahren umgeben. Hat das Kind Phantaſie, ſo fehlt ihm immer das Selbſtbewußtſein, und in einem Nu hat es ein Alter erreicht, in dem der Mann oder das Weib eine Beſtimmung haben ſoll, die ſie verſchwärmt oder verträumt haben. Mit der elterlichen Erziehung aber ſind die Looſe faſt immer falſch, oder gar der innern

Natur zuwider; tausend Mal besser ist aber eine Niete, wodurch man weiß, woran man hält, als eine falsche Nummer. — Dies Mißgeschick unserer sozialen Verhältnisse fällt dem Beobachter noch mehr auf dem Lande, als in der Stadt auf. Ha, wie viel Existenzen der schönsten Naturanlagen werden da durch das Elend oder durch Zwang hingemordet; wie schön und urkräftig ist da oft der menschliche Granit, um Meisterwerke ersten Ranges daraus zu formen! Es fehlt nur der Bildner und der Meisel. Die Natur gibt in wahrem Ueberfluß den Stoff zu der menschlichen Größe und Würde, unsere barbarischen Verhältnisse aber ersticken und zermalmen ihn. Die Menschheit ist bis jetzt noch eine beständige Sündfluth. Schönheit, Grazie, Genie, Geist und Herz werden gewaltsam von ihr aus der Wurzel gerissen, und taumeln und wirbeln und bohren sich in den Grund. Mitten in dieser Fluth schwimmt wackelnd, von Stürmen getrieben, eine Arche. In dieser Arche halten sich einige Glücklichere auf, damit einige Exemplare mit dem geweihten Stempel Gottes übrig bleiben,

bis einſt eine neue Taube des heiligen Geiſtes den Boden der wahren Glückſeligkeit entdeckt, und die Menſchheit, jubelnd und den Allmächtigen preiſend, ihn auf immer in Beſitz nimmt.

Balthaſar ſah leicht ein, daß er ſeinen Plan ändern müſſe; daß die Entſchiedenheit Lenzens, unter einer ſcheinbaren Gleichgültigkeit verſteckt, ihm auf einmal einen Strich durch die Rechnung machen könne. Er hatte daher raſch ſeinen Anſchlag anders angezettelt. Er begab ſich am andern Morgen zuerſt zu dem Vater des jungen Burſchen und erklärte ihm in einer langen Rede, wie er ſich in ſeinem Sohne geirrt habe. Lenz ſei durchaus kein Junge mehr, er trete vielmehr entſchieden auf. Er habe ihm erklärt, daß er nie vom Rickel laſſen, und eher einen Mord an ſeinem eigenen Vater begehen würde. Balthaſar berechnete genau ſeine ſpitzen Pfeile, die alle richtig trafen. Er ſei ja doch nur ein Knecht, nicht der Sohn, habe er geſagt, ſein Vater fahre ja faſt alle Woche nach Strasburg, um dort

ſein Geld zu bamboſchiren, während er, der einzige Sohn, wie ein Ochs arbeite und nicht einmal einen Schoppen Wein trinken könne, den man ihm nicht vor das Fenſter ſteckt. — „So," ſagte der Alte, „er bekritelt mich, droht mir, ich will ihm den Korb ſchon höher hängen." — Balthaſar, der den Vater aufgebracht ſah, rieth ihm heuchleriſch Milde und Nachſicht, und entfernte ſich, um die Mutter aufzuſuchen.

Mit dieſer hatte er eine ganz andere Unterredung. „Lenz," ſagte er, „weiß alles, wenn er ſchon ſchweigt. Ein Wort, das mir die Mutter vorwirft — habe er gedroht, — ſo mache ich ſie zu Schanden vor dem ganzen Dorf. Ja mir ſelbſt, fügte ganz erſchrocken Balthaſar hinzu, hat er gedroht, mich zum Fenſter hinauszuwerfen. Beim erſten Wort, das ich ihm ſagte, zerſchlug er mir den Tiſch, wovon ich hier das Stück in der Taſche habe. „Ich bin der einzige Erbe," ſchrie er, und ich heirathe, wen ich will, und das ſo bald als möglich, um nicht mehr bei meinen geizigen Hungerleidern von Eltern zu bleiben; ja, er drohte ſogar, ſich als Knecht

zu verdingen, um Euch recht an den Pranger zu ſtellen.“ Die Mutter erſchrack bis in die Seele und zitterte an allen Gliedern. „Was jetzt machen?“ ſchrie ſie faſt weinend. „Nichts,“ antwortete Balthaſar. „Ganz ſtill ſchweigen. Wie ich ſo eben erfahre, geht das Nickel nach Strasburg. Aus den Augen, aus dem Sinn. Vielleicht geht alles in Gutem aus. — Beſänftigen Sie den Vater, damit er ihn gar nicht zur Rede ſtelle, ihm kein Wörtele von der ganzen Sache ſage, ich übernehme Alles.“

Balthaſar blieb dies Mal nicht lange bei der Mutter, die er ihrem Schmerze überließ, und trat in den Hof, wo Lenz beſchäftigt war, zu laden. „Nun, junger Freund,“ ſagte er zu ihm, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „es iſt alles beim Beſten. Die Alten ſind ſtreng, aber gerecht. Ich habe es ihnen klar gemacht, daß ſo ein Teufelskerl, wie Du, der den Tiſchlern ſo leicht Arbeit verſchafft, nicht wie eine Bärtelſpinnerin behandelt werden kann. Sie werden Dir von der ganzen Sache nicht ſprechen. Zum Beweis aber, daß ich Dir wohl will, habe ich

zwei Franken Monatsgeld für Dich ausgemacht, die Du immer an mir zu fordern haſt, damit es darüber keine Händel gibt.“ Lenz antwortete nicht und Balthaſar entfernte ſich. Am Tiſche ſprach weder Vater noch Mutter ein Wort mit Lenz, und dieſer war zu ſtolz, um ſie darüber zu fragen. „Der Balthaſar,“ dachte er, „wird ihnen meinen Entſchluß entdeckt haben, worüber ſie böſe ſind. Meinetwegen! Beſſer jetzt, als ſpäter, ein Mal muß es doch heraus. Mit der Zeit werden ſie ſich ſchon daran gewöhnen.

Der Zufall mag oft ein Werkzeug der Vorſehung und der Tugend ſein, oft aber ſteht er im Dienſte des tückiſchen Schickſals, ja des Betrugs und der Verläumdung. Nach zweinächtlicher Ueberlegung kam der Vater auf den Gedanken, ſelbſt ein Wort mit ſeinem Sohne zu ſprechen, um auf eine oder die andere Art der Sache ein Ende zu machen. Das Schmollen im eigenen Hauſe war ihm zuwider, und da er faſt keine Minute allein in ſeinem Wirthshauſe war, ſo beſchloß er, ſeinen Sohn ſtatt des Schweinehirten als Kutſcher mit nach Strasburg zu neh-

men. Er hatte einen doppelten Zweck bei dieſer Abſicht. Erſtens wollte er ſeinem Sohne beweiſen, daß er in Strasburg Geſchäfte hatte, was in der That ſo war; denn Lenz kaufte oft Obligationen über Aecker, die er in Strasburg wieder an einen reichen Bürger verkaufte; zweitens wollte er ihn unterwegs zur Rede ſtellen, und ihm ſeinen pflichtvergeſſenen Charakter vorwerfen; denn er zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheit der Ausſage Balthaſars, und da ihm Dollinger den Tod noch in dieſem Jahre prophezeiht hatte, ſo zitterte er beſtändig an Leib und Seele, und hatte weder Ruhe noch Raſt.

An demſelben Tage hatte Rickel Abſchied von Lenz genommen. Dieſer Entſchluß und die Furcht, das geliebte Kind möge in Strasburg zum Betteln gezwungen ſein, ohne daß er ihm helfen könne, umdüſterten den ſtolzen Knaben dergeſtalt, daß er wie ein verſtockter Verbrecher ausſah. Als Rickel ihm das letzte Lebewohl ſagte, lief Lenz raſch in die Wirthsſtube, und ohne ſich lange zu beſinnen, öffnete er den Löſekaſten, nahm fünf Franken heraus und gab ſie Rickel mit auf

den Weg, das er bis an den Waldessaum begleitete. Der Vater hatte dies mit eigenen Augen angesehen; aber theils Ueberraschung, theils Furcht vor seinem eigenen Sohne, in dem er seinen Mörder sah, nahm ihm die Kraft, um sich ihm zu widersetzen. Er blieb ruhig im Alkoven, wo er sich ankleidete, und rief seine Frau, der er alles erzählte. Als Lenz zurückkam, um anzuspannen, sprach er ebenfalls kein Wort. Die Mutter hielt ihre Vorwürfe bis zur Rückkunft auf; denn auch sie fürchtete jetzt ihren eigenen Sohn. Es war dies ein peinigendes, herzzermalmendes Verhältniß, dem ein Ende gemacht werden mußte, sollten nicht alle drei sich in stillem Aerger verzehren. Hätte Balthasar dies sehen können, das Herz im Leibe hätte ihm gelacht. Aber trotz des Gelingens seines Planes, wußte er doch nicht, wie rasch und wie über alle Maßen sein Gift gewirkt hatte, bis ein besonderes Ereigniß sein Schiff mit vollen Segeln auf die offene See stieß.

Gleich vor dem Dorfe fing der Vater an, seinen Sohn zur Rede zu stellen. Statt aber ihm zum Herzen zu reden, fing er gleich zu fluchen

an. „Du Schandjunge, Du böser Bube, Du Vatermörder!“ schrie er, „es wär' mir ein Weniges, ich schleudere Dich über den Wagen und zerschmettere Dich an einem Baum, Du Dieb, Du Straßenräuber!“ Lenz, ohnedies nicht gelaunt, und durch die Noth und die Abreise Rikkels bis auf das Innerste aufgeregt und zerwühlt, sah gleich die Absicht seines Vaters ein. Von innerer Wuth getrieben, von heißsiedendem Blute gepeitscht, knallte der Junge wie ein Racheengel über die schnaubenden Schimmel her, und versetzte ihnen ohn' Erbarmen rechts und links Peitschenhiebe, daß jeder Schlag einen Striemen auf der Haut zurückließ. So oft der Vater fluchte, knallte der Sohn und schlug auf die Pferde ein. Diese, bereits in gestrecktem Galopp, als spürten sie des Führers Wuth in den Flanken, entsetzten sich schnaubend über dem rasenden Geknall und dem unaufhörlichen Hauen, an das sie nie gewöhnt waren, und gerade als der Alte trotz des Wagenrüttelns den härtesten Fluch mit aufgehobenem Arm gegen seinen Sohn ausschrie, verloren sie das Gleichgewicht in ihrem thierischen

Instinkt und setzten scheu über Graben und Hecken, Felder und Wiesen, über Stock und Stein, als wären sie von der Nemesis selbst getrieben. — Kaum hatte Lenz die Gefahr gemerkt, in der sie schwebten, so stellte sich seine ganze Geistesgegenwart wieder her. Er sprang in einem Satze, auf die Gefahr hin, das Genick zu brechen, vom Wagensitz auf das rechte Sattelpferd, um ihm über den Nacken die Halsgurgel zuzuschnüren, aber in demselben Augenblick und gleichzeitig mit dem Sprunge Lenzens, setzten die Pferde über eine Hecke, stürzten mit dem Wagen, schleuderten ihren Führer weit über den Graben auf eine Wiese, und verstrickten sich in dem Gestrüppe und dem Wagengeschirr. Der alte Lenz, der schon seit einigen Minuten bewußtlos im Wagen saß, fiel unter ein Rad und zerschmetterte sich ein Bein. Der Sohn, obschon wie zermalmt, stand wieder auf und hinkte dem Wagen zu. Er hatte sich nichts Leids gethan. Es kamen Bauern herbei, die den stöhnenden, fluchenden Kreuzwirth auf einer Bahre nach Haus trugen. Unterwegs

hörte man nichts von ihm, als die Worte Dollinger und Vatermörder.

Dollinger war zur selben Zeit in Strasburg. Er erfuhr nichts von dieser Szene. Er durchstöberte bereits die Vogesen mit seiner Klarinette und seinem groben Zwerchsack.

Für den jungen Lenz war dieser Unfall ein harter Schlag. Er befand sich den ganzen Morgen in einem nervösen Rausch, und sein Herz zuckte beständig von wüthigem Wahnsinn. In solchen Augenblicken stemmen sich Charaktere, wie der Lenzens, gegen die ganze Welt, ja gegen den Himmel an, und wühlen mit den Hörnern der Selbstkraft klaffende Wunden in die Gesellschaft. Seitdem aber seine Natur durch den gewaltsamen Spaziergang in die Luft eine Erschütterung erlitten, kehrte wieder seine ganze Geisteskraft zurück, und beschämt sah Lenz sein Unrecht und das Unglück, das er verschuldet, mit zerknirschtem Herzen ein. Seine Unthat der Geldentwendung fiel ihm wie ein Stein auf's Herz, und nun gar das Unheil, das er durch seine Wuth an seinem Vater verschuldete. „Wie,"

dachte er, „kann ich mich jetzt meinen Eltern vorstellen? Der Vater weiß, daß ich Geld aus dem Löſekaſten genommen habe, er wird jetzt alles auf das arme Rickel wälzen, und mich noch obendrein vor dem ganzen Dorf als einen gemeinen Dieb hinſtellen.

Von ſolchen Gedanken gequält, ſtand Lenz, an allen Gliedern gelähmt, vor den ſchnaufenden Roſſen, denen der Schweiß von allen Seiten tropfenweiſe herabfloß. „In keinem Fall," dachte er, „kehre ich gleich wieder nach Hauſe zurück. Der Vater wird mich verfluchen. Ich will warten, bis er wieder auf den Beinen iſt, dann bitte ich ihn um Verzeihung. Aber," antwortete er ſich ſelbſt, „er wird mir nur verzeihen, wenn ich ihm verſpreche, das Rickel fahren zu laſſen, und das thue ich nicht." Es ſchien Lenz ganz unmöglich, nur einen Augenblick dieſen Entſagungsgedanken zu nähren. Am Ende ſeines Räſonnements angelangt, ſtand Lenz wie vor einer Mauer und ſein Bauernverſtand, wie man zu ſagen pflegt, ſtand ihm ſtill. Bei ſolchen Gelegenheiten bleibt dem einfachen, ſchlichten

Mann nichts übrig, als Thränen, und dieſe ſind blutig auf dem Geſichte eines Bauern. Lenz hatte kein weichliches Herz, er ſchluchzte nicht, wiſchte ſich ſeine Thränen mit dem Aermel ſeines Wamms ab und ſuchte ſeine Schimmel zu tröſten, die, den Kopf zur Erde hängen laſſend, noch trauriger wie ihr Führer ſchienen. Nur alberne Städter können behaupten, das Vieh urtheile nicht. Die Bauern wiſſen das beſſer. Sowohl Hunde als Pferde haben inſtinktartige Urtheilskraft, und oft will es mich bedünken, als dächten ſie um ſo mehr, weil ſie nicht ſprechen. Das Vieh weiß ſehr gut, wenn es ein Unglück verurſacht hat. Lenzens Schimmel ſchienen um ſo niedergeſchlagener, da ſie ihren Herrn auf einer Bahre forttragen ſahen, und als Lenz weinte, ſchien ſogar das Sattelpferd, ſein Liebling, es zu merken, und hob einige Male den Kopf auf, um ihn mit einem durchdringenden Blick anzuſehen. Lenz merkte dies, und indem er Roß und Wagen zurecht machte, um wieder auf die Straße zu gelangen, ſtreichelte er das arme Thier, indem er ſagte: „Ja, Liſel, jetzt

müſſen wir ſcheiden. Wer weiß, ob ich dich wieder ſehe.“ Nicht mehr Zeit brauchte Lenz, als von den Feldern auf die Straße zu gelangen, um einen Entſchluß zu faſſen. „Ich hab' mich ja ſchon lang als Knecht verdingen wollen,“ dachte er, „jetzt iſt's gerade Zeit, denn ſo betrete ich des Vaters Schwelle nicht mehr.“ Bei Menſchen, wie Lenz, iſt Entſchluß und Ausführung daſſelbe. Er führte die Roſſe auf den Dorfweg, nahm den Mantel vom Wagen, ſagte ſeiner Lieſel Abſchied und ließ ſie ihren Weg fortgehen, den ſie ſehr gut kannten. In einigen Minuten war er verſchwunden und richtete ſich der Rheinſtraße zu. Die Pferde trabten traurig bis in ihren Hof, wo ſie ſtill hielten. Lenz entlehnte einige Franken im nächſten Dorfe bei einem Wirth, der ihn kannte, und ließ ſich in einem Nachen über den Rhein führen. Zwei Stunden ſpäter war er in Raſtadt, und noch an demſelben Abend trat er in den Dienſt des Kreuzwirths, den er ebenfalls kannte.

Hier iſt eine kleine Lücke in unſerer Geſchichte. Trotz der Verſicherung der Aerzte, blieb der alte

Lenz neun Monate im Bette. Balthaſar wich nicht aus dem Hauſe, und da der Vater auf der Meinung blieb, ſein Sohn habe ihm nach dem Leben getrachtet, ſo durfte ihm Lenz nicht unter die Augen kommen, obſchon er zweimal im Dorfe war und den Pfarrer anſchickte, um ein Wort für ihn zu reden. Der Schweinehirt hatte ſein Geſchäft aufgegeben und erſetzte Lenz in der Feldarbeit. Nachdem der alte Lenz ein Teſtament gemacht hatte, ſtarb er unter den fürchterlichſten Verwünſchungen gegen ſeinen eigenen Sohn.

Gerade an demſelben Tage, als er begraben wurde, kam Dollinger wieder ins Dorf. Die Leiche begegnete ihm am Ende deſſelben. Dollinger ſchien gar nicht über den Tod ſeines Feindes erſtaunt, er nahm blos ſeine Klarinette umgekehrt, wie die Soldaten das Gewehr, und begleitete die Leiche bis auf den Kirchhof.

Als Alles vorbei, und niemand mehr auf dem Kirchhof war, ſetzte ſich Dollinger auf das neue Grab, und ſpielte aus vollem Halſe ein Lieblingsſtück des Alten auf.

Man mußte ihn gewaltsam aus dem Kirchhof vertreiben. Einige lachten über diesen sonderbaren Einfall des Bettlers, Andere sagten: „Ho, der Dollinger war immer verrückt;" er aber behauptete, er sei dieses dem alten Lenz schuldig gewesen, er sei jetzt ganz versöhnt mit ihm; er werde Gott danken, daß er ihn von seiner Frau erlöst habe, letzterer wolle er schon, wenn's Zeit sei, ein anderes Stückel aufspielen.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Wenn irgendwo die öffentliche Meinung eine Macht ist, so ist dies auf dem Dorfe der Fall. Der Bauer erkennt gleich das räudige Schaf in der Heerde, und nennt jedes Ding bei seinem Namen. Sogar wenn diese Meinung falsch ist und auf Verläumdung beruht, ist es unmöglich, ihr auf dem Dorfe zu trotzen. Man muß sie des Tags über so oft und unter so vielen Gestalten und Worten hören, daß, wenn man auch zehnmal dagegen prozessirt und den Handel gewinnt, man doch am Ende Gefahr läuft, vor Aerger und Verdruß zu sterben. Balthasar wußte das wohl, und um dem Leumund zu entgehen, beeilte er sich, einige Monate nach dem Tode Lenzens

seinen Sohn wieder ins väterliche Haus zu rufen, nachdem er überall im Dorfe selbst das Gerücht verbreitet hatte, seine Mutter widersetze sich diesem, weil ihr eigener Sohn ihr gedroht habe. Nebenbei verschmähte er es auch nicht, über sie selbst zu räsonniren, und ihre Fehler der Länge und der Breite nach witzig auseinanderzusetzen, indem er sich als ihr Opfer hinstellte, und nur ihr Freund bleibe, um ihren Gläubigern behilflich zu sein, die sie sonst um Hab und Gut bringen würde. Um dieses zu bekräftigen, suchte er wirklich einige kleine Wirthsschulden theils zu streichen, theils zu mildern, und verschaffte sich so einige Freunde, die überall die Güte seines Herzens lobten, besonders im Gegensatze mit dem alten Lenz.

Sein Verhältniß zur Wirthin war jedoch kein Geheimniß mehr, und trotz aller seiner Finten, wußte man die Wahrheit. Keiner glaubte an die Bosheit des jungen Lenz, der nie eine Gans beleidigte, und als man gar den Inhalt des Testaments erfuhr, wurden einige Stimmen vorlaut, und wagten ganz besondere Voraussetzungen.

Laut dem Teſtamente erhielt die Mutter zwei Drittheile des Vermögens und blieb Vormünderin über den Sohn, und das andere Drittheil, für den Fall er nicht des Bettlers Tochter heirathe. In dieſem Falle jedoch ſolle Lenz nur ein Ehrentheil erhalten, welches in Dollingers Haus, einem Acker und einer Wieſe beſtand, die ihm aber nur bei ſeiner Großjährigkeit ausgeliefert werden ſollten. Die Mutter konnte über ihr Gut ſchalten und walten, verſprach aber ihrem Manne, nie die Einwilligung zu einer Heirath ihres Sohnes mit der Familie Dollingers zu geben. Balthaſar und der Notarius, der von ihm beſtochen wurde, waren als Teſtamentsvollſtrecker bezeichnet, und der Mutter als Stütze gegen ihren Sohn beigegeben. Dieſe ließ jetzt ihre ganze Kraft Balthaſar fühlen und beherrſchte ihn ihrerſeits. So lange ihr Mann lebte, hatte ſie ihn als Opfer erkoren, und ohne viel zu ſchreien, quälte ſie ihn Tag und Nacht, Balthaſar war dabei ihr Gehülfe. Seitdem aber jener ſtarb, fiel ſie mit ihrer ganzen zänkiſchen Wucht auf den Geiſt und Charakter Balthaſars, und dieſer

hatte trotz seiner Schlangennatur alle erdenkliche Mühe, um sich ihr zu entwinden, und sie selbst durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Zaume zu halten. Es gelang ihm jedoch, sie zu überreden, ihren Sohn wieder zu sich zu rufen und einen friedlichen Versuch mit ihm zu machen.

Im Testament stand keine Bedingung hinsichtlich einer zweiten Heirath der Mutter; Balthasar aber kannte im Grunde den Charakter Lenzens, und da er im Innern seines Herzens feig war, und den jungen kräftigen Mann fürchtete, so dachte er, vorerst die Sache diplomatisch zu betreiben. Eigentlich wäre es in seinem Interesse gewesen, Lenz jetzt mit Rickel zu verheirathen, er dachte sogar ernstlich daran, aber seine Gebieterin hatte ihm, so oft er davon sprach, kategorisch den Mund zugestopft. Weniger als je wollte sie davon reden hören, besonders seitdem Dollinger überall im Dorfe die abscheulichsten Dinge von ihr erzählte, Lieder auf sie sang, und sogar sich erdreistet hatte, auszusagen, sie habe ihren Mann ins Grab gebracht. „Lieber sehe ich die ganze Familie Hungers sterben,“

ſagte ſie, „und wenn die junge Zottel mir je in den Hof kömmt, laſſe ich ſie mit Hunden hinaushetzen.“ Dies alles jedoch beſiegte den Balthaſar nicht, er wußte ſo manchen geheimen Grund, um ihr Furcht zu machen, aber es dauerte nicht lange, die Bosheit behielt die Oberhand, und Balthaſar hatte oft eine andere Urſache, ſeiner Gebieterin zu gehorchen, denn ſie drohte ihm ſogar mit Schlägen, und die That folgte der Drohung auf dem Fuße. Was aber kettete Balthaſar ſo eng an dieſe böſe Frau? — Die Gemeinſchaft des Laſters, vielleicht gar des Verbrechens.

An demſelben Tage, wo Lenz nach Hauſe kommen ſollte, begab ſich Dollinger, der unterdeſſen bei ſeinem Freund Laſe wohnte, nach Strasburg, um ſeine Tochter zu beſuchen. Zum erſten Male wagte er es, ſich ihrer Wohlthäterin vorzuſtellen, um ihr zu danken. Frau von Ehrenberg wies nie einen Armen von ihrer Thüre, obſchon ſie einen beſondern Armenverſorger hatte, der regelmäßig monatlich eine gewiſſe Summe Geldes austheilte. Gerade an

demſelben Tage aber feierte die edle Dame ihren Geburtstag, und die Bedienten, ohne darüber einen Auftrag zu haben, glaubten es über ſich nehmen zu können, einen ältlichen, ärmlich gekleideten Mann mit einem Almoſen abzuſpeiſen, und ihm den Zutritt in den Salon zu verweigern. Dollinger aber war kein Mann, der ſich abweiſen ließ. Er hatte bereits trotz des Portiers das Gitter des erſten Stocks erreicht, wo die Dame wohnte. Ohne lange zu ſchellen, öffnete er die Thüre, und als ihm ein Bedienter den Weg verſperren und ſich ihm entgegenſtellen wollte, drehte ihn Dollinger geſchickt auf der Ferſe wie einen Wirbel herum und trat in das Zimmer.

Während der Diener ſich raſch zu ſeiner Herrin begab, um ſie um die Erlaubniß zu bitten, den ungebetenen Gaſt zur Thüre hinaus zu werfen, ſtand Dollinger wie verwundert vor einem Schrankſpiegel, wo er ſich zum erſten Mal von Kopf bis Fuße leiblich ſah. Frau von Ehrenberg, die aus ihrem Zimmer den Beſuchenden heimlich belauſchte, gab dem Bedienten Befehl,

ihn in Ruhe zu laſſen, und ergötzte ſich an der naiven Verwunderung des Bettlers. Auf Dollinger machte der Schrank denſelben Eindruck, wie auf einen Papagei, wenn er ſich zum erſten Mal im Spiegel beſieht. Er hatte zwar oft ſeinen Schatten belauſcht und ſeinen Oberkörper im Waſſer betrachtet, aber ſo ganz aus einem Stück hatte er ſich noch nicht beguckt. Zuerſt lachte er laut auf über ſeinen beſondern Anzug. Er hatte rothe Beinkleider, die früher ein Soldat getragen, mit blauen Stücken geflickt, ferner ein leinen Bauernwamms mit halbſchwarzen Aermeln, eine kleine Weſte mit großen ſtählernen Knöpfen, und dicke, mit großen Nägeln beſchlagene Schuhe. Nach und nach aber ward er nachdenkend, und endlich verließ er den Spiegel und ſetzte ſich ruhig hinter den porzelanenen Ofen, einem ſchönen Porträt gegenüber, das er ſtarr, aber gedankenlos fixirte.

Plötzlich trat Frau von Ehrenberg geſchmückt in den Saal, und mit ihrer gewöhnlichen Güte fragte ſie gleich den Bettler: „Gefällt Ihnen der Spiegel?“ — „Ja,“ verſetzte Dollinger, ohne

ſich lange zu beſinnen, „wenn Sie davor ſtehen.“ — Dieſe Antwort war zu galant für einen Bettler. Frau von Ehrenberg, eben ſo originell als gut, in ihren Grillen eben ſo extravagant, als raſch in ihrem Urtheil, hatte gleich gemerkt, daß Dollinger kein gewöhnlicher Bauer ſei. — „Es iſt jetzt aber drollig,“ ſagte die Dame in ihrem elſäſſer Dialekt, „die Bauern finden mich alle ſchön, wenn ich zu ihnen komme; die Stadtleute hingegen ſagen, ich wäre eitel und häßlich.“ — „Madame, Sie müſſen mir halt verzeihen,“ ſagte Dollinger, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, „daß ich ſo mit der Thür ins Haus falle. Wir haben in unſerm Dorf eine ſehr ſchöne trockene Gegend und ein Thal, das ſehr leimig und ſchmutzig iſt. Im erſten Bann koſtet der Morgen Acker drei- bis vierhundert Franken, im Thal hingegen gilt er hundert Louisd'or. Oben wachſen Kartoffeln, unten Waizen und grünes Gras. Es iſt mit den Menſchen ebenſo. Das Herz iſt der ſaftige Boden, worauf man getroſt ſäen und pflanzen kann, ob das Geſicht ſchön iſt oder nicht. In der Stadt gibt's auch Herzen, aber

die Spatzen picken die Körner heraus, und dann wächst Unkraut drauf." — „Und woher wissen Sie, daß ich ein Herz habe?" fragte die Dame. — „Ho," sagte Dollinger, „wer weiß das nicht im Elsaß. Ich hab's sogar im hinkenden Boten gelesen. Ich hätte wohl den Muth nicht gehabt, mich so in Lumpen hier hereinzustehlen, wenn ich nicht gedacht hätte: Ho, die Frau von Ehrenberg ist eine kreuzbrave, gute Frau, die hat keinen Stolz, die läßt keinen Armen zur Thür hinauswerfen, sie wird mir's doch nicht wehren, ihr zu danken."

„Danken," versetzte die Dame, „habe ich Ihnen denn je etwas Gutes gethan?"

„Mir nicht, ich brauche nichts. Sie sehen, so wie ich leib und lebe eine lebendige Musterkarte, bin ich doch nicht so elend, wie ich aussehe. Ich lebe so zu sagen von der Luft. Wenn ich Aecker, Felder, Wald und Wiesen durchstreife, die Vögel und die Dorfmädchen singen höre, pfeife ich mein Liedl, oder spiel' mir eins auf, setze mich in die Sonne und esse mein Stück Brod, wenn ich recht Hunger habe. Ho, der

reiche Mann hat nie Hunger. Er kennt das Vergnügen gar nicht, nach der Arbeit sein Brod im Schweiße zu verzehren. Ich hingegen habe nie Leibschmerzen, ich habe nie Medezin genommen, um nicht dick zu werden. Ich beneide den Städter nicht. Ich habe nichts, folglich ist mir so wohl, wie einem Könige. Sehen Sie, Madame, ich glaube, es gibt nur zwei Art glückliche Menschen auf der Welt, der Bettler und der König. König ist schon so mancher geworden, zum Bettler aber muß man geboren sein. Man dürfte mir eine Million geben, ich bliebe doch Bettler."

Frau von Ehrenberg, erstaunt über die wilde Originalität des Bauern, wagte nicht, ihn zu unterbrechen, und hörte ihm aufmerksam zu.

„Es ist wahr," fuhr Dollinger fort, „die Bettler selbst haben ins Handwerk gepfuscht, dumme, geizige Kerle haben sich auf's Betteln verlegt und stehlen dabei. Deswegen auch haben sie es verboten. Aber die Menschen sind nicht so bös, wie sie scheinen. Man hat mir nie ein Nachtlager und ein Stück Brod abgeschlagen. Oft

ſogar laden mich die Bauern zu ihrem Schmauſe ein, weil ich luſtig und fröhlich bin, und nicht klage. Am Ende gebe ich ihnen Rath und zeig' ihnen im Spiegel, wie ſie betrogen werden. Sie verdienen's aber nicht beſſer. Es iſt halt dummes Pack. Die Juden ſind Spitzbuben, aber ſie verſtehen Spaß und lachen gern. Ich hab' lang ein Hauſ'l gehabt, aber es hat mich überall gehindert. Wenn ich über Feld war, dachte ich, jetzt ſteht mein Haus leer, denn meine Frau iſt ſelig und hat mich nie verſtanden; war ich daheim, ſo langweilte ich mich, und weil ich ein leer Haus hatte, erinnerte ich mich beſtändig an meine Armuth. Da wollte ich Stühle und Bett kaufen, eine Scheune bauen, einen Brunnen graben, kurz, ich war unglücklich; denn hat einen einmal der Teufel im Sack mit einem Stückchen Eigenthum, dann gute Nacht Ruhe und Frieden. Was hab' ich gethan, ich hab' mein Häuſ'l verkauft, das Geld verzecht, blos um's los zu werden, ſeitdem trinke ich nicht mehr, habe keine Sorgen mehr und bin glücklich, wie der Vogel

im Hanfſamen. Wenn's lauter Dollinger gäbe, bei Gott, die Welt wäre beſſer."

„Wie," rief Frau von Ehrenberg, „Sie ſind der Dollinger, der Vater von Rickel?" — „Ja, gnädige Frau. Deswegen wollt' ich Ihnen danken. Sehen Sie, das Mädel hat das Unglück, meine Tochter zu ſein, hat Sprüng' im Kopfe, denkt ſchon ins Blaue und ſchwatzt ſich ein, es gelte was bei Ihnen, hat mir's ſogar geſchrieben."

„Da hat's ganz recht," verſetzte die Dame. „Es gilt ſehr viel bei mir, und wenn es will, kann es immer bei mir bleiben."

„Daran zweifle ich, Madame. Sehen Sie, edle Frau, ich hab's eigentlich nicht leiden wollen, daß mein Rickel in die Stadt ging, aber da hätt' es geheißen, der Dollinger iſt verrückt, und dann muß das Mädel doch was lernen. Verloren iſt nichts an ihr, denn es iſt die beſte Seele unter der Sonne."

„Und geſchickt, und wacker und nett," verſetzte die gute Frau. „Es hat ſchon ausgelernt, macht die ſchönſten Hemden, ſogar Kleider, hat aber ſeinen Kopf."

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wenn's nur von den Stadtdamen nicht verdorben worden iſt."

„Es trägt noch Dorfkleider," verſetzte Frau von Ehrenberg.

„Nun, Sie müſſen mir's verzeihen, unſer Koſtüm — nicht das meine hier, — iſt ſchöner, als Eure Mode. Verſuchen Sie's einmal, und ziehen Sie ein Bauernſonntagskleid an, ach, das muß Ihnen wie angegoſſen ſtehen. So ein weiſſes, ſchneeweißes Hemd, ein goldgeſticktes Mieder, das Haar ſchön geſtreift und Zöpfe daran, Schuhe mit rothen Schleifchen, ein ſilbergeſticktes Häubchen. Bei Gott, Madame, ich ſpaſſe nicht, es iſt tauſendmal ſchöner, als die Spinnwebenen Röcke mit geſchnitzelten Aermeln und die Federhüte, die das Geſicht einſchrauben, als wenn's noch ein Mal zu machen wär'. Frei und frank ſoll das Weib einhergehen, rein und weiß ſein Körper und ſein Linnenzeug, wie ſein Herz, und lachen und ſingen, und lieben und arbeiten, und tanzen und Friede ſtiften. Ha, wenn ich die Welt zu machen hätte, Madame,

ich würde alles anders machen. Aber es wär' eine Bettelwelt.

„Sogar die Mädchen?" fragte die Dame.

„Die Mädchen nicht, aber die Weiber. Die Mädchen sind alle passable, aber die Männer verderben sie, und die Noth und die Arbeit. Es ist halt Alles umgekehrt. Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, aber es sollt' anders sein. Die Welt ist gepfuscht. Ueberall geackert, nirgends gesäet."

„Und doch ist sie in sechs Tagen gemacht worden."

„Sie ist auch darnach. — Doch das Kapitel ist mir zu kitzlich, ich will nicht daran denken, sonst bekomme ich meine Anfälle. Ich bin nämlich — Sie müssen mirs verzeihen, — wie sie sagen, verrückt. Da schwindelt mir's vor den Augen, ich sehe feurige Räder, Ochsen, Esel, und Millionär', Schornsteinfeger, Hexen und Affen, alte Weiber und Ziegenböcke im Chor herumtanzen, und funkeln und wirbeln, die Luft ist voll von Blitzen, ich fühle mich von Regenbogen, wie von Leintüchern umwickelt, sehe

und höre nichts mehr von dieser Welt, steige zum Kamin hinaus, und flattere in der Luft wie eine Fledermaus umher, und wenn alles fertig ist, fange ich an, und schwatze und pappele in die Zukunft hinein."

„Ich glaub', Dollinger," sagte die Dame lächelnd, „daß diese Anfälle Sie besonders im Wirthshaus besuchen, wenn Sie zu tief ins Glas gelugt."

„Im Gegentheil, Madame. Ich glaube, statt Blut habe ich elfter Wein in den Adern." — „Doch, doch," versetzte die Dame, „ich verstehe Sie." — „Wollen Sie mir eine Freude anthun," sagte Dollinger, sagen Sie Du zu mir, ich bin doch Ihr Knecht und mein Maidel Ihre Magd. Ich möcht's doch wiedersehen. Es muß gar nett sein." — „Es kommt gerade heute zu mir, es ist heute mein Geburtstag. Nun ja, Dollinger, ich will Dir den Gefallen thun und Du sagen, ich meine, wir kennen uns schon lang, Du bist einmal ein ganzer Kerl." — „Na, das freut mich. Jetzt können Sie mit mir machen, was Sie wollen. Rickel wird sich nicht wenig freuen,

wenn's uns so vertraut mit einander sieht." — „Weißt Du, was ich Willens bin," sagte die Dame, weil doch heute mein Geburtstag ist, so will ich mir eine Freude machen, wie keiner in der Stadt. Die Maidele aus dem Kloster kommen alle in einer Stunde zu mir. Ich lasse Dir Kleider geben von Franz, und wenn das Rickel an gar nichts denkt, kommst Du." — „Nom de Dieu!" juchzte Dollinger auf, „ein schöner Einfall, das. Seitdem ich mich in dem Spiegel gesehen, gefalle ich mir doch nicht mehr. Und der grobe Bediente, wie wird der Augen machen. Doch halt, ich hab's noch besser im Sinn. Ich setze mich in das Zimmer dort und spiele eins auf. Das Rickel kennt meine Klarinette, wie keiner; wie wird's da aufhorchen." — „Richtig," sagte die Dame, „thue das." — „Noch eins," fügte Dollinger hinzu, „hat Ihnen das Rickel nie von seiner Liebschaft gesprochen?" — „Was," staunte Frau von Ehrenberg. „Schon verliebt! Darum hat's immer Heimweh und will nicht in der Stadt bleiben, und in wen?"

„Na, ein goldiger, braver, netter Bursche,

der Lenz, ein Mann, der vom Stock weg haut. Ich bringe ihn einmal her. Der Sohn unseres Schulzen, ein Teufelskerl, der Haare auf den Zähnen hat." — Der Bediente meldete einen neuen Besuch an. — „Franz," sagte die Dame zu ihrem Diener, führe den Mann in Dein Zimmer und gib ihm deine besten Stadtkleider, ich lasse Dir andere machen. Hörst Du, ziehst ihn von Kopf bis Fuß nagelneu an, und läßt ihn in das Nebenzimmer da gehen." — „Wie er mich anglotzt," rief Dollinger lachend. „Er hat schon Furcht, ich will ihn um seinen Platz bringen. Geh', Alter," fügte er hinzu, indem er ihm auf die Schulter klopfte. — Der Bediente antwortete nicht und zuckte die Achsel.

„Madame," sagte Dollinger an der Thüre, „sehen Sie, Sie sind eine reiche, edle, große Dame, man heißt Sie die Waisenmutter, die gute Elsässerin, kurzweg die Ehrenberger. Dieser Mensch hier ist Ihr Laquai. — Eh bien! — Er hat mehr Stolz, als Sie. Er ist ein geborner Laquai; denn der Stolz hat am wenigsten Stolz. Er läßt sich mit jedem Dummkopf ein."

— Frau von Ehrenberg lachte herzlich, und Dollinger winkte Franz gebieterisch, ihm den Weg zu zeigen.

Während Franz Dollinger umkleidete, füllte sich der Saal der Frau von Ehrenberg mit jungen Bauermädchen an, die fast alle Waisenkinder waren, und die aus dem Kloster kamen, um ihrer Wohlthäterin zum Geburtstag zu gratuliren. Die Mädchen waren fast alle zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, und da die meisten ihre Dorftracht beibehielten, so bot der Saal einen überraschenden Anblick dar. Es waren siebzehn an der Zahl. Sie waren von einer Nonne begleitet, und kaum wurde eine nach der andern von Madame Ehrenberg umhalst und geküßt, als ihr jede ein kleines, eigenhändig verfertigtes Geschenk darbrachte. Fast jedes dieser niedlichen Geschöpfe hatte eine andere Physiognomie und ein anderes Kostum; denn Frau von Ehrenberg hielt vor Allem darauf, daß sie früh oder spät wieder auf's Land zurückkehrten, um nicht in der Stadt dem Laster anheim zu fallen. Sie hatte persönlich eine Vorliebe für die Bauern

und das Land; sie wußte durch Erfahrung, daß ein Mädchen, das auf dem Lande etwas verdient, eher einen Mann, als in der Stadt bekömmt, und ihre Philanthropie war nicht modern genug, um einem schönen, jungen, kräftigen, vollblütigen Mädchen das Heirathen und das Lieben zu verbieten, bis es zehntausend Franken und vierzig Jahre erreicht haben wird. Sie rieth ihnen nur, sich einen braven, wackern Burschen zu wählen, und oft wohnte sie den Dorfhochzeiten ihrer Zöglinge bei, denen sie allen ein schönes Hochzeitsgeschenk machte. Ihre Mädchen alle waren flink, lebhaft, ja sogar vorwitzig. Sie liebte weder süßliche noch langsame Frauenzimmer, und nahm nicht jedes Mädchen auf, das sich ihr vorstellte. Erstens hätte sie nicht Vermögen genug dazu gehabt, und zweitens wählte sie nur solche, von denen sie Bedeutendes hoffte. Je lebhafter sie waren, je lieber war es ihr, ohne jedoch das Sittige, Graziöse zu verkennen, denn oft sind die stillen Mädchen gerade die, die am meisten Muth haben.

Diesmal heftete sie ihre ganze Aufmerksamkeit

auf Rickel, das indessen zur vollblühenden Jungfrau herangereift war, und dessen Gesichtsblässe mit dem inneren Feuer seiner Augen heftig abstach. Rickel umhalste seine Tante — so hieß sie für alle, — inbrünstig, konnte aber kein Wort des Dankes hervorbringen. — „Hört, Kinder," sagte Frau von Ehrenberg. „Macht's Euch bequem, tanzt und springt und singt, so viel Ihr wollt, bis zum Mittagessen. Doch kann sich ein Jedes von Euch noch einen besondern Wunsch ausbitten, aber hurtig, ohne Euch lange zu besinnen, eine nach der anderen."

Wie das Gezwitscher einer jungen Spatzenschaar, wenn sie in ihre Nester zurückflattert, so erhob sich bei den letzten Worten der Tante ein Geflüster und Gewisper, das mit Bewegungen begleitet, immer stufenweise im Tone und in der Schnelligkeit des Taktes stieg, und zuletzt in ein so rauschendes einstimmiges Allegro ausbrach, daß die Tante selbst kein Wort mehr von dem, was gesprochen wurde, verstand. — „Kinder," sagte sie, „ich sehe, keine von Euch will die erste sein, und eine jede hat mehr als einen Wunsch.

Rickel, ſag' Du an, was wünſcheſt Du am erſten." — Franz trat ein und kündigte ſeiner Gebieterin lachend an, daß alles bereit ſei. — „Ich möchte wieder ein Mal meinen Vater ſehen," ſagte das Mädchen. — „Weiter nichts?" fragte die Tante. „Haſt Du ſonſt keinen Verwandten im Dorfe?" — Rickel erröthete. Allgemeines Geflüſter. Es drängten ſich einige vor, um der Tante etwas ins Ohr zu ſagen. — „Genire Dich nicht, Rickel," ſagte die Frau — „Ich will's Ihnen allein ſagen," verſetzte das verlegene Mädchen. — Frau von Ehrenberg, die Rickel herzlich liebte, ging ihm entgegen und küßte es mütterlich. „Sei nicht zaghaft, Rickel, ich weiß Alles. Wenn Du nach Haus willſt, ſteht es Dir frei;" und als ſie die Geſichter der andern bemerkte, die in dieſem Augenblick auf Rickel eiferſüchtig waren, fügte ſie hinzu: „Kinder, ich laſſe Euch alle nach Hauſe auf acht Tage gehen, und zahle Euch die Reiſekoſten. Seid Ihr zufrieden?" — Ein allgemeines Jubelgeſchrei entſtand. — In demſelben Augenblick ſpielte Dollinger dieſelbe Arie aus Tancred, die

er Rickel vor seiner Abreise spielte. Ein langer, durchgellender Schrei entfuhr dem Mädchen bei den ersten Tönen. Die andern alle wußten nicht, was das bedeutete, und gruppirten sich verschiedentlich im Saale; aber Rickel, ohne lang zu fragen, riß die Nebenthüre auf, und stürzte ihrem Vater entgegen, vor dem es aber ebenfalls zurückstaunte, da er in seiner neuen Kleidung fast unkenntlich war. Frau von Ehrenberg weidete ihre schöne Seele an diesem lyrisch-komischen Schauspiel, denn Dollinger sah wirklich komisch in seinem neuen Kostum aus. Rickel kannte sich nicht mehr vor Freude, rief ein über das andere Mal: „der Vater, der Vater!“ und küßte alle seine Gespielinnen eine nach der andern. „Was macht denn der Lenz?“ war seine erste Frage. — „Sehen Sie,“ sagte Dollinger zu Madame Ehrenberg, wie der Lenz von Rastadt kam, war sein erstes Wort: „was macht denn das Rickel?“ Neues Gestüster unter den Mädchen. „Ja,“ rief Dollinger barsch, „wispert nur über mein Mädel. Ihr habt ja Alle Lenze zu Hause. Die da, die kenne ich, die ist von Merzwiller. Ihr

Lenz heißt Chriſtian, ein braver Burſche. Das Mädchen erröthete. Die ſchwarze dort — komm her, ſchwarze, Dein Vater hat Tom geheißen, ich hab' manch Glas Wein mit ihm getrunken, ein alter Soldat. Wie alt biſt Du?" — „Achtzehn Jahr." — „Wie heißt Dein Liebſter?" — „An —" ſie verſchluckte das Andere. Ein allgemeines Gelächter entſtand, das Frau von Ehrenberg herzlich theilte. „Sehen Sie, Madame," ſagte Dollinger. Es iſt mit allen ſo auf dem Dorfe, aber es iſt halt nichts Böſes drunter gemeint. Auf dem Dorfe ſieht ſich die Jugend beſtändig in der Schule, auf dem Feld, im Wald, in der Kunkelſtube, ſobald der Burſch ſein Herz und das Maidele ſein Herzchen fühlt, lieben ſie ſich, ohne lange Gered's darüber zu machen. Vom Laſter wiſſen ſie nichts. Gott und die Natur ſagen Ja, warum ſoll das arme Mädel Nein ſagen? Aber es geht doch —" Frau von Ehrenberg winkte Dollinger, ſich ein Bischen zu mäßigen. Er aber fuhr immer fort. „Sie meinen, Madame," die Mädels da brauchen von uns etwas zu lernen, weil ſie vom Dorfe ſind?

So fein sind wir nicht gezwirnt, wie die da, besonders wenn sie beisammen im Kloster sind. Ich kenne die Maidele. Wenn man alles aufschreiben wollte, was die alle für Grützen und Pläne im Kopfe haben, gäb's ein dickes Buch. Na, da steht mein Rickel, es hat in seinem Leben nichts gelernt, ich schmeichel' mir das. Ich wett', es hat Tag und Nacht darüber nachgedacht, wie es aus dem Kloster entweichen kann, um auf einige Tage den Lenz zu besuchen." Rickel lächelte unwillkürlich. „Und wenn ich den Lenz nicht abgehalten hätte, wär' er längst schon dagewesen." — „Ist's wahr, Rickel?" fragte Frau von Ehrenberg. — Rickel nickte mit dem Kopfe. Es konnte nie was läugnen. — „Und die anderen da," fuhr Dollinger fort, „eine Jede von Ihnen hat einen Lenz im Herzen und zwei im Kopfe. Da predigen sie beständig im Namen der Tugend gegen die Liebe. Ei, wenn die Liebe eine Sünde wär', hätte unser Herrgott statt schöner Mädchen lauter Prediger geschaffen. Erst pappeln sie einem den Kopf voll von Tugend, schildern die Jugend wie einen Ameisenhaufen

voller Sünden, und kaum ist ein Mädel fünfundzwanzig Jahr alt, schelten sie es eine alte Jungfer, und lachen es noch obendrein aus, und zwar weit mehr, als wenn's einen Fehler begangen hätte."

„Nun ja," hielt endlich Dollinger, „jetzt predige ich selbst Moral. Ich glaube, das Essen ist Euch allen lieber."

„Ich esse nichts," versetzte Rickel. — „Ich auch nicht," hieß es von allen Seiten. „Wir fahren lieber fort." — Madame Ehrenberg bestand aber auf dem Essen. „Denn nur die, die vier bis fünf Stunden nach Haus haben," sagte sie, „können heute noch fortgehen, die andern können sich ihre Plätze auf Morgen zurückhalten."

Gleich nach Tische nahmen Rickel und Dollinger bei der Dame Abschied. „Wenn Du heirathen kannst, Rickel," sagte die edle Frau, „so gern ich Dich hier habe, so bleibe zu Hause. Bedenke, daß, wenn Du Dich schlecht aufführst, Du deiner Tante, die Euch alle so gern hat, Schande und Verdruß machst. Arbeite, sei brav und fleißig, Du bist schön, Du kannst glücklich

werden. Willst Du aber nicht im Dorfe bleiben, so komme getrost wieder zu mir. Ich verschaffe Dir einen Platz, und wenn alles fehlt, bleibst Du bei mir.“ Alsdann rief sie Rickel in das Nebenzimmer, und sagte ihm noch etwas ganz allein. Dollinger stand ganz traurig da. Als die Dame wieder in das Zimmer trat, sagte er in einem gutmüthigen Tone: „Madame, nichts für ungut. Ich glaube, ich habe dummes Zeug geschwatzt, aber mein Herz ist gut. Ich habe nie Jemanden Unrecht gethan, das weiß Gott, auch nie Jemanden bösen Rath gegeben. Gott vergelte es Ihnen, was Sie an diesen Kindern thun, und noch mehr, wie Sie es thun. Wenn's noch Heilige gäbe, wären Sie gewiß eine. Bei Gott, Madame, wenn ich die Wahl hätte, ein Engel zu sein oder Frau von Ehrenberg zu heißen, ich würde nicht einen Augenblick wählen. Es gibt wohl noch Männer, aber so ein Weib, wie Sie, wiegt hundert Männer auf.“ Bei diesen Worten schied er. Auf der Treppe angelangt, kehrte er wieder rasch zurück. „Jetzt,“ sagte er, „hätte ich gar vergessen, die Kleider

da zu lassen. Es war doch nur ein Fastnachtsspaß.“ — „Geh' nur, alter Narr,“ sagte die Dame, „in Deinem Kopfe ist ja immer Fastnacht.“ — „Ja,“ versetzte Dollinger, „wenn der Aschermittwoch nicht wär'.“

Gerade als Rickel und Dollinger gegen Abend ins Dorf kamen, und es war dies ein Sonntag, kam Lenz über den Wald von der Rheinseite her. Schon als Vater und Tochter an das erste Haus im Dorfe kamen, sprangen von allen Seiten Burschen und Mädchen herbei, um das Rickel zu begrüßen. Als sie aber Dollinger wie ein alter Schulmeister angekleidet sahen, erhob sich von allen Seiten ein Geschrei und ein Lärm, als wenn ein Meerwunder im Dorfe erschienen wäre. Es bildeten sich Gruppen an fast allen Straßenecken, um die Neuankommenden zu begrüßen und zu bekriteln; Kinder liefen schreiend und tobend vorn her und riefen: „Rickel ist wieder da und der Dollinger ist Hanswurst geworden, heisa, hopsasa, Rickel ist da!“

Da plötzlich, gerade als Dollinger an das Wirthshaus zum Kreuze kam, wo die Mutter Lenzens und Balthasar neugierig die Fenster öffneten, drang rasch ein stattlicher, schlankgewachsener Bursche, halb städtisch, halb bäuerisch gekleidet, durch die Menge bis zu Dollinger. Man hörte zwei weitschallende Ausrufungen. „Jesus, der Lenz!" — „Mein Rickel!" Und Rickel und Lenz umarmten sich zum ersten Mal im Angesicht des ganzen Dorfes, und besonders seiner Mutter und Balthasars, die rasch das Fenster zuschlugen. Lenz aber, ohne nur das Mindeste sich um seine Familie zu bekümmern, ohne einen Tritt in das elterliche Haus zu thun, gab Rickel den rechten Arm. Diese ergriff mit ihrer Rechten den Arm des Vaters, und so ging der Zug fort. Bald gesellte sich die herangewachsene Dorfjugend, die vom Spaziergang zurückkehrte, zu ihnen. Die Burschen reichten den Maidele den Arm und geleiteten das neue Brautpaar, — es wurden Lieder im Chor gesungen, und von Zeit zu Zeit ein Halt gemacht, wo Wein, Bier und Kuchen von den Burschen an

die Mädchen ausgetheilt wurde. — Nach einem solchen Halt wurde immer wieder ein neues Lied angestimmt, und zwar der Reihe nach. Als diese an Lenz kam, sang er folgendes Dorflied:

Was frag' ich nach Geld und nach Gut?
Mir ist's ja so fröhlich zu Muth.
Was frag' ich nach Gut und nach Geld,
Wenn ich nur mei'm Schätzel, und 's Schätzel mir gefällt.

Mein Herz ist so selig, mein Herz ist so weich,
Ich fühl' mich so glücklich, ich fühl' mich so reich.
Ich liebe mein Schätzel, und es hat mich lieb,
Ach, wenn 's nur auf immer, auf immer so blieb'.

Die Burschen wiederholten den letzten Vers mit obligater Begleitung eines Kusses. Endlich erreichten sie die Wohnung des Juden Lase, an der Dollinger halten wollte, weil er zu müde war, um weiter bis zur Großtante Rickels zu gehen.

Die Juden im Dorfe feierten gerade das Laubhüttenfest, bei welcher Gelegenheit sie Hütten mit Stangen auf der Straße bauen, sie mit frischem Laub bedecken, die Decke mit allerlei Früchten, und die Wände mit weißen Leintüchern behängen, um darin die Mahlzeiten des Tages

zu verrichten. Laſe, ſo arm er war, hatte eine ſolche Hütte in ſeinem Hofe, und ohne lang zu fragen, ſetzten ſich die Neuankommenden in die Lauberhütte, um darin zu zechen. Die Sonne ging blutroth über dem Walde unter, und der Abend war, obſchon etwas friſch, doch ſehr angenehm.

„Ihr Kinder,“ ſagte Dollinger, „heute wollen wir einmal recht fröhlich ſein, heute iſt Sonntag, morgen kommt ja doch der Verdruß und die Sorgen hinkennachgehinkt. Da iſt der Laſe, mein Freund, ein armer Teufel, ein Jude, aber ein ehrlicher Kerl. Vor Allem aber verlange ich von Euch, daß Ihr mir gehorcht und keine Einwendungen macht, denn ich weiß etwas mehr, als Ihr. Zuerſt zahlt ein Jeder von Euch Burſchen eine Flaſche Wein, hernach muß der Laſe den Lenz und das Rickel feierlich verloben, worauf wir zu Nacht eſſen.“ — Alle ſtimmten ein. „Noch eins,“ fügte Dollinger hinzu. „Ich weiß, daß Ihr alle gute Chriſten ſeid, aber im Grunde iſt nicht viel Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten. Ein Chriſt iſt weiter nichts, als ein

getaufter Jude. Die Dummköpfe in Jeruſalem haben zwar unſern Herrgott gekreuzigt, aber der Laſe war nicht dabei. Ihr wißt ja, wie die Juden Burſchen und Mädchen verloben, ſie vergakſeln ein Stück Papier, ein Jeder gibt ſein Wort, hernach nehmen ſie eine Taſſe, zerbrechen ſie, um dem Teufel einen Fuß zu ſtellen, und jeder nimmt ein Stück von den zerbrochenen Scherben, um ein Angedenken zu haben. Das hat mir immer gefallen, ich ſtimme daher für das Zerbrechen einer Taſſe, und wer das größte Stück ertappt, der iſt Lenzens Brautführer." — Keiner hatte was dagegen. „Ho," ſagten die Bauern, wenn man ſich gern hat, iſt alles eins, wie man verlobt wird." — „Wenn mir der Levy ſeine Tochter geben will," ſagte ein Anderer, ſo nehme ich ſie gleich. Es iſt überhaupt dumm, daß es Juden und Chriſten gibt, es wäre viel beſſer, wenn alles eins wäre." — Nach und nach kamen einige Judenmädchen in den Hof. Das Glas machte bereits die Runde im Zirkel, die Lebhaftigkeit und die Heiterkeit waren immer im Steigen, Laſe nahm eine Taſſe, legte einige

Kupfermünzen hinein und rief laut, indem er sie zerschmetterte: „So mögen alle die zerschmettert werden, die sich der Heirath zwischen Lenz und Rickel widersetzen.“ Man riß sich bereits um die Scherben, als Lenz sich erhob. „Brüder,“ rief er, indem er seine Hand auf die Brust legte, „eher fließt der Rhein aufwärts und stürzt der Münster ein, als daß ich von meinem Rickel lasse.“ — „Lenz,“ rief das Rickel, indem es sich erhob, „wenn ich Dir je Verdruß mache, so glaub's nicht. Ich bin's nicht. Ich hab' Dich lieber als Frau von Ehrenberg, lieber als mein Leben, lieber als unsern Herrgott.“ — „Na, wenn die nicht glücklich werden,“ rief ein alter Bauer im Hofe, „so waren die Engel im Himmel nie achtzehn Jahr alt.“

Und nimm das Gläsel in die Hand,

erscholl es bereits an der Ecke der Tafel,

Viva la compagnia,

Und füll' es auf bis an den Rand,

Viva la compagnia! Viva la, viva la, viva la, va,
Viva la, viva la, hopsasa, viva la compagnia!

Und ſtell' das Gläſel an den Mund,
Viva la compagnia,
Und trink' es aus bis auf den Grund.
Viva la compagnia.

Während der Kamerad das Glas leerte, ſchrie die Geſellſchaft pochend und ſchreiend:

Viva la, viva la, viva la va, viva la, viva la hopsasa,
Viva la compagnia!

Kaum hatte dies Lied die Runde gemacht, ſo daß jeder ſein Glas leeren mußte, kam ein anderes an die Reihe.

Bruder herzallerliebſter mein,
Wann wollen wir wieder beiſammen ſein?
— Am Sonntag. — Iſt friſch gekocht!
Ei wenn's nur alle Tag Sonntag, friſch gekocht wäre.
Daß wir verſoffene Brüder ꝛc.

„Daß Euch verſoffene Brüder das Hageldonnerwetter erſchlage," ertönte eine ſpitze Frauenſtimme im Hofe, die in die Hütte drang. Es war Lenzens Mutter, von Balthaſar begleitet, die unter den fürchterlichſten Flüchen gerade auf Lenzen zuging, und ihm vor aller Welt zwei Ohrfeigen gab, indem ſie zugleich Rickel das Halstuch von der Schulter riß. Es war dies

nicht sobald geschehen, als Dollinger sie schon an der Gurgel hatte, und Lase auf Balthasar losging. Kaum aber merkte dies Lenz, dem es noch vor den Augen funkelte, so erhob er sich, machte seine Mutter von Dollinger los, und rief: „Daß keiner meiner Mutter etwas zu Leids thue!“ — „Wie, Lenz,“ rief Dollinger, „Du lässest Dich vor den Burschen im Dorfe wie einen Buben behandeln?“ — „Es ist halt meine Mutter,“ sagte Lenz. Sie aber, weit entfernt, die Langmuth und den kindlichen Gehorsam ihres Sohnes zu schätzen, überhäufte Lase mit Schimpfworten, und drohte ihm mit einem Prozeß. Rickel hieß sie ein über das andere Mal eine liederliche Stadtdirne, eine Bettlerstochter. Balthasar hatte sich bereits aus dem Staube gemacht, und Lenz hatte alle Mühe, den Anwesenden abzuwehren, daß sie nicht seine Mutter gewaltsam zum Hofe hinauswarfen. Dollinger zitterte krampfhaft an allen Gliedern, er hielt sich an Stangen, um nicht die Megäre zu zermalmen. Lenz ließ kein Auge von ihm. Plötzlich färbte sich Dollingers Gesicht ganz hochroth, seine Nerven zuckten so

heftig, daß ihm die Zähne klapperten. — „Zurück," schrie er krampfhaft, „zurück, ich sehe, ich sehe . . ." Seine Augen sperrten sich weit auf, als wollten sie aus ihrer Höhle platzen. „Zurück, sage ich, ich sehe, Jesus und Joseph, die hat ihren Mann vergiftet!" — Bei diesen Worten trat eine Todtenstille ein, denn das ganze Dorf wußte um Dollingers Doppelgesicht. Nur sie allein, ihre ganze Geistesgegenwart behaltend, rief rasch aus: „Ihr seid Zeugen, Ihr Leut, was der Hungerleider hier gesagt hat. Das Wort bringt ihn auf die Galeere." — „Jetzt, Mutter," sagte Lenz, „ist's Zeit, daß Ihr geht, und das sobald als möglich. Wenn der Dollinger auf die Galeere kömmt, geht Ihr Sohn mit." — „Du, Vatermörder," rief sie, indem sie fortging, „Du kannst wohl mit ihm gehen, denn Du bist eben ein Bettler, wie er. Mir kömmst Du nicht mehr ins Haus." — „Ja freilich, Mutter," versetzte Lenz, „aber mit dem Gerichtsboten." — Lenz kehrte zurück, Dollinger lag in einer nervösen Ohnmacht. Er schäumte wie ein Fallsüchtiger. Rickel war in Verzweif-

lung, und rief ein über das andere Mal seinen Vater bei den zärtlichsten Namen. Endlich brachte man ihn ins Bett, und die Gesellschaft trennte sich langsam unter den verschiedensten Vermuthungen.

Wenn es überhaupt böse Menschen gibt, — von Natur ist kein Mensch böse, nur Verhältnisse und äußere soziale Einflüsse entwickeln in ihm die negativen Kräfte zum Vortheil des Egoismus und der Selbsterhaltung, — so kann man sie in zwei Klassen eintheilen, in stille und in lärmende. Letztere sind selten gefährlich, namentlich Frauenzimmer, die gern schreien und toben, und alle Symptome der Bosheit an sich haben, sind selten in der That so, wie sie scheinen. Das Sprichwort sagt richtig: viel Geschrei und wenig Wolle. Oft sogar ist dies eine nöthige Entäußerung der inneren Kraft, die, auf allen Seiten gehemmt und gedrückt, sich in häuslichen Angelegenheiten desto beizender und schärfer hervorthut. Anders ist es aber mit der stillen, kriechenden Bosheit, die beständig in

Schlangenwindungen auf dem Boden ſchleicht, und nur zuweilen den Kopf erhebt, um das Gift zwiſchen den Zähnen auszuziſchen. Solche Kreaturen ſind um deſto gefährlicher, weil man ihnen nicht beikommen kann. Was kriecht, fällt nicht.

Lenzens Mutter war ein ſolches Weib. Sie ſprach nicht viel, und ihr innerer Stolz ſchien manchem Unerfahrenen wahre Demuth. Sie war kein hervorragender plaſtiſcher Charakter, man konnte ſie nie auf einer That ertappen, und deswegen auch blieb ſie in dieſer Erzählung beſtändig im Hintergrunde, obſchon ſie das Fatum der Familie war. Maler und Künſtler zeigen ſolche Charaktere immer im Schatten, nie in vollem Lichte. Wenn man ſie poetiſiren könnte, ſo müßte man ſie als ein teufliſches Skelett zeichnen, was ſie auch ihrer phyſiſchen Natur nach ſchien.

Ihr Schifflein ſegelte jetzt auf voller See. Sie hatte eine Gelegenheit gefunden, ſich an Dollinger zu rächen, und ihn wenigſtens auf einige Monate ins Gefängniß zu bringen. Auſſerdem ließ ſich Lenz verleiten, durch einen Prozeß das Teſtament anzugreifen, wodurch ſie ihn

völlig zu ruiniren hoffte, und bald gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um Lenzen in den Augen der öffentlichen Meinung und des Gerichts zu verdächtigen.

Der Pfarrer, auf den Balthasar einigen Einfluß übte, hatte von dem sonderbaren Verlöbniß in einem Judenhause gehört. Balthasar hatte ihm die Szene, die darin vorfiel, noch übertrieben, besonders hinsichtlich des Ungehorsams des Sohnes gegen seine Mutter. Darüber aufgebracht, bestieg er an einem Sonntag die Kanzel, und predigte gegen den Uebermuth und die Sünden der ausgelassenen Jugend, die keine Religion im Herzen habe, und die den Rathschlägen eines verrückten Musikanten und eines verketzerten Juden Gehör gebe. So lange er im Allgemeinen sich gegen die Sache ausdrückte, blieb alles ruhig, und Lenz, der mit Rickel in der Kirche war, obschon die Anspielung verstehend, wechselte blos einige verständliche Blicke mit seinem Nachbar. Bald aber wurde der Pfarrer anzüglicher, und sprach von der Pflichtvergessenheit der Dorfjugend, die sich unterstehe, gegen den Willen der

Eltern zu lieben und zu heirathen, und so Gott und die Religion beleidige. Lenz, der sich lange schon Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben, konnte nicht umhin, halblaut zu murren und auszurufen: „Ho, was geht denn das den Pfarrer und die Religion an!“ Balthasar, der dieses halblaute Wort hörte, die Plötzlichkeit Lenzens und seine Schlagfertigkeit kannte, der bereits schon wußte, daß Lenz das Testament angreifen wollte, was ihm die Hauptsache war, berechnete gleich den Vortheil, den er von diesem Umstand ziehen konnte. Um Lenz daher zu einem Kirchenskandal zu verleiten, rief Balthasar laut: „Still dort unten, wer sich schuldig fühlt, der ziehe es sich an.“ Es bedurfte nicht mehr, um den jungen, gereizten Bauern in Wuth zu bringen, der übrigens froh war, seinen Muth an Balthasar zu kühlen. In einem Satze sprang er auf Balthasar los, versetzte ihm mit der Faust Eins auf die Nase, daß das Blut ihm ins Gesicht spritzte, und rief: „Du giftiger Ohrenschleicher!“ — Balthasar leistete keinen Widerstand. Es sprangen Bauern herbei, um den Ruhestörer zur Kirche

hinauszuwerfen, der Pfarrer verließ die Kanzel, um ein Protokoll abfassen zu lassen, und Lenz, obschon von vielen Anwesenden vertheidigt, erhielt mit Dollinger zugleich eine Ladung vor das Gericht nach Strasburg.

Vergebens besuchte Rickel, das bereits durch seine Arbeit im Nähen den Vater ernährte, ihre Tante, um sie zu bitten, Schritte für Dollinger und Lenz zu thun. Frau von Ehrenberg sah selbst ein, daß ihr Einfluß bei dem Gerichte den Beklagten wenig nützen könnte. Sie that zwar ihr Mögliches, namentlich für Dollinger, aber nichtsdestoweniger wurde er als Verläumder zu zwei Monaten, und Lenz als Kirchenstörer zu vier Monaten Gefängniß und in die Kosten verurtheilt. Und als beide sich nicht freiwillig stellten, sollten sie an einem und demselben Tage von Gendarmen geholt werden.

Eine jede Gemeinde auf dem Dorfe bildet, so zu sagen, eine stille Verschwörung gegen Beamte und Gerechtigkeit, denn jene urtheilen blos nach dem Worte des Gesetzes und der letzten That, welche immer die Consequenz von

tausend verschiedenen Umständen ist, die der Dorfmann psychologisch mit seinem Gefühl beurtheilt. Wenn Bauern zur Gefängnißstrafe verurtheilt werden wegen eines Holzfrevells oder weil sie die Abgaben nicht bezahlten, und den Einnehmer zur Thüre hinauswarfen, so ist das Gericht freilich in seinem Recht, aber der Bauer denkt, warum soll der arme Teufel, der vier Kinder zu ernähren hat, nicht eine Welle Holz holen dürfen, um sich und seine Familie zu wärmen? Warum soll der arme Mann, der nur eine Hütte und einen Acker hat, die kaum zu seinem täglichen Bedarf hinreichen, schwære Abgaben, Kopf- und Fenstersteuer bezahlen, während Frau und Kinder kein Brod haben? So bald also die Vollführer des Gesetzes, die Gendarmen, im Dorf erscheinen, werden die Betroffenen von allen Seiten gewarnt und geschützt. Sie flüchten sich in den Wald, oder værbergen sich bei dem Nachbar, und oft erscheinen im Elsaß zehnmal hintereinander in einem Dorfe die Gendarmen, um einen armen Holz- oder Wilddieb einzuholen, ohne ihn zu finden. Mit Dol-

linger und Lenz war es ebenfalls so. Die Dorfbewohner wußten sehr gut, wo das Recht sei, sie kannten Lenz und seine Mutter, und trotz der süßlichen Zweideutigkeit Balthasars wußte man bereits, wer er war. Er hatte sich zwar seit einiger Zeit ganz verdunkelt. Ihm lag nicht viel daran, so schien es, ob Lenz heirathe oder nicht; seitdem es aber hieß, Lenz greife das Testament an, erhob sich die Kröte aus dem Schlamme, und wühlte aus allen Kräften, um ihn zu ersticken, was endlich jeder im Dorfe einsah. Sobald daher die Gendarmen erschienen, sammelte sich eine ganze Rotte vor Lase's Haus, wo Dollinger wohnte. Lenz, der in dem alten Häuschen Dollingers schlief, wurde von ihrer Ankunft benachrichtigt. Statt aber zu fliehen, oder sich zu verstecken, begab er sich gerade zu seinem Schwiegervater und nannte sich den Gendarmen. Diese, zwei alte elsässer Soldaten, erkannten durch ihren Instinkt die Wahrheit der Sache, und zeigten sich mild und menschlich. Zuerst frühstückten sie, dann riethen sie Dollinger und Lenz, ganz allein zum Dorfe hinaus-

zugehen und auf ſie am Walde zu warten, um ihnen die Schande des Schließens zu erſparen. Dollinger nahm ſeine Klarinette, Lenz gab Rickel den Arm und Laſe trabte hinten nach mit einem Trupp Gaſſenjungen. Am Hauſe Lenzens angelangt, ſpielte Dollinger aus allen Kräften einen Hopſer auf ſeiner Klarinette. Die Buben lärmten und Lenz endlich rief aus vollem Halſe: „Mutter ſieh doch ein Mal zum Fenſter heraus, daß ich Dich noch ein Mal ſehe.“ Aber es regte ſich kein Mäuschen im Hauſe. Balthaſar hatte die Vorſicht gehabt, über Feld zu gehen. „Mutter,“ rief abermal Lenz, „im Thurm zu Straßburg iſt gar zu kalt, Deinen Sohn wird's wohl frieren drin, während Balthaſar hinterm Ofen ſitzt. Kannſt mir dann und wann ein Stück Holz auf der Poſt ſchicken.“ — Dieſe Worte, ſo naiv ſie geſprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf die Menge. Die Wahrheit iſt, daß es Lenzen an's Herz ging, ſein geliebtes Dorf zu verlaſſen, um vier Monate im Gefängniß zu ſchmachten; denn der Bauer fürchtet das Gefängniß zehn Mal mehr als der Stadtmann.

— „Und für mein liebes Rickel wird der Balthasar schon sorgen," fügte er kaum hinzu, als es von allen Seiten klirrte und knallte. Die Fenster wurden mit Steinen eingeworfen, die Thüre eingesprengt, Geräthe und Möbel zerschlagen und die harte Mutter gewaltsam gezwungen in den Hof geschleppt, um ihrem Sohne Adieu zu sagen. Lenz hatte sich bereits entfernt, die Gendarmen, die im Unterdorfe von dem Unfug hörten, sprengten im Galopp herbei und retteten die schäumende fluchende Frau, die den unbarmherzigen Dorfbuben und ihren obszönsten Witzen ausgesetzt war. Lenz und Dollinger wurden an Händen und Armen geschlossen, ein Gendarm steckte die Klarinette in seinen Pistolensattelknopf und so endlich kamen die sonderbaren Verbrecher bis an das Steinthor in Straßburg, wo Lase und Rickel mit gebrochenem Herzen Abschied von ihnen nahmen, als gälte es für die Ewigkeit. „Wenn's einen Gott im Himmel gibt," sagte Lase, „so muß alles noch gut gehen, und wir rächen uns noch an unsern Feinden!" Dollinger zuckte lächelnd die Achseln.

„Wie," rief ein Gendarm, „Du alter Narr, ſcheinſt am Ende nicht an eine Vergeltung zu glauben, Du haſt den Ruf eines Hexenmeiſters." — „Ich habe Deinen Glauben, Kamerad," ſagte Dollinger. — „Und der iſt?" — „Daß ſechs Pfund Fleiſch eine gute Suppe geben." Dieſe Antwort, ſo leichtfertig ſie war, erheiterte dennoch den Abſchied.

Das menſchliche Herz iſt ſo mannichfaltig, ſo unerklärlich. Ein Wort, ein Blick, ein Witz, ein Hauch bewegt es und gibt ihm eine neue Richtung. Wie der Ozean ſo tief, aber auch ſo leicht beweglich, verſchlingt es oft ganze Flotten und wird von einem Kahne beſiegt, den es zärtlich in ſeinen Armen wiegt. Das Wort iſt der Kompas der Seele, der Gedanke ihr Anker, und der Witz ihr flatterndes Segel!

Ende der zweiten Abtheilung.

Komisches Zwischenspiel.

Weder in der großen Weltgeschichte, noch in den kleinen Familiengeschichtchen gibt es einen Umstand, und sei er noch so gering, der nicht seine Bedeutung hätte, und der nicht im innern Zusammenhang zu einer Hauptthat beitrage. Große Begebenheiten haben oft die unbedeutendsten Wirkungen, aber oft auch bringen die kleinsten Ursachen die größten Wirkungen hervor, ja die Romane, Geschichtchen, Mährchen, Seelen- und Familienschilderungen haben im Grunde keinen Werth, wenn sie nicht dem ernsten analogischen Geiste Stoff zum Nachdenken und Anleitung für die heiligsten Interessen der Menschheit geben. Wenn sich auch die Menschen in den verschiede-

nen Classen der Gesellschaft nicht gleichen, so haben sie doch alle in gewissen Fällen dieselben Analogien; und zwischen einem Bauern und einem König ist am Ende nur der Unterschied, der zwischen dem ersten Prinzip und seiner gezwungenen Consequenz existirt. Die Charaktere sind dieselben, die Leidenschaften verhältnißmäßig auch, nur die Consequenzen sind hier kleiner, dort größer. Ein Balthasar auf dem Throne heißt gewöhnlich Ludwig der Eilfte, Lenz würde leicht zwischen Carl dem Zwölften oder Heinrich dem Vierten schwanken, seine Mutter wäre eine Catharine von Medizis, und Dollinger würde als König sogar ein schwärmerischer Bettler bleiben. —

Freilich einem Ludwig dem Elften wäre nicht das begegnet, was Balthasar im folgenden Kapitel zukam. Die Furcht vor seiner Rache hätte ihn davor geschützt und sogar nach vollbrachter That wäre die Sache von den Darumwissenden unterdrückt worden. Glücklicherweise aber ist Balthasar nur ein Schulmeister, und, obschon die

Sache buchstäblich wahr ist, so kann ich sie doch ohne Schminke der Nachwelt überliefern.

Während Dollinger und Lenz im Gefängniß waren, suchte Balthasar seinen wankenden Ruf wieder herzustellen. Er gab laut Lenz recht, schimpfte auf seine Mutter und schwor bei all' seinen Heiligen, daß er alles Mögliche anwenden werde, um Lenz und Rickel als Mann und Frau zu vereinigen. Noch mehr, er suchte sich bei Rickel einzuschmeicheln, benützte jede Gelegenheit, es *) in den Kundenhäusern, wo es um den Taglohn nähete, aufzusuchen, um es zu trösten, und ihm Muth einzuflößen. Er vertheidigte sich mit all seiner überlegenen Beredtsamkeit gegen den Verdacht, Jagd auf das Vermögen seiner Mutter zu machen, und versprach sogar, sie vorerst weniger und am Ende gar nicht mehr zu besuchen; es sei denn, um die Leitung ihrer Geschäfte ins Reine zu bringen. Rickel ließ sich jedoch in kein Gespräch mit ihm ein, betrachtete

*) Ich habe nach der elsäßischen Art immer es und ihm bei Rickel gebraucht, obgleich dies gegen die Reinheit der Grammatik verstieß.

ihn blos von Zeit zu Zeit mit ſeinen großen klaren Augen, die ihm bis in das Mark der Gebeine drangen. Je mehr Balthaſar Rickel ſah, je mehr erkannte er ſeine meiſterhafte Schönheit und ſeinen unwiderſtehlichen Reiz. Es lag ſo etwas Bezauberndes in ſeinem Blicke, ſo etwas Tiefanziehendes, daß Balthaſar unwillkührlich zum Philoſophen ward, und bei ſich dachte, der Bauernlümmel von Lenz iſt geſcheidter als ich. Was iſt alles Geld, was iſt Reichthum und todter Erwerb gegen den Beſitz eines ſolchen lebendigen Schatzes! Wenn er nun gar an ſein mageres blatternarbiges Verhältniß dachte, ſo ward es ihm ganz grüblich im Kopfe. Die innere Eitelkeit Balthaſars that gleich einen Schritt weiter.

„Ei," dachte er, „wenn das Rickel den Lenz liebt, der nicht ein A von einem B unterſcheiden kann, warum wird es mich nicht lieben, der ich Geiſt und Talente beſitze?" Es kömmt nur auf ein Wageſtück an. Von dieſem erſten Gedanken, der noch ſehr verzeihlich war, ſprang er raſch auf einen andern, der ſich pickend und

langsam den Weg bahnend durch alle Krümmungen seiner dunkeln Seele bis in den letzten Abgrund schlich. Einmal von diesem Wahn befangen, hatte sein armer Geist weder Ruhe noch Rast, und arbeitete Tag und Nacht, wie eine Ratte, die an einem Tau nagt.

Plötzlich wurde Balthasar elegant, sein verrostetes Klavier wurde geputzt, damit er darauf spielen konnte, er gab den Schulkindern oft ganze Tage frei, ging fast alle Stunden vor Rickels Wohnung vorbei verkündete öffentlich sein Lob und suchte jede Gelegenheit auf, um mit ihm zu sprechen.

Eines Tages als Rickel in einem Hause, ihm gegenüber arbeitete, suchte er eine Ausrede, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. „Gute Nachricht, Rickele," sagt er in seinem eigenthümlich süßlichen Tone, „ich habe der Mutter so die Levite gelesen, daß sie mir Vollmacht gegeben hat, in Straßburg ein Wort für Deinen Lenz zu sprechen. Ich weiß gar nicht, warum sie so eine Pique auf Dich hat, und bin fest überzeugt, wenn sie Dich einmal recht ansieht,

ſo verliebt ſie ſich in Dich, wie ſo viele Andere."

„Danke, Balthaſar," ſagte Rickel, ohne ihn zu betrachten. „Ich hoffe, keinen von Euch zu brauchen, wenn nur mein Vater und der Lenz wieder daheim ſind. Ich verdiene allein mein Brod. Zum Glück braucht es wenig, wenn man ſich gern hat."

„Ja, ſo heißt es in den Büchern," ſagte Balthaſar. „Aber am Ende lebt man nicht von der Liebe und der Luft. So ein Mädel, wie D., iſt wahrhaftig nicht zu einer Taglöhnerin geſchaffen worden, das hieße unſern Herr Gott zum Pfuſcher machen."

„Na," ſagte Rickel, „ich bin doch neugierig, die zu ſehen, die zur Schulmeiſterin geſchaffen iſt. Am Ende gar eine Gräfin mit einem Kropf."

„Warum nicht ohne Kropf?" — Rickel betrachtete ihn ſteif und lachte laut auf. Balthaſar, obſchon beleidigt, fuhr fort: „Du weißt ja gar nicht, wer ich bin und was ich habe. Meine Eltern ſind reich, ich ſelbſt habe Vermögen und

Talent, und wenn ich will, brauch' ich von Tag und Stunde an kein Schullehrer mehr sein. Wenn ich alles zusammennehme, habe ich gar viel unter mir."

„Ja," versetzte Rickel lachend, „zwei lange große Beine und ein Paar große Patschfüße."

„Rickel, Du lachst zu viel," sagte Balthasar. „Dein Glück oder Unglück liegt da auf meiner Hand." — „So machen Sie sie nur zu," versetzte Rickel, „damit ich das Fenster zumachen kann." Balthasar erblaßte vor Wuth, erholte sich jedoch sogleich und fügte hinzu. „Doch nein, siehest Du, Rickel, Du darfst mir sagen, was Du willst, ich werde Dir nicht böse, ich glaube, ich würde Ohrfeigen von Dir ertragen; denn ich will Dir's nur gerade herausſagen, ich habe Dich noch hundert Mal lieber, als Dich der Lenz hat, und wenn ich in Deinem Platze wär, wüßt' ich, was ich thät."

Rickel betrachtete dieß Mal Balthasar genau. Zum ersten Mal in seinem Leben, sprach er etwas, was sein Herz dachte. Endlich erwiederte es: „Sehen Sie, Herr Schulmeister, ich will

Ihnen frei heraus antworten. Wenn Sie die Courage haben, mir das vor meinem Lenz zu wiederholen, so gebe ich Ihnen einen Kuß."

Balthasar verstummte. „Oder, noch besser," fügte Rückel hinzu, das sich an seiner Feigheit weidete. „Ich gebe Ihnen zwei, wenn Sie die Courage haben, mir es vor Lenzens Mutter zu sagen."

Balthasar fand keine Antwort. Er dachte bereits an einen andern Plan. — „In Ihrem Platz, Herr Schulmeister," sagte endlich Rickel, indem es das Fenster zumachte, „würde ich am Winter gar nicht auf's Feld gehen, wo die Hasen, wie die Spatzen, dutzendweise von unsern Bauern zusammengeschossen werden."

Zwei Tage nach dieser Unterredung ging Rickel, von Lase begleitet, vor Tag nach Straßburg, um ihre unglücklichen Freunde zu besuchen. Es war schon Abend, als Lase den Kirchweg herab von Straßburg zurückkehrte, wo ihn Balthasar erblickte, und ihn unter dem Vorwand, er hätte was zu handeln für ihn, mit sich nach Hause nahm.

„Du bist ein guter Freund von Dollinger,“ sagte Balthasar.

„Ja, Herr Schulmeister,“ versetzte dieser ironisch. „Wir kennen uns schon vierzig Jahre. Die Arme alle sind von Natur verwandt mit einander.“

„Du scheinst aber doch nicht so arm zu sein, da Du doch die ganze Familie logirst.“ — „Ho, mein Haus steht ihnen frei, es kostet nichts. Weder Dollinger noch Rickel aber verlangt etwas umsonst. Sie sind nicht wie die Reichen in unserm Dorfe, die glauben, der Arme müsse sich noch eine Ehre daraus machen, wenn er ihnen Commissionen und Gefälligkeiten umsonst thut. Die armen Leute zahlen das Geringste, nur die Reichen lassen sich umsonst bedienen.“

„Je nun, das sollst Du von mir nicht sagen, Lase. Ich weiß, Du hast mich nicht am Besten auf Deiner Liste, ich weiß auch, daß Du ein ehrlicher Kerl bist.“

„Ho,“ sagte Lase, „ich bin ja ein Jude, und Ihr haßt ja uns alle.“

„Laß das jetzt Lase,“ sagte der Schulmeister,

„das ist gut für den dummen Bauern. Ich hab ja in den Guckkasten gesehen, und obschon ich mit Dollinger nicht am Besten stehe, so denke ich doch wie er. Ja, es thut mir leid, daß wir Feinde sind. Ich hab den Mann gern, der hat mehr Verstand, als alle Bauern zusammen, und wenn das Rickel wollte, würde ich sein Schwiegersohn werden."

„Und die dort?" machte Lase mit einer Daumenbewegung. „Die kann wegen Meiner —" „Aus diesem Loch pfeift's jetzt," staunte Lase. — „Noch mehr," sagte Balthasar, „ich verspreche Dir hundert Thaler, wenn Du mir das Rickel verschaffst. Baar Geld." — Lase kratzte sich hinter den Ohren. So viel Geld hatte er in seinem Leben nicht, er glaubte gar nicht, daß es hundert Thaler gäbe. — Nach einigen Minuten hatte er seinen Entschluß gefaßt, der also lautete: „Ich krieg die hundert Thaler und Du kriegst doch das Rickel nicht. Abgemacht." — „Nun?" fragte Balthasar. — „Ja, aber das Rickel wird nicht wollen." — „Wenn das Rickel wollte, brauchte ich Dich nicht, Voyons. Ist das Rickel

nicht glücklicher, wenn es mich zu einem Mann bekömmt, als einen Taglöhner; denn Lenz bekömmt ein Mal nichts, so lange seine Mutter lebt, und bis sie stirbt, hat sie nichts mehr."

„Ja," versetzte Lase, „dafür sorgen Sie." — „Spitzbub', Du," versetzte ironisch Balthasar. „Kurz, ich bin in das Rickel vernarrt. Höre meinen Plan. Ich möchte es ganz allein sprechen, bei Dir, Nachts, wenns möglich ist. Aber ohne ihm etwas davon zu sagen." — „Das heißt," sagte Lase —

„Still, laß' mich nur machen. Ich verspreche Dir, auf meine Parole, daß ich es heirathe, wenn es will. Ist's einmal compromittirt, so überlasse nur mir das Andere."

„Am Ende," fügte Lase hinzu, „ist's Eins. Es hat so mancher schon aus einem angestochenen Faß frischen Wein gezapft." — „Du bist ein Teufelskerl. Also heute Nacht, wenn Du willst." — Lase konnte sich des Schmunzelns nicht erwehren, indem er hinzufügte: „Aber es darf nicht scheinen, als wüßte ich was davon. „Höre, Balthasar: Das Rickel schläft in der

Oberſtube. Gerade neben daran iſt die Thüre zu der Hühnerſteige, die ſehr groß iſt, weil meine Frau täglich die Eier darin holt. Von Außen geht ein Treppchen hinauf für die Hühner, die ganz gut einen Mann trägt. Die Oeffnung, woran eine Fallthüre iſt, iſt groß genug für einen magern verliebten Narr, wenn er ſich platt wie ein Wieſel macht. Das Ganze geht mich daher nichts an. Du ſchleichſt in die Hühnerſteig durch die Oeffnung, gehſt inwendig zur Thüre hinaus und ſtehſt gerade vor Rickels Stube, die gar kein Schloß hat. Das Andere überlaſſe ich Dir. Ich werde gut ſchlafen."

„Da haſt Du einmal einen guten Hahn im Korbe gefunden," ſagte Balthaſar. — „Je nun, ein jeder treibt's, wie er kann." — „Und um wie viel Uhr?" — „So gegen Tag. Das Rickel arbeitet jede Nacht bis zwei, drei Uhr, um ſeinem Vater Geld in den Thurm zu ſchicken, am Beſten gegen vier."

„Hier haſt Du 150 Fr. drauf." — „Warum nicht Alles?"

„Die andere Hälfte Morgen.“ — „Meinetwegen.“

„Wenn Du mir treu bist, Lase, mache ich Dein Glück?“

„Mein Glück ist schon gemacht,“ versetzte dieser, indem er sein Geld in der Tasche rollte. „Also zwischen drei und vier.“

Balthasar nickte und Lase entfernte sich. Nickel war in Straßburg bei Frau von Ehrenberg. —

Balthasar, der sich schon seit vierzehn Tagen in einem nervösgereizten Zustande befand, verbrachte die Nacht in einem beständigen Fieber. Er konnte sich nicht eine Minute auf einem und demselben Platz halten. Wie ein Nachtwandler lief er von einem Winkel des Hauses in den andern. Oft faßte er den Entschluß, sich die ganze Sache aus dem Kopfe zu schlagen und gar nicht mehr an das grausame Geschöpf zu denken, aber eine Minute hernach fieberte es wieder in seinem kranken Hirn, seine Einbildungskraft flammte hell und siedend auf und zischte bis in die leisesten Winkel seines gekrümmten

Herzens. Er fühlte, daß er eine Thorheit begehen werde, und doch stieß es ihn gewaltsam und unerbittlich wie eine willenlose Maschine gegen Rickels Wohnung. Armer Balthasar!

„Es ist wahr," dachte er, „ich begehe eine Thorheit," denn das Verbrechen störte sein Gewissen nicht. „Bin ich aber der Erste? Thun die Männer nicht alles, um den Weibern zu gefallen? Warum streben sie nach Ruhm? Um den Weibern zu gefallen. Warum wetteifern sie, um Macht zu erlangen? Um den Weibern, oft um einem Weibe zu gefallen! Warum haschen sie nach dem Gelde? Um Weiber damit zu erhaschen. Warum lügen, stehlen, ja morden sie? — Das Weib beherrscht die Welt. Die Männer zwar regieren, aber nur um den Weibern zu gehorchen. Ehrgeiz, Liebe, Ruhm, Macht, Aufopferung, um eine Idee, um das Wohl der Menschheit, um den Sieg eines Prinzips, war Balthasar unbekannt. Er hatte gar kein Seelenorgan, um solche erhabene Dinge zu begreifen. Was nicht auf einen egoistischen Zweck

hinauslief, war ihm so fremd, wie das Cap der guten Hoffnung. Unter hundert Menschen unserer Gesellschaft gibt es neunzig Balthasars in letzterer Hinsicht.

Das Erste, was Lase zu thun hatte, als er nach Hause kam, war, die innere Thüre des Hühnerhäuschens zu vernageln und zu verschließen. Dann holte er einige Freunde zusammen, und lud sie ein, mit ihm die Nacht im Wirthshaus zu verbringen, Schlag drei befanden sie sich hinter und in dem Hause. —

Balthasar ließ nicht lange auf sich warten. Er hatte eine Blendlaterne bei sich, beleuchtete damit die Hühnertreppe, die er ziemlich solid fand und wagte sich herzhaft darauf.

Auch ohne diese hätte er das Thürchen erreicht, aber kaum öffnete er es, so ertönte ein Gegacker und ein Geflatter darin, als erschiene ein Marder. Lase schlich sich an das Treppchen und warf die Laterne um, doch so, als sei dieß vom Winde geschehen. Balthasar erschrack, aber tappte doch an dem Thürchen herum, steckte den

Kopf hinein und ſuchte hineinzuſchleichen. Trotz ſeiner Dünnleibigkeit, hatte er Mühe, hineinzukommen. Das Geſchrei in der Steige nahm immer zu, und um ihm ein Ende zu machen, ſchob ſich Balthaſar mit einem Ruck hinein, um zur andern Thüre hinauszukommen. Kaum aber war er drin, fiel das äußere Thürchen durch das Abſchnellen eines Cordels zu. Vergebens ſuchte Balthaſar eine Oeffnung, er ertappte nichts als Hühner und Eier, die er zerbrach und ſich in ihrer Brühe herumwühlte. Nachdem er mehr als eine halbe Stunde geſucht, ſah er ein, daß er gefoppt ſei, und ergab ſich in ſein Schickſal, indem er jetzt darauf bedacht war, ohne Lärmen und Schande wieder herauszukommen. Seine Leidenſchaft war plötzlich erloſchen, ſeine Liebe ging in lauter Dotter auf, er verfluchte ſeine Thorheit, Laſe, Nickel und Lenz und ſann bereits auf Rache. Zuerſt aber ſollte er durch eine ſchreckliche Verſuchung gehen.

Kaum tagte es, ſo nahm Laſe die Dorftrommel und ſchlug den Alarmmarſch im ganzen

Dorfe. Fenſter und Laden flogen von allen Seiten auf, Männer und Weiber erſchienen auf der Straße und ſchrien: „Was gibt's? Was geht vor?“ Laſe, ſtatt alle und jede Antwort, ſchrie zuerſt: „Kikrikiki! Der Balthaſar hat zum Rickel gewollt und ſitzt im Hühnerſtall und brütet junge Schullehrerlich aus — Gakragagaka!“ — Und ſo gings weiter. In einem Nu war das Ober- und Unterdorf vor Laſe's Haus. Hier bedürfte es einer Feder Homers, um alle die verſchiedenen Gruppen und Mienen treu zu ſchildern, die eine nach der andern in den komiſchſten Koſtümen vor die Hühnerſteige kamen und ſich die Seiten hielten vor Lachen. „Was Teufels wollt' er denn da drin thun?“ fragte ein Bauer in einem komiſch-ernſtem Tone. — „Ho,“ verſetzte ein Burſche, „den Hühnern die Schwänz' aufbinden“ (elſäßer Sprichwort). Man öffnete das Thürchen und ſtatt Balthaſar, erſchien ein großer dicker Hahn, der ſich gravitätiſch auf die Spitze der Treppe ſtellte und eins aus dem ff krähte. Allgemeines lärmendes Ge-

lächter. — „Ho," hieß es, „das hat er vom Schulmeiſter gelernt, und er macht auch die Augen zu, um zu zeigen, daß er's auswendig kann. Wenn nur der Dollinger da wär'," hieß es, „der würde ihm doch eins aufſpielen." Plötzlich aber machte die allgemeine Heiterkeit einer finſtern Beſorgniß Platz.

Balthaſar, den man endlich aufſuchte, lag leblos der Länge nach in der Steige, und als man ihn herauszog, fürchtete man ſogar, ihn nicht mehr retten zu können. Sei es aus Mangel an Luft, oder auch durch durch die blutigen Schmähungen, denen er ausgeſetzt war, er fiel in eine ſo ſchwere Ohnmacht, daß man ihn während einer halben Stunde vergebens mit Eſſig und Waſſer beſpritzen mußte. Endlich kam er wieder zu ſich ſelbſt, dankte weinend den Umſtehenden, nahm das Ganze als eine Schickung von oben an, und wurde zu Lenzen's Mutter gebracht, was ebenfalls eine blutige Ironie der Dorfleute war; denn während dieſe ihn pflegte, erzählte ihr ein Mädchen die Wahrheit mit

tausend Verzierungen und Schnörkeln und mit noch einigen innern Hinzusetzungen. —

Acht Tage darauf wurde Balthasar als Dorfschullehrer abgesetzt und in Ruhestand versetzt. —

Dritte Abtheilung.

Obschon Dollinger nur zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt war, so mußte er doch, weil er weder die Kosten, noch die Geldentschädigung entrichten konnte, vier Monate im Thurme bleiben, wo er, durch die Vermittlung seiner großmüthigen Freundin von Ehrenberg, die Erlaubniß erhielt, zu seinem Schwiegersohn Lenz in ein Zimmer zu kommen. In allen zivilisirten Ländern ist die Strenge des Gesetzes nur für den Armen, der Reiche weiß es immer durch Geldmittel zu erweichen und zu besänftigen.

Für den lebendigen wanderungslustigen Bettler war die Strafe um so härter. Sein ganzer Trost war jetzt der wackre Bursche, der ihm wie

sein eigen Kind an das Herz gewachsen war, auf diesen aber hatte der Einfluß des misanthropischen Alten und der dunkeln Einsamkeit des Gefängnisses eine zerstörende Wirkung. Lenz war ohnedieß eine stille, wenn schon kräftige Natur, bis jetzt hatte seine Liebe zu Rickel ihm die ganze Seele ausgefüllt, Lebenssorgen quälten ihn wenig, weil er sich gesund und arbeitskräftig fühlte, der Müßiggang, das Gefängniß aber und das Nachgrübeln über seine Familienverhältnisse machten bald einen Riß in die Einheit seiner Gefühle, und dieser Riß wurde durch die Anwesenheit Dollingers noch weiter und kluftiger.

Das so hingeworfene Wort Dollingers von der Vergiftung Lenzen's Vater, hatte gleich seinen Eindruck auf den jungen Sohn gemacht. Sein hinzugekommener Unfall aber, und die Sorge um Dollinger selbst, ließen ihm keine Zeit zum Nachgrübeln. Diese Zeit hatte er aber in Fülle in der Einsamkeit seines Gewahrsam, und er benützte sie um so mehr, weil das seine einzige Beschäftigung war.

Eines Morgens, nachdem Lenz die ganze Nacht von seinem Vater geträumt hatte, der ihm in seinen Sterbekleidern erschien, und ihm feierlich verziehen hatte, erhob er sich ganz zerstört von seiner Pritsche und schleppte sich bis zu Dollinger, der, obschon wach, doch bei dem Anblick des jungen Mannes herzlich erschrak. „Dollinger," sagte Lenz, „was ist das, ein Doppelgesicht?"

„Weiß ich's," versetzte Dollinger. — „Die Leute sagen doch, Ihr habt ein Doppelgesicht." — „Ja freilich, sagen sie's, weil's wahr ist, deßwegen weiß ich doch nicht, was es eigentlich ist." — „Und warum habt Ihr meiner Mutter in's Gesicht gesagt, sie habe meinen Vater vergiftet?" — „Weil ich's gesehen habe." — „Wie so? Du weißt doch, Lenz," sagte Dollinger, „ich lüge nicht, ich hab's gesehen, und es ist auch wahr, obschon ich verurtheilt worden bin." — „Ja, aber wie so, wißt Ihr das, ohne ein Hexenmeister zu sein?" — „Und wer sagt Dir denn, daß ich kein Hexenmeister bin?" sagte Dollinger, indem er sich erhob. „Es gibt Momente, wo ich durch die Wolken bis in den

Himmel hinein sehe." — Lenz betrachtete den Alten genau. Obschon er ihn liebte, zweifelte er doch in diesem Augenblick an der Vernunft Dollingers. — „Und was seht Ihr drin?" fragte Lenz naiv. — „Nichts," versetzte Dollinger, „Nichts und Alles, ich kann mir's selbst nicht erklären. Es ist wie ein feueriger Traum, es geht Alles mit mir herum, ich meine, ich müßte in die Erde versinken, dann plötzlich ist alles vorüber, und ich bin der alte dumme Dollinger wieder. Wenn mir aber ein Wort in solchen Augenblicken entfährt, dann ist's gewiß wahr." — Lenz rieb sich die Stirn. — „Das verstehe ich nicht," sagte er. „Und wann fährts Euch so an?" — „Gewöhnlich, wenn ich recht ausgelassen lustig bin, doch gibts keine Regel. Es ist mir in meinem Leben schon mehr als zwanzig Mal vorgekommen, und es nimmt mich Wunder, daß ich noch lebe, denn, wenn's vorüber ist, geht mir der ganze Körper, wie durch eine Säge, als wenn ich stückweise frisch gemacht würde." — „Das verstehe ich nicht," sagte immer Lenz, „es geht nicht mit guten Dingen zu

in unſerer Familie. Großvater hat mir immer Furcht gemacht, als ich noch klein war. Großvater konnte die Mutter auch nicht leiden.“ — „Es gibt Menſchen,“ ſagte Dollinger, „die riechen nach Bosheit, Deine Mutter ſieht wie eine böſe Hexe aus, ich bin ihr immer aus dem Weg gegangen.“ — „Aber was habt Ihr denn geſehen?“ — „Ich weiß nicht mehr.“ — „Larifari,“ ſagte Lenz, „ich glaub's nicht. Hexenpoſſen. In Raſtadt da glauben ſie nicht mehr an ſolche Narreteien, und ſind doch auch gut katholiſch.“ — „Weißt Du was,“ ſagte Dollinger, „wir laſſen die Sache auf ſich beruhen, ſind wir einmal zu Haus, ſo will ich Dir die Wahrheit ſchon heraus kriegen. A propos, Lenz, wo iſt denn Euer Hund hingekommen?“ — „Der Schweizer, ich glaube, der iſt vierzehn Tage vor dem Vater geſtorben. Ich hab' nicht Acht drauf gegeben.“ — „Aber ich,“ ſagte Dollinger, „das arme Thier, ſo hörte ich, ſtarb plötzlich, nachdem er Alles von ſich warf, Deine Mutter ließ ihn gleich im Miſte begraben. Acht Tage drauf ſtarb Dein armer Vater, und zwölf Stunden

nach dem Tode ließ sie ihn durch Balthasar und den Pfarrer begraben. Ich war nicht da und die Bauern sind dumme Esel." — „Dollinger," sagte Lenz ganz in Verzweiflung, „Ihr gießt mir heißes Blei in's Herz, soll ich mit eigener Hand meine Mutter erwürgen?" — „Und's Rickel," sagte der Alte in einem fürchterlichen Ernst, „hast Du das Rickel schon vergessen? Weißt Du nicht, daß es ohne Dich ganz verloren ist. Glaubst Du, Lenz, Du hättest es zum Spaß so kirre gemacht? Nein, dafür sorge ich. Du rührst Dich nicht. Das Ganze geht Dich nichts an. Du hast nur eine Sorge, nur eine Pflicht, meine Tochter zu lieben. Das Mädel arbeitet Tag und Nacht für uns, nimmt sich nicht einmal die Zeit, zu weinen, wenn ihm auch das Herz bricht, wenn Du nicht ein feiger Bursche bist, so denkst Du vor Allem an es. Glaubst Du, das Rickel denkt zuerst an mich, ehe es an Dich denkt? Ganz und gar nicht! Die Weiber sind darin mehr am kleinen Finger, als wir an Leib und Leben werth. Wenn sie einem Mann gut sind, so denken sie nur an ihn, sorgen nur für ihn, leben nur für

ihn, Vater und Mutter, Geſchwiſter und Bruder, die ganze Welt darf darüber untergehen. Was geht Dich jetzt Deine Mutter an? Die iſt gar nicht der Mühe werth, daß man davon ſpricht. Dein Vater iſt einmal todt, für die Ewigkeit, und wenn's gilt, ſich an Jemand zu rächen, ſo iſt der Dollinger da. Verſtanden, Lenz? Ich fürchte den Tod nicht. Ich habe nie was Unrechts begangen. Soll ich aber überzwerch ſtatt grad die Welt verlaſſen, ſo liegt mir eben nicht viel dran. Die Menſchen verachte ich und vor Gott brauche ich keinen Dolmetſcher, der verſteht deutſch." —

Lenz, der die Ueberlegenheit Dollingers inſtinktmäßig erkannte, ſchwieg, aber die Ruhe ſeiner Seele war dahin.

Mit Freuden wurden ſie von allen rechtſchaffenen Leuten im Dorfe aufgenommen, die naive Heiterkeit Lenzens war verſchwunden. Vergebens ſuchte ihn Laſe und ſein vielgeliebtes Rickel beſtändig zu erheitern, es lag

eine dicke Wolke auf seinem Herzen, und diese ward noch undurchdringlicher, als es plötzlich hieß, Balthasar heirathe endlich seine Mutter.

Diese Crisis wurde zum Theil durch das Ungeschick des verliebten Schulmeisters hervorgerufen. So lange Balthasar noch die öffentliche Achtung genoß, zögerte er, mit diesem seinem Plan herauszurücken, aus Furcht, die Bessern im Dorfe möchten ihn durchschauen, sobald er aber in dieser Hinsicht nichts mehr zu verlieren hatte, und noch oben drein durch seine fatale Geschichte seine Stelle verlor, trotzte er von vorn herein dem ganzen Dorfe und kündigte ganz öffentlich sein Verhältniß mit der Kreuzwirthin an. —

Lenz war seit seiner Rückkunft immer düster und in sich gekehrt, was allen denen, die ihn kannten, auffiel. So lange Lenz innerlich zufrieden war, dachte er nicht einen Augenblick an seine Armuth. Seit seiner Rückkunft aus dem Thurm hatte er weiter keine Beschäftigung, als Holz in der Coupe für die Regierung zu hauen, wobei er täglich zwanzig

Sou verdiente, und wie jeder Holzhauer das Recht hatte, jeden Abend ſo viel er tragen konnte, mit nach Haus zu nehmen, was die Bauern eine Traget Holz nennen. Seitdem aber ſein Geiſt innerlich aufgeregt war, ſchien ihm das ſchwere Handwerk eine wahre Galeere, und als er erfuhr, ſeine Mutter heirathe wieder und nehme ihm dadurch jede Hoffnung auf eine beſſere Zukunft, erſchlaffte ſein ganzes Nervenſyſtem, und er fühlte ſich wie gelähmt an Geiſt und Kraft.

Rickel, die in den Augen ihrer beiden Freunde las, hielt ſich einige Zeit lang paſſiv, und ſuchte ſie blos reſignirend durch ihr ſanftes Benehmen zu tröſten. Als aber dies keine Wirkung hervorbrachte und die Männer allen Muth verloren zu haben ſchienen, erwachte ihr natürlicher Muth, und ſie beſchloß, dieſem gedrückten Zuſtande auf eine gewaltſame Art ein Ende zu machen.

Eines Sonntags ſagte ſie zu Lenz: „Heute hab' ich mit Dir ein ernſtes Wort zu ſprechen.

Wir machen einen Sprung in den Wald, wo wir uns ausreden können."

Lenz leistete keinen Widerstand und folgte maschinenmäßig seiner Braut.

Auf demselben Hügel, wo Dollinger gewöhnlich mit seiner Tochter zu ruhen und zu plaudern pflegte, setzten sie sich beide still und bedachtsam nieder, und Rickel nahm rasch und ernst das Wort.

„Sag' mir einmal, Lenz, warum Du so kopfhängerig bist, zweifelst Du etwa an mir, oder drückt Dich sonst etwas?"

„Alles drückt mich, Rickel," versetzte dieser. „Ich hab' keine Freude mehr am Leben."

„Also das ist Dein Muth? das Deine Liebe? Was hat sich denn geändert bei uns? Bin ich Dir nicht mehr schön, nicht mehr jung genug? oder siehst Du endlich ein, daß ich arm bin, und daß Du arbeiten mußt? Arbeite ich nicht auch? Hätte ich nicht in Straßburg bleiben können? Bist Du ein tapferer Bursche oder ein Hasenfuß?" — Lenz stutzte, antwortete aber nicht. — „Die Sache muß endlich ein Ende haben,"

ſagte Rickel, „ich bin des Larmoirens und des duckmäuſeriſchen Unterſichſehen müde. In vierzehn Tagen heirathen wir, oder Du gehſt zu Deiner Mutter zurück.“

„Meine Mutter,“ ſagte Lenz, „da triffſt Du den Nagel auf den Kopf. Die eben iſt's, die an allem Schuld iſt.“

„Was hindert ſie Dich?“ — „Sie hat meinen Vater in's Grab gebracht, ſie hat ihn vergiftet. Seitdem ich dieſes weiß, habe ich keinen Frieden mehr. Ohne Dich hätte ich ſie angeklagt, aber ſo denke ich, ſchände ich meine Naſe, ſchände ich mein Geſicht, und dann weißt Du, ſobald das Gericht einſchreitet, geht das ganze Vermögen im Prozeſſe auf.“

„So laß' es bleiben,“ ſagte Rickel, „und laß ſie zum Teufel gehen. Was geht ſie uns an?“ — „Ja freilich geht ſie uns an,“ verſetzte Lenz. „Ich hab' mir ſeither eine andere Vorſtellung vom Leben gemacht. Ich war ſo ſelig vergnügt, wenn ich mir unſer Glück vorſtellte. Ich hätte mir ein Häuschen, zwei Kühe und ein Pferd angeſchafft, mit fünf Morgen Acker

hätten wir zu leben gehabt. Alles, was Du verdient hättest, wäre für Dich bestimmt gewesen, Du hättest Dir schöne Kleider machen können, sie stehen Dir so gut, und unsere Kinder hätten wir etwas lernen lassen. So aber sehe ich gar keine Zukunft vor mir. Was wir verdienen, reicht kaum für's tägliche Brod aus, Du arbeitest Dich Tag und Nacht ab, wirst mager und bleich, und ich trage mir den Buckel krumm an Holz. Und doch bin ich der einzige Sohn des Kreuzwirths und meine Mutter heirathet den grünen Balthasar. Meinst Du, daß dies mir Vergnügen macht? Dein Vater schweigt, aber er fühlt wohl, wo mich der Schuh drückt." — „Mein Vater ist ein Narr, wie Du," versetzte Rickel. „Jetzt auf einmal will er Geld und Vermögen haben, und war doch sein Leben lang Bettler und war stolz darauf. Und ich bin eine Bettlerstochter, und werde es immer bleiben. Nichts da, mit dem Philosophiren, das ist gut für Städter und reiche Leute, wir aber sind Dorfleute, und wie wir, gibts noch hundert und tausend. Wenn wir Kinder bekommen,

werden sie auch nicht Hungers sterben. Ich hab' Vertrauen auf Gott, und wenn Du mich gern hast, so mache, daß ich mein Vertrauen auf Dich nicht verliere."

„Und was soll ich thun?" fragte Lenz. — „Lustig sein, fröhlich arbeiten und mich gern haben. In vierzehn Tagen heirathen wir." — „Du bist ein wackres Mädel," sagte endlich Lenz, indem er Rickel küßte, „Du bist mein liebes Rickel, Du kannst mit mir machen, was Du willst." — „So ist's recht," versetzte diese. „Jetzt machst Du doch kein Gesicht, wie ein umgekehrter Strumpf. So höre mich. Ihr Männer seid doch alle Schlafhauben. Meine Nonne hat immer gesagt, daß die Männer nur stark scheinen, wenn wir Weiber schwach sind. Der Balthasar darf Deine Mutter nicht heirathen." Indem Rickel das sagte, erhob sie sich von ihrem Platze und stemmte ihre beiden Armen in die Hüften; „ja, Du guter Narr," fuhr sie fort, indem sie sich mit der einen Hand auf die Stirn schlug, „weil bei Dir da in der Oberstube das Kamin verstopft ist, meinst Du, ich denke nicht

an die Zukunft. Der Balthasar heirathet Deine Mutter nicht, sage ich Dir. Noch mehr, der Balthasar wird mit Musik zum Dorf hinausgejagt, und der Lenz und das Rickel erben die Kreuzwirthin."

„Nun, das bin ich doch neugierig zu wissen," sagte Lenz, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Und wie so?"

„Durch Dich. Durch mich. Mein Kopf und Dein Arm zusammen, machen einen Mann aus. Ich leihe Dir meinen Kopf für zwei Tage." — „Und wie so?"

„Wie so, wie so? Der Balthasar ist ein Federfuchser, und zittert wie ein Espenlaub, wenn man ihn anrührt."

„Das weiß ich. Aber die Gerechtigkeit?" — „Ja, da sitzt sie, die Gerechtigkeit, und läßt sich Salz auf den Schweif legen."

„Aber wie so?" — „Kennst Du den Lase? Der jagt ihn mit den Gassenbuben hinaus. Ich schreibe ihm Drohbriefe und Du schützest ihn, spielst den Großen und begleitest ihn an den Rhein." — „Ich," sagte Lenz, „lieber schlage

ich ihm Mark und Bein entzwei.“ — „Ei, bewahre, es darf ihm nichts Leid's geſchehen.“ — „Und warum?“ — „Warum, warum? Weil er mich gern hat. Weißt Du's jetzt.“

Lenz war noch nicht ſo bewandert in dem Frauenherzen, um zu wiſſen, daß ein Frauenzimmer, und ſei es auch die gröbſte Bäuerin, ſich geſchmeichelt fühlt, wenn ſich jemand für ſie kompromittirt; doch ſchwieg er und hörte aufmerkſam zu. „Alſo morgen Abend,“ fuhr Rickel fort, „machſt Du einen Nachen am Rhein zurecht. Laſe wird ſchon das Seinige thun, dann gehſt Du, wie ich Dir's befehle zu ihm, und ſchleppſt ihn durch die Scheune auf die Wieſen und von dort an den Rhein. Wenn er nicht will, ſo trägſt Du ihn, knebelſt ihn, kurz bringſt ihn friſch und geſund an den Rhein. Meinetwegen kann er ein Rheinbad nehmen, aber ich zähle auf Dich. Du biſt der ſtärkſte Burſche im Dorfe, ſagt man, ich glaub's aber nicht, bis ich's geſehen habe.“

„Nun, Du ſollſt ſehen.“ — „Alſo abgemacht?“ — „Abgemacht.“

„Jetzt gib mir einen Kuß und in vierzehn Tagen heirathen wir."

„Und wenn aber meine Mutter einen andern heirathet."

„Ei Du Einfaltspinsel. Wen denn? Wenn der Erste hinausgegeigt wird, lassen wir den andern hinaustrommeln. Komm' jetzt. Es wird alles gut gehen."

Ueberall, wo Juden sind, sprechen und verstehen sie Deutsch, und überall, wo Deutsch gesprochen wird, haßt man sie. Sonderbares Zusammentreffen. Vielleicht Familienhaß. Im Elsaß, wo Aberglaube und Geistlichkeit herrscht, wo die Juden selbst noch weit zurück in der Geisteskultur sind, haßt man sie eben auch, aber sie sind so sehr an die Freiheit gewöhnt, ihre Erziehung ist so ungenirt, daß sie sich nicht fürchten und für einen Schlag zwei zurückgeben. Der Bauer aber schätzt den Mann nur nach seinem persönlichen Werth. Wo daher auf einem Dorfe im Elsaß viel Juden wohnen, die sich

persönlich durchaus nichts nehmen lassen, entsteht für jedes Weh und Wohl ein Zusammenhalten in der Gemeinde, so daß sie, trotz des Religionsunterschieds, in Familienangelegenheiten gemeinsam wirkt. Balthasar war bei den Juden eben so verhaßt wie bei den Christen, Dollinger hingegen eben so geliebt, wenn es daher galt, den Schulmeister mit Gewalt zum Dorf hinauszutreiben, gab es keinen Unterschied, und alle mochten fröhlich mitwirken.

Gegen Abend, als der Tanz beginnen sollte, schrieb Rickel dem Schulmeister einen Brief, in dem es ihm ankündigte, daß man ihm an das Leben wolle. Er solle sich bereit halten, und wenns zu arg wird, so könnte er sich zu ihm flüchten, wo Lenz ihn in Sicherheit bringen wird. Der arme Schulmeister zitterte an Leib und Leben, als er das hörte, machte seine Papiere zurecht, denn er kannte die Dorfleute, und kaum eine Stunde nachher war er bereit, sich zu verstecken, oder aus dem Dorf zu flüchten. Er hatte aber seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Lenz, der den Brief abgab, lauerte

um ſein Haus und wich nicht mehr, wie ein Gendarm. Gerade als er den erſten Trupp Buben heranrücken ſah, merkte er Balthaſar ſich aus ſeiner Stube in die Scheune ſchleichen. Raſch wie ein Wieſel ſchlich er nach und packte ihn am Rocke, als dieſer gerade ſich in das Heu verſtecken wollte.

„Halt, Herr Schulmeiſter," ſagte Lenz, „jetzt oder nie!"

„Was willſt Du von mir?" ſagte dieſer. „Etwa meine Börſe?" — „Hä," verſetzte Lenz, „und wenn's wäre, es kömmt ja doch alles von meinem Vater her." — „So nimm's und laß' mich in Ruhe." — „Un instant," ſagte Lenz, „ich bin kein Dieb, ich komme, um Euch zu retten. 's Rickel will's einmal ſo, ſonſt freilich ſparteſt Du das Fortgehen, ich würde Euch tragen." — „Alſo ein Mörder, Du!" — „Mörder oder Dieb," verſetzte Lenz zornig, indem er ihm ein Bein ſtellte und ihn wie eine Feder auf die Erde warf, „es muß halt ein Ende nehmen. Rühr' Dich nicht, oder ich erwürge Dich." — „Was willſt Du aber von mir?" fragte zitternd

und ganz blau vor Furcht der arme Schulmeister. — „Dir das Heirathen vertreiben. Allons, mach' Dich auf, hurtig und rasch, ich thue Dir nichts. Kerls, wie Du, sind der Mühe nicht werth, daß man für sie in's Gefängniß geht. Ich begleite Dich an den Rhein, und führe Dich hinüber." — „Ja," flehte dieser, „um mich darin zu ertränken." — „Hasenfuß, Du, wenn ich Dich von der Welt schaffen wollte, hätte ich nicht so lange gewartet."

In diesem Augenblicke schreite und tobte die Menge schon im Hofe, und unglücklicherweise stürmte eine Truppe Judenbuben von dem Garten aus gegen die Scheune. „Hörst Du," sagte Lenz, „das ganze Dorf macht sich zusammen, und bis die Polizei kömmt ist es Tag und zu spät." — „So rette mich, Lenz, Du warst doch immer ein braver Kerl." — „Höre, Balthasar," sagte dieser, „ich weiß nicht, ob ich Dich retten soll, vielleicht ist es besser, Du krepirst. Aber unter einer Bedingung schwöre ich Dir, beim Rickel, daß ich für Dich stehe. Sage mir die Wahrheit, als wär's Deine letzte Stunde. Ist's

wahr, hat meine Mutter den Vater vergiftet?“ In diesem Augenblicke erschien eine blasse Gestalt in der Scheune, die durch das Abendroth, das durch die Bretterspalten der Westseite drang, ganz in Feuer zu stehen schien. Es war Dollinger, den Rickel ebenfalls zur Vorsicht Lenz nachschickte, aus Furcht, dieser möchte im Zorn ihm was zu Leid's thun, und so durch seine Wuth alles verderben. Balthasar, der sich aufrecht setzte, besann sich einen Augenblick und sagte endlich: „Ja, es ist wahr!“

„Siehst Du, Lenz,“ sagte Dollinger, indem er sich der Gruppe näherte.

Balthasar athmete wieder, denn jetzt war er doch nicht mehr allein. — „Und hast Du Theil daran?“ — „Bei Gott, nein,“ versetzte Balthasar. „Als ich es erfuhr, war's zu spät.“ — „So gehe in's Teufels Namen, und laß Dich nie mehr im Dorfe sehen.“ — „Ich gehe.“

„Vater,“ sagte Lenz zu Dollinger, „gehen Sie in den Hof und sagen Sie dem Lase, der Balthasar sei bereits fort über den Rhein, ich bringe ihn schon hinüber.“ Dollinger gehorchte, während Lenz Balthasar in's Heu versteckte.

Die Fenſter waren bereits eingeworfen, aber es war von den Buben mehr Muthwillen als Ernſt, denn Laſe wußte, daß Lenz das andere verſorge. Dollinger mußte ſeine Klarinette hervorholen und die Dorfjugend nach Haus muſiziren. Keiner im Dorfe hatte ſich Balthaſars Parthei angenommen, ſogar nicht der neue Maire. Es war dies ein wahres Gaudium für alle. „Jetzt wird die Sippſchaft doch ein Mal ein Ende haben," ſo hieß es. Nur als der Haufen vor der Kreuzwirthin Haus gelangte, brachte er ihr einen dreimaligen Wawawaduſch mit tauſend verſchiedenen Bemerkungen. „Jetzt hol' ihn, Deinen überzwerchnen Ladſtock," hieß es. — „Es iſt aus geſchulmeiſtert, aus gehochzeitet." — „Sie hat ja doch den Lenz gemaust," ſchrie der Eine. — „Nein, es war Rattengift," heulte ein Anderer. „Jetzt prozeß einmal, alte Matze." (Matze, iſt ein jüdiſcher geſtupfelter Oſterkuchen). Endlich zogen ſie nach Haus, indem ſie im Chor das alte Lied ſangen:

„Aus iſt das Lied'l und aus iſt der Tanz,
Gretel heißt's Mädel,
Der Burſche heißt Hans!"

Lenz begleitete etwas ſpäter Balthaſar an den Rhein und führte ihn ſelbſt nach Greffre, eine Viertelſtunde von Stollhofen, mit der Verſicherung, daß wenn er je wieder im Dorfe erſcheine, er ihm den Hals herumdrehe.

Dollinger, ſeit ſeiner Befreiung in ſich verſunken, trat ſeit einiger Zeit ganz in den Hintergrund und irrte zuweilen Tage lang allein im Walde umher. Es reifte in ihm ein Entſchluß, der anfangs ganz leiſe, nach und nach aber immer reger ſich an den inneren Wänden ſeiner Seele hinaufrankte. Das Glück ſeiner Kinder war von nun an ſein einziges Trachten, er kannte wohl die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegen ſtellten, und dieſe zu beſeitigen, das war ſein alleiniger Zweck, ſogar auf Koſten ſeiner eigenen Exiſtenz.

Das Schickſal, wenn ſchon unerbittlich in

ſeinen Satzungen, macht zuweilen einen Halt auf ſeinem unergründlichen Wege und ſcheint ſogar oft rückwärts zu gehen, als ſchaudere es ſelbſt vor ſeinen Beſchlüſſen zurück. Es iſt dies aber nur Schein. Wenn es zurückhuft, ſo geſchieht dies nur, um einen Anſatz zu dem Hauptſprung zu nehmen.

Die Entfernung Balthaſars ſchien einen Augenblick die Lage des jungen Brautpaars zu beſſern, ſie ſchöpften neue Hoffnung und Dollinger ſelbſt ſchien wieder ſeine alte ſorgenfreie Heiterkeit zu erlangen. Es war dies aber nur das letzte Flimmern eines erlöſchenden Lichtes. Im Gegentheil beſchleunigte dies nur die Hauptkriſis, die endlich Leben oder Tod, oder beides zugleich in ihrem Schooße trug.

Lenzens Mutter, von allen Dorfbewohnern verſpottet, verachtet und ſcheel angeſehen, beſchloß, Haus und Gut zu verkaufen, um hinüber nach Stollhofen zu Balthaſar zu gehen, und ihn dort zu heirathen. Es ſchien ihr dies noch weit vortheilhafter, als in einem Dorfe zu bleiben, wo ſie der öffentlichen Meinung ausgeſetzt war,

und in einem Lande, wo die Gerechtigkeit jeden Tag über sie herfallen konnte.

Diese Nachricht fiel wie ein Stein auf die Familie Dollingers, Lenz verfiel wieder in seinen alten Schwermuth, Rickel wußte sich keinen Rath und Lase selbst war mit all' seinen Vorschlägen zu Ende. Dollinger allein schien jetzt heiter und entschlossen. „Kinder," sagte er, „so wahr, ich Dollinger heiße, aus dieser Heirath wird nichts. Ihr kennt ja mein Doppelgesicht," fügte er lächelnd hinzu, „ich versichere Euch, daß das ganze Vermögen Euch zufällt, und das ehe vierzehn Tage vergehen." Dies Mal wollte ihm keiner glauben, aber Dollinger war mit sich fertig, und wenn er sich etwas vornahm, so geschah's.

Den andern Morgen trat er etwas traurig in die Stube und rief Lenz und Rickel. „Kinder," sagte er feierlich, „ich habe endlich einen Entschluß gefaßt, macht mir keine Einwendungen. Ich muß wieder fort in's Freie, es drückt mich hier zu sehr, und dann geschieht's zu Euerm

Besten. Heute trenne ich mich von Euch, und ich weiß nicht, wann wir uns wieder sehen."

„Vater," schluchzte Rickel, „bleib' bei uns, ich will ja lieber Steine zu der Mauer tragen, will Tag und Nacht arbeiten, damit Ihr zu leben habt." — „Ich," versetzte Dollinger, „ich bin zu alt, bin zu Nichts zu brauchen, und dann weißt Du, wenn ich einmal etwas im Kopfe habe, so bringt's kein Gott mehr heraus. Hört, Kinder, in einem Monate sollt Ihr heirathen. Ich wollt Euch freilich zur Hochzeit selbst aufspielen, aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Hört jetzt, was ich Euch sage: „Liebt alle Menschen gleich, wessen Religion sie auch sind. Es gibt nur eine Religion, die Liebe. Wer diese nicht in sich hat, hat keinen Gott, ist kein Mensch, ob Bauer, ob Edelmann. Liebt auch das Vieh; denn das Thier ist manchmal klüger wie der Mensch und ist selten undankbar.

„Nehmt Euch kein Beispiel an meinem wilden Leben. Ein jeder Mensch hat seine besondere Rinde, seine besondere Wurzel. Die Eiche ist nicht wie die Buche. Der Mensch aber, sagt

die Bibel, ist wie der Baum des Feldes, der Eine muß, um zu grünen, ausgepflanzt werden, der Andere stirbt dabei ab. Die Fichte gedeiht nur auf sandigem Boden, bei Heidel- und Brombeeren. Wenn ich reich gewesen wäre, wäre ich schon längst todt. Ich bin eine Menschenfichte gewesen. Hingegen habe ich wie sie Kühnholz, das man zur Fackel braucht.

„Traut den Leuten nicht, die leise sprechen und gern schmeicheln, geht den Faulen aus dem Weg, und wenn Ihr reich werdet, nehmt keinen Knecht oder Magd, die langsam gehen, langsam essen und gerne lange schlafen. Du, Lenz, hüte Dich vor Prozessen, gib lieber zwei für eins und laß' fünf grad sein. Wenn Du Jemand ein Geheimniß anvertrauen willst, mache die Thüre auf, damit keiner dahinter steht. Schiebe nie eine Arbeit auf den andern Tag auf. Im Besten höre in allem auf. Wenn Ihr Verdruß habt, so lauft hinaus auf's Feld, in den Wald. Fürchtet den Tod nicht, wer den fürchtet, lebt nicht. Denkt nie an den Selbstmord, der süßeste Selbstmord ist das Leben.

„Jetzt geht, horcht auf das, was ich Euch sage, und nicht auf das, was ich thue. Kommt, ich will Euch meinen Segen geben. Wenn Ihr je etwas mit einander vorhabt, denkt an mich. Meine Klarinette hängt Ihr in die Stube, und behaltet sie, so lange Ihr lebt, hernach vermacht Ihr sie Euerm besten Kinde. Jetzt lebt wohl. Lenz, wenn Du je meinem Rickel ein böses Wörtlein gibst, so stehe ich aus dem Grabe auf und verfluche Dich.“ Kaum hatte er dies alles so hingeworfen, so verschwand er, um die Abschiedsszene zu ersparen, und sprang rasch dem Walde zu.

Gegen Abend schlich er sich aus dem Walde in das Haus der Kreuzwirthin, und versteckte sich in die Oberstube, nachdem er einige Zeit im Stalle herumstöberte. Gegen Mitternacht nahm Dollinger das Leintuch von dem Bette, das in der Stube stand, umhüllte sich damit und warf die Kette, die er im Stalle geholt hatte, um sich. — Mit schwerem Schritte stieg er die Treppe hinab, und rasselte an der Stubenthüre, wo Lenzens Mutter neben ihrer Magd schlief. Die

Stubenthüre war nicht verſchloſſen, er machte ſie daher langſam auf und trat geſpenſterartig hinein. — „Jeſus, Maria,“ ſchrie die Magd, „der alte Lenz.“ — Dollinger ſtreckte die Arme aus und ſchritt immer langſam näher. Die Alte erwachte, wollte einen Schrei ausſtoßen, der ihr aber im Halſe ſtecken blieb. Sie liſpelte blos: — „Lenz, — gebenedeit unter allen Weibern, heilige Marie, Mutter Gottes,“ und deckte ſich bis über die Ohren zu. Aber Dollinger riß ihr, ohne ein Wort zu reden, die Decke vom Leibe weg, und winkte der halbtodten Magd, ſich zu entfernen. Dieſe ließ ſichs nicht zwei Mal ſagen und lief im Hemd fort, ſtürzte aber vor Angſt und Furcht der ganzen Länge nach in den Hausflur, wo ſie mehr als eine Stunde leblos lag. Die Kreuzwirthin erhob ſich maſchinenmäßig, fiel auf die Kniee und betete. „Haſt — mich — vergiftet,“ ſprach gebrochen und grabeshohl das Geſpenſt. — „Heilige Marie, Mutter Gottes,“ liſpelte immer die Unglückliche, deren Lippen vor Todesangſt bebten. — „Giftmiſcherin,“ ſchrie das Geſpenſt wieder,

„mußt mit mir ins Grab.“ — Sie ſtürzte faſt leblos auf die Erde. Dollinger erhob ſie, ihre Sinne waren faſt weg. „Haſt — mich — vergiftet,“ wiederholte er, indem er ſie ſchüttelte. — „Ja, ja,“ bebte die kalte halbtodte Lippe. — „So fahre zur Hölle, alte Metze,“ ſchrie Dollinger wüthend und erwürgte ſie mit einem Druck. Als ſie ganz blau war, warf er ſie aufs Bett, ſchritt über die Magd weg und wollte ſich entfernen, als ihm der alte Lenz ſelbſt, in ſeiner Todtengeſtalt, an der Thüre erſchien. „Zurück,“ ſchrie es, „zurück! Mörder.“ Dollinger traute ſeinen Augen nicht, er lief ihm nach, das Geſpenſt ihm, die Thüre öffnete ſich weit. Im Walde tanzten Heren mit feurigen Bränden und ſpielten Ball mit lebendigen Kindern. Dollinger ſchien tauſend Augen zu haben, der alte Lenz hatte nur ein groſses mitten auf der Stirne. Da packten ſie ſich, wirbelten ſich gegenſeitig in der Luft herum; einen Augenblick hernach waren ſie hundert Stund weit von einander. Dollinger aber lief immer. Jetzt war das Geſpenſt hinter ihm, ſetzte ſich ihm auf den Nacken, er

ergriff es, ſchleuderte es krachend zur Erde und ein höhniſches Gelächter erſcholl tauſendfältig in der Luft. — „Mörder, Mörder!“ Immer, immer lief der arme Dollinger, der Schweiß troff ihm von allen Seiten herab, er wollte ſich im Rheine baden, aber das Geſpenſt ſchwamm vor ihm her und ließ eine Feuerfurche auf dem Waſſer, worauf allerhand Geiſter tanzten, aufflackerten und verſchwanden. Armer Dollinger. Gar lange lief er dem alten Lenz nach, bis es tagte, wo das Geſpenſt verſchwand, und der arme Bettler zur Ruhe gebracht wurde.

Dollinger ward nach jener Nacht toll. Er lief über den Rhein, wo er von der badiſchen Regierung zurück nach dem Elſaß geliefert wurde, allwo er vier Wochen drauf im Tollhauſe ſtarb. Seine Tollheit war, das Geſpenſt des alten Lenzens. Dies hatte er nicht in ſeinem Doppelgeſicht geſehen.

Lenz und Rickel heiratheten ſich zwei Monate ſpäter und machen wohl eines der glücklichſten Paare im Dorfe aus. Es blieben für Lenz noch für ungefähr dreißigtauſend Franken Güter

und Häuſer. Sein älteſter Sohn lernt die Klarinette blaſen. Rickel näht für die Armen umſonſt und wird von Jung und Alt angebetet.

So oft Frau von Ehrenberg auf's Land geht, wohnt ſie bei Rickel.

(Im Dorfe hieß es, Lenzen's Mutter habe der Teufel geholt. Laſe ſagte: „das mache des Teufels Geſchmack keine Ehre!"

Ende.

Mathiſel und Bäbele.

Elſäſſer Dorfnovelle.

Der Maimond nahte heran. Schon brannte die Sonne heiß auf Wieſen und Aecker, die Schlüſſelblumen ſtreckten bereits neugierig die Hälſe aus dem Waldgras hervor, die Bäume blühten „in voller Wuſt,“ wie die Bauern ſagen, die Gärten waren umgegraben und umzäunt, und Nelken und Hyazinthen ſtolzirten neben dem ankeimenden Lattich und Kohl. Ein ſchöner Frühlingsabend dunkelte herein, und das Abendroth erloſch ſanft über dem Walde, indem es ſich nach und nach mit dem weißen Wolkenmeer am Horizont vermählte. In einem Bauernhofe, am Ende des Dorfes, ſaßen der Eigenthümer Leopold, ſein Nachbar Schloſſer und ein Taglöhner von Seſſenheim, der auf dem Heimwege

hier ein Weilchen ausruhte. In der Ferne quakten die Frösche um die Wette, und das Echo, das ihnen antwortete, verkündete einen heißen Morgen. Einige Knaben saßen am Rande des Baches und klopften Weidenäste aus, um sich Schalmeien daraus zu machen; die Hühner wanderten gravitätisch ihrem Nachtlager zu, und aus der mittlern Stallthüre guckte neugierig der Schimmel, als wollte er dem Gespräche der Männer ebenso aufmerksam zuhören, wie Abrahämel, der Sohn des Eigenthümers, dies that. Sie sprachen von den Aussichten der Erndte, vom Heu, vom grünen Futter, und als sie fertig waren, kam die Reihe an verschiedene Familienverhältnisse, die Leopold, den die Bauern schlechtweg Löbel nannten, fast alle bis in das kleinste Detail kannte, weil er der Vertraute fast aller braven Bauern in der Umgegend war. Wenn er mit seinem Abrahämel über Feld auf Besuch ging, saß der Knabe manchmal vier bis fünf Stunden ruhig hinter dem Ofen und hörte den Geschichtchen seines Vaters zu, die dieser einfach, aber herzlich zu erzählen wußte. Die

Bäuerinnen erzählten ihm dann wieder ihre eigenen und die Geſchichten anderer Familien, und ſo wurde es oft ſpät in der Nacht, ehe ſie wieder nach Hauſe kamen. — Es war tiefe Dämmerung. Der Tagelöhner wünſchte eine gute Nacht, und entfernte ſich, der Nachbar ging zur Ruhe, aber im Hofe Löbels ging's noch luſtig zu. Gewöhnlich kamen die Juden und die Bauernburſchen in Löbels Hofe zuſammen, und blieben oft bis gegen Mitternacht, denn auch die Mädchen des Dorfes kamen hieher, und da wurden die Herzensangelegenheiten der ganzen Umgegend beſprochen. Hier wurde herzlicher gelacht und geweint, als in manchem Theater; denn hier war immer reine, oft die ſchrecklichſte Wirklichkeit. Löbel, obſchon nahe an den Fünfzigen, liebte die heitere Laune der Jugend, und ſeine zwei erwachſenen Töchter nahmen ſelbſt Theil an dieſen unſchuldigen Vergnügen. Ueberdies galt er für einen der tiefſten Weiberkenner, und ſehr oft kamen Leute zu ihm, um bei ihm ſich Raths zu erholen bei Verlöbniſſen oder Heirathen. Raſchheit und Keckheit waren die erſten

Erforderniſſe, ſich ſeinen Beifall zu erwerben, und er beobachtete demgemäß den Gang des Mädchens, das ſich ſtets raſch und graziös bewegen müſſe. Auch behauptete er, man könne ein Mädchen kennen lernen an der Art und Weiſe, wie es eſſe, und wie es Eſſen zu bereiten verſtehe. Deshalb ließ er ſich bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich von dem Mädchen Fiſche mit ſauerer Sauce kochen, um ihre kulinariſche Geſchicklichkeit darnach zu beurtheilen. „Beſſer eine böſe Frau, die nett," ſagte er, „als eine ſchöne, die langſam und faul iſt." Langſamkeit war ihm ein Gräuel. Vom Burſchen forderte er „eine kupferne Gurgel," um heiß und ſchnell eſſen zu können, und wenn er einen neuen Knecht erhielt, ſetzte er ihm einen Hechtkopf vor. Aß dieſer langſam, zog gemüthlich jede Gräte heraus, ſo wurde er den andern Morgen wieder fortgeſchickt. Seine Frau hatte einen eben ſo raſchen Charakter. Sie erzog neun Kinder, ohne daß je eine Magd in das Haus kam, und dieſe Kinder wurden hart gewöhnt, und Keiner im Dorfe konnte begreifen, daß deſſenungeachtet

nie eines derſelben krank war. Von Zahn-, Kopf-, Magenſchmerzen keine Spur; hingegen kam Abrahämel, der wildeſte von Allen, nie aus dem Trikolor der weißen, blauen und gelben Farbe, und es verging kein Tag, wo er nicht zwei bis drei Mal Peitſchenhiebe bekam, aber zum Weinen konnte man ihn doch nicht bringen.

Im Hofe ſtanden Bänke und Stühle. Die Mädchen nahmen gewöhnlich eine Bank ein, und Abrahämel, der eine hübſche Stimme hatte, oft Lieder ſingen mußte und dafür mit Küſſen überhäuft wurde, lagerte ſich gewöhnlich auf der Hausſchwelle. Er ſang aber nur, wenn Mathiſel zugegen war, erröthete nur, wenn Bäbele ihn küßte. Darum neckten ihn die Mädchen, er ſei in das Bäbele verliebt; Abrahämel erröthete, ein Gelächter erſcholl, und nur ſein Vater, der mitten im Hofe dieſen Schäkereien zuhörte, lachte nicht, und ſchien doch auch nicht zu zürnen.

Abrahämel war einer der unglücklichſten Knaben im Dorfe; wild wie ein muthiges Füllen, dabei doch gefühlvoll, ja melancholiſch, in der Schule der Erſte hinſichtlich des Lernens, aber

auch der Unruhigste hinsichtlich des Betragens; immer hatte er es mit den Mädels zu thun. Zu Hause aber wurde er wie ein Sklave behandelt. Er konnte nichts recht machen, weder am Tische, noch im Stall, weder im Garten, noch im Felde, noch auf der Weide. Unaufhörlich kamen Klagen über ihn; da hatte er die Fenster eingeschlagen, dort einen Buben fast todt geprügelt, hier Kirschen gestohlen, dort den Hanf geholt, um Peitschen zu flechten — und da ging's denn ohne Schläge nicht ab. Seine jüngere Schwester denunzirte ihn beständig bei der Mutter. Da hatte er ein Aepfelchen gestohlen, dort den Mädels Mandeln gekauft, sehr oft hatte er ihr selbst die Haare ausgerissen; war das Mittagessen nicht fertig, so zerschlug er die Scheiben oder kletterte auf die höchsten Obstbäume, um da sich schadlos zu halten. Da gab's denn Seitens der Mutter natürlich Schläge, wobei der wilde Knabe laut sang, so daß sie oft im höchsten Zorn lachen mußte, und kam dann der Vater nach Hause, so ging's von Neuem an. Dieser schlug selten, aber dann hörte er nicht

eher auf, bis die Nachbarn ihn davonriſſen. Einſt hatte er ſeinem Sohne das Naſenbein entzwei geſchlagen, weil er ſeiner Schweſter das Brodmeſſer nachgeworfen. Abrahämel zuckte nicht. Die erſte Nacht blieb er im Walde und übernachtete auf einer Eiche; am andern Tage ging er zu einem Wundarzt in Biſchweiler, der ihm die Naſe verband; es war keine Gefahr dabei; dann trieb er ſich einige Tage in Straßburg umher, von trockenem Brode lebend, beguckte ſich die ſchönen Häuſer und die Soldaten, lief mit letzteren zum Exerziren und ſollte wegen ſeiner Behendigkeit als enfant de troupe ins Regiment aufgenommen werden, aber Mathiſel, der den Buben wie ſeinen Augapfel liebte, holte ihn wieder zurück. Sonſt hatte er keinen Freund im Dorfe. Seine Eltern behaupteten, er werde ein Taugenichts werden, beſonders da er nicht religiös war, obwohl er das Geſetz und die Propheten auswendig wußte; ſeine Lehrer hingegen liebten ihn, weil er Alles ſchnell auffaßte, und Einer prophezeite ihm, er werde ſich noch taufen laſſen. Seine Mitſchüler haßten ihn,

weil er sie Dummköpfe schalt und sich mit ihnen alle Tage herumprügelte, und legten ihm sogar einen Gelddiebstahl zur Last, weshalb er zwei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt wurde, bis der wirkliche Thäter, aus Mitleiden mit ihm, seine That gestand. Nur Mathisel nahm entschieden seine Partei. Er gab ihm Bier im Wirthshause, drehte ihm Peitschen, half ihm Trauben und Birnen stehlen, vertheidigte ihn oft gegen sieben bis acht andere Knaben, die er herausforderte, ja rettete ihm einmal das Leben, als er auf einem Kirschbaume hart am Bache Kirschen stehlend saß, und sein Vater mit einer Stange auf ihn zulief. Der Junge sprang vom Baume herab in den an dieser Stelle ziemlich tiefen Bach, fiel aber rücklings hinein, und Mathisel, der gegenüber wohnte, sprang ihm nach, und rettete ihn mit vieler Mühe, da er bereits die Besinnung verloren hatte. Woher diese Freundschaft zwischen Abrahämel und Mathisel? Ich weiß es nicht. Dieses aber ist gewiß, hätte Mathisel von ihm einen Vatermord verlangt, er würde nicht gezögert haben. — Helvetius

hat Recht: unſere ganze Erziehung hängt vom Zufall ab. Wir verſtehen häufig unſere eigenen Kinder nicht, ſchlagen alle über einen Leiſten, und doch gibt's Kinder von zehn Jahren, die einen ausgeprägteren Charakter haben, als Männer in den Dreißigen. Es hing vom Zufall ab, daß Abrahämel nicht ſeine Schweſter tödtete, es war Zufall, daß er von dem Regimente zurückgeholt, Zufall, daß er aus dem Bache gerettet wurde, und ſpäter, als der Knabe, der ſeinen Mathiſel verloren hatte, im dreizehnten Jahre in die weite Welt wanderte, retteten ihn noch manche Zufälle und gaben ihm Gelegenheit, wenigſtens etwas zu lernen.

Mathiſel war ein ſchlanker, draller Burſche, luſtig bis zur Ausgelaſſenheit, gut bis zur Verſchwendung. Das lag übrigens in ſeiner Familie: er war Frohm's Bruder und jenes kauzigen Michels Sohn;*) liebte Putz und Tanz, aber wenn er einen Tag arbeitete, ſo war mehr gethan, als Andere an zwei Tagen be-

*) Siehe die Novelle Frohm.

ſchicken. Sonntags ging er, ſtatt in die Kirche, auf die Jagd, und war von allen Mädchen geliebt. — Abrahämel war ſein dienender Gnome. Der mußte die Mädel aushorchen, zu welchem Zwecke er ſich einmal ſogar die ganze Nacht unter der Bettſtelle zweier Mädchen verſteckt hielt. Oft ging er mit ihm auf die Nachtweide, ritt ſeine Pferde zum Pflügen und Ackern, und wenn Mathiſel auf die Iltisjagd ging, war Abrahämel ſein Treiber und ſein Wächter; denn Mathiſel jagte oft ohne port d'armes. Von den Eltern wie von den Lehrern deswegen oft hart beſtraft, änderte er ſich hierin nicht. Mathiſel war ſein Herrgott, er blieb nicht von ihm. —

Mathiſel kam heute am ſpäteſten in die Abendgeſellſchaft, und man neckte ihn wegen ſeiner Liebſten in Runſenheim, die er wahrſcheinlich erſt beſucht habe. Dagegen erzählte er ironiſch von ſeiner Nachbarin, die beſtändig hoffe, noch einen Fund im Rind zu machen, da ſie ſehr oft gegen Mitternacht Feuer auf den Wieſen ſehe, welches ſicherlich ein Goldklumpen ſei. „Ja,"

ſagte ein Mädchen, „die ungläubigen Leute läugnen Alles. Drunten an der langen Brücke läßt ſich ein weißes Fräulein ſehen, neben einem Kaſten, worauf ein ſchwarzer Hund ſitzt. Wenn man um Mitternacht vorübergeht, läuft Einem das weiße Fräulein nach, und bietet Einem die Schlüſſel an, und wenn man ſie annimmt“ — ſie hielt inne. — „Nein,“ hieß es allgemein. — „Ja,“ fuhr das Mädchen fort, „Jaqueles Jokele hat ſie ein Mal genommen, und iſt zwölf Wochen todtkrank geweſen.“ — „Und als er wieder geſund war,“ entgegnete Mathiſel, „iſt ihm noch etwas Schlimmeres paſſirt.“ — Alle lachten, denn jeder kannte ſeine Frau, die häßlichſte und böſeſte im Dorfe. „Da hätte ich doch lieber die weiße Frau geheirathet,“ fuhr Mathiſel fort. „Die hat gewiß keine ſcheele Naſe.“ — Abermaliges Gelächter. „Läſtere nur,“ verſetzte das Mädchen. „Dir geht's auch nicht gut aus. Unſer Herrgott ſieht lange zu und am Ende“ — „Drückt er ein Auge zu,“ fiel ihr Mathiſel raſch in's Wort. „He, Abrahämel, was ſagſt Du dazu?“ — „Mit unſerm Herrgott,“ verſetzte

dieſer, „iſt bös anfangen, es nehmen ſich immer böſe Menſchen ſeiner an.“ *) Keiner, außer ſeinem Vater, verſtand ihn. Dieſer aber gab ihm eine Ohrfeige, die laut im Hofe widerſchallte. „Habe ich es nicht geſagt?“ rief der Knabe; „unſer Herrgott hätte mir keine Ohrfeige gegeben.“ Dieſe Antwort brachte ihm eine zweite ein, die ihn ſofort zu Boden warf. Mathiſel erhob ſich: „Jetzt iſt's genug, Löbel, — Euer Junge hat mehr Verſtand als Ihr.“ — „Ich hab' ſchon mehr ſolcher Antworten von ihm gehört,“ ſprach dieſer, „ich weiß nicht, wo er ſie her hat, er muß deutſche Bücher leſen. Wir ſind doch Alle fromm und gottesfürchtig.“ — „Aber an das weiße Fräulein braucht man deswegen noch nicht zu glauben,“ verſetzte Mathiſel; „überhaupt geſchieht dem Jungen oft Unrecht.“ —

*) Abrahämel wurde von ſeinem Lehrer früher ſchon zweimal 24 Stunden bei Waſſer und Brod eingeſperrt, weil er bei dem erſten Verſe der Bibel fragte, was denn Gott gemacht habe; ehe er die Welt erſchaffen. Dieſer Umſtand, ſo geringfügig er war, machte den Jungen zu einem Philoſophen.

„Ich habe nichts dagegen, Mathiſel, daß Du den Jungen gern haſt, aber in meinem Hauſe mache ich, was ich will, und meine Kinder erziehe ich, wie ich will. Geh' dort zu den Mädels. Siehſt Du, das Bäbele hat ihn ſchon aufgehoben und tröſtet ihn. Die iſt auch ſchon verliebt. Es wird überhaupt etwas Gewaltiges aus ihm werden. Ich meine, ich ſehe ihn ſchon, wie ihn die Gendarmen holen.“

Abrahämel antwortete nicht, ſondern ging in den Stall, und da unterdeſſen die Nacht eingebrochen war, entfernten ſich die Mädchen, während die Burſchen noch zurück blieben. Löbel hatte ſeinen vollen Humor. Man ſprach von den verſchiedenen Eigenſchaften der Mädchen, und Jeder rühmte die Schönheit einer andern. — „Den Teufel verſteht Ihr,“ ſchrie Löbel, theatraliſch mitten in der Gruppe ſtehend, „mein Junge hat böſe Eigenſchaften, früh oder ſpät holt ihn der Teufel, aber er verſteht bei Gott jetzt ſchon beſſer ein Mädel, als Ihr Alle. Ecks Bäbele iſt das ſchönſte Mädchen im Dorfe, ja in der Gegend, und wäre ich ein Burſche, die müßt'

ich haben. Jetzt gute Nacht! — Abrahämel," ſchrie er, indem er in die Hausflur trat, „die Roſſ' heraus und auf die Weid'! 's Schloſſer Buben gehen mit!" — „Und ich auch," rief Mathiſel, „ich habe keine Luſt zum Schlafen. 's Bäbele," ſagte er zu Löbel, der am Fenſter ſtand, „will ich mir doch anſehen. Ich hab's noch gar nicht recht beobachtet." — „A propos," fragte Löbel, „hat Dein Vater die Waldwieſe gekauft?" — „Ja," verſetzte Mathiſel, „für 60 Louisd'or. Der Eck wollte 55 dafür geben. Die andere daranſtoßende Wieſe gehört ihm." — „So kannſt Du Dir das Bäbele aus dem Kopf ſchlagen," meinte Löbel. „Er hat auf Leben und Tod geſchworen, daß wenn Dein Vater ihm die Wieſe wegſchnappt, ihm Keiner von Euch mehr über die Schwelle darf, und der Eck hält Wort. Gute Nacht!"

In den Monaten Mai und Juni pflegte man im Dorfe die Pferde von Nachts elf Uhr bis gegen Morgen auf die Waldweide zu bringen.

Die eine Hälfte des Waldes, eine ſtarke Viertelſtunde vom Dorfe, gehörte der Gemeinde Suflenheim, die andere der Regierung. Hier wuchs das ſchönſte Gras, oft mannshoch, und hie und da befand ſich mitten im Walde eine freie viereckige Wieſe, die man im Elſaß Mannsmati heißt, weil ſie einen Wagen Heu und Grummet liefert. Das ſind die beſten Wieſen im Bann. Auf der nördlichen Seite derſelben war die Ausſicht frei, und man erblickte von da aus die Kirchthurmſpitzen mehrerer Dörfer in der Umgegend. Das Gras im Walde durfte weder gemäht, noch abgeweidet werden, da es dem Walde als Dünger dienen ſollte. Die Bauern machten ſich aber kein Gewiſſen daraus, Nachts ihre Pferde dort weiden zu laſſen, und die Thiere freuten ſich darauf und ſtampften wollüſtig in dem fetten Graſe umher. Der Flur- und Waldſchütz ſchickte oft ſeine Buben ſelbſt mit auf die Weide, — gehörte doch der Wald der Regierung — und wurde er verſetzt, und kam ein Anderer, meiſtens ein Stockfranzoſe, ſo machte der zuerſt einige Rapporte an das Friedensgericht zu

Bischweiler, und da kostete es denn den Uebertretern je 15 bis 20 Francs Strafe, auch mußte wohl einer oder anderer, auf der That ertappt, in's Gefängniß wandern. Aber je länger er im Dorfe war, je mehr sah er ein, daß ein Einzelner, sei er auch königlicher Beamter, nicht lange gegen die Gesammtheit des Dorfes sich halten könne. Oft fand er eines Morgens alle seine Fenster ausgehoben, Keiner besorgte ihm seine Feldarbeit, seine Frau ward nirgends freundlich empfangen, Niemand wünschte ihm einen guten Tag, Keiner bot ihm ein Glas Wein, und am Ende hielt er es für gut, sich zu stellen, als merke er nichts, und blieb Nachts zu Hause. Dann hieß es bald: Herr Förster vorn, Herr Förster hinten. Kein Schmaus wurde abgehalten ohne ihn, seine Frau erhielt die schönsten Blumen und Früchte, und um ihn zu behalten, durfte er bisweilen einen Rapport machen, wo dann die Pferdebesitzer insgesammt die Strafe zahlten. Die geheime Waldweide war also eine ganz öffentliche Sache im Dorfe.

Abrahämel führte eine Nacht um die andere

die Pferde in den Wald, und die meiſten Juden im Dorfe übergaben ihm ihre Pferde. Andere Bubey gingen mit, zuweilen kam Mathiſel auch, und man band dann das Halfterſeil den Pferden um das rechte Bein, um ſie beim Fortlaufen gleich wieder einfangen zu können. Die Bauernpferde waren übrigens geduldig; Gefahr war nur bei den fremden Judenpferden, die dieſe vom Markte brachten und deren Eigenſchaften man nicht kannte. Man kann ſein Lebenlang mit Pferden umgehen und doch betrogen werden. Auch wurden neuankommende Pferde immer feſt am Beine geſchloſſen, und dennoch dauerte es oft eine Stunde, ehe man ſie wieder fangen konnte. Oft waren ſie böſe, und man durfte ihnen nicht nahe kommen, ſo daß nichts übrig blieb, als ſie mit der ungeheuer langen Peitſche aus dem Walde zu treiben, was oft halbe Tage lang dauerte. Ueberhaupt gibt es kein läſtigeres Hüten, als das der Pferde, denn ſie haben zu viel Verſtand und ſind ſehr hartnäckig.

Sobald Abrahämel mit Toni und Seppel, ſeinen Nachbarsbuben, im Walde angekommen

war, ließen sie die Pferde laufen und lagerten sich am Saume des Waldes auf einer Wiese, wo sie Feuer machten, um Kartoffeln zu braten. Die Nacht war sternenhell; in lautlosem Schweigen stand der Wald, nicht einmal die Baumblätter bewegten sich: es war die Ruhestunde der Natur. Wer oft des Nachts im Walde war, macht hier die merkwürdigsten Beobachtungen. Zuerst lernt man die Stunden kennen an gewissen Stellungen der Sterne, die sich paaren und trennen, ohne daß man eine Bewegung sieht, und dann hat, von Mitternacht an, jede Stunde ihre bestimmten Kennzeichen ausgeprägt, in dem Geräusche der Vögel und Bäume, oder der Thiere, die man bei sich hat. Je mehr der Tag sich nahet, desto belebter wird der Wald. Nach und nach hört man ein Blatt rauschen, die Rehe schrecken von ihrem Lager auf, die Pferde heben den Kopf in die Höhe und scheinen zu lauschen. Plötzlich ertönt's von allen Seiten wie ein Menschengeschrei, als pfiffen sich Diebe gegenseitig zu: das sind die Nachteulen, und es gibt nichts Fürchterlicheres, Schauerlicheres, als diese schril-

lenden Töne für den, der ſie nicht kennt. Glücklicherweiſe währt das kaum zehn Minuten, aber das Höllenconcert iſt ſo gräßlich lärmend, daß man oft ſein eigenes Wort nicht verſteht. Die herzhafteren Buben ſchrieen oft mit darein und wußten dieſen Pfiff täuſchend nachzuahmen. Dann mit einem Male wird es finſter; die Eulen verſtummen, aber die Baumblätter beginnen flüſternd ſich zu regen — das nennen die Juden ihr Morgengebet, — das Gras wird naß, und die Pferde freſſen nicht mehr. Dieſe Totalfinſterniß, die allemal fünf bis zehn Minuten vor Tage eintritt, auch wenn die Nacht ganz hell war, iſt höchſt feierlich. Nach einigen Sekunden trillert die Lerche, das erſte Roth erſcheint am Himmel, und nun plötzlich ſchlägt die Waldnachtigall einige ſcharf abgeſtoßene Töne, immer in dem Trompetenſtoß Trarata, als kündige ſie mit einer Jubeltrompete den Tag an. Es wird friſch, der Thau ſenkt ſich auf Blumen und Gras, die Blätter rauſchen heftiger, hie und da ſchießt ein Reh vorbei, die Blumenſtengel heben ſich, verſchiedene Vögel zirpen und zwitſchern

bunt durcheinander, und mitten in dem tausendstimmigen Concert tönen laut die immer tieferen, kräftigeren und schnelleren Triller der Nachtigall durch. Auch gibt es Pferde, die beim Anbruch des Tages laut wiehern, als wollten sie ihn mit Jubel begrüßen. Nimmt man hinzu, wie hier und da schon ein Bauer gebückten Hauptes durch den Wald streift, oder ein Jude, der sein Morgengebet verrichtet, so ist das Bild eines Tempels der Natur, in welchem alle Wesen einmüthig die Gottheit preisen, poetisch vollkommen. — Ich habe die Bemerkung gemacht, daß Alles, was lebt und webt, den Tag mit Jubel begrüßt, mit Ausnahme der Eulen, die, merkwürdig genug, eine Viertelstunde vorher Zeter und Mord schreien. Sollte es sich nicht eben so mit dem moralischen Tage verhalten?

Nach Mitternacht kam Mathisel mit seinen zwei Rappen. Toni und Seppel hatten Kartoffeln gebraten, und bereiteten sich ein Lager in dem kühlen Waldgraben. Die Pferde weideten ruhig längs des Waldsaumes, denn sie gehen nicht gern in den Wald. Beim geringsten Ge-

räuſch ſpitzen ſie die Ohren, heben den Kopf in die Höhe, lauſchen, und ſenken ihn dann wieder. Sie entfernen ſich ſelten weit von ihren Hütern und ſind überhaupt viel geduldiger bei Nacht als bei Tage. Jedes vierfüßige Thier übrigens ſieht beſſer bei Nacht als bei Tag, eine Bauernregel, die wahrſcheinlich von der Wiſſenſchaft beſtätigt wird.

„Abrahämel," begann Mathiſel, „wenn die dort ſchlafen, habe ich Dir etwas zu ſagen." — „Was denn?" — „Ich will der Marie in Runſenheim noch guten Abend ſagen. Du gehſt mit." — „Es iſt aber eine gute halbe Stunde." — „Ei, wir nehmen Schloſſers Pferde, reiten die Matten hinauf, nnd am Dorfe warteſt Du, bis ich wieder zurückkomme." Abrahämel verweigerte Mathiſel nichts. Sie lauſchten einige Zeit: man hörte nur das Schnarchen der beiden Buben und das Grasabrupfen der Pferde. Da warfen Mathiſel und Abrahämel ſich auf die Pferde und trabten am innern Saume des Waldes auf den Wieſen gen Runſenheim; die Suflenheimer Glocke kündete ein Viertel nach Zwölf.

Jenseits der ersten Waldwiese hielten sie die Rosse an, und nun ging's im Schritt langsam fort. — „Sag' einmal, Abrahämel, kennst Du das Bäbele schon lang?" — „Ich bin ihm schon lange gut," versetzte der Knabe. „'s Bäbele hat ein gutes Herz. Sie läßt gern alle Armen auf ihren Feldern nachlesen, gibt ihnen Milch und Käse und schlägt Keinem eine Kochet*) Rüben oder Grundbeeren" — Kartoffeln — „ab." — „Woher weißt Du das?"

„Die armen Juden erzählen es oft! die wissen am besten, wer ihnen gut ist." — „Aber der Eck kann doch keinen Juden vor den Augen leiden." — „Desto mehr Bäbele. Ihr Vater hat ihr oft schon verboten, zu uns zu kommen, sie kommt aber jeden Abend. Meine Schwester, die in Straßburg nähen lernte, wie Du weißt, hat ihr ein kattunenes Kleid gemacht; hättest es nur sehen sollen. Ich habe in Straßburg schöne Mädchen genug gesehen, aber wie das Bäbele doch nicht Eines." — „Woher kennst Du denn

---

*) Kochet ist eine Portion zum Kochen.

die Mädchen?“ — „Du weißt ja, ich kann die ganze Bibel auswendig. Da ſind Dir die ſchönſten Mädchen drinn, eine immer ſchöner als die andere. Wenn's denn heißt, die Sara, die Rachel, die Dina, die Thamar war ſchön von Angeſicht, reizend von Geſtalt, ſo denke ich mir gleich ein Mädchen vom Dorfe drunter. Die Sara, das war für mich des Feißeles Jettel, von der habe ich geträumt, wie ich ſieben Jahr alt war; die Rachel, Stephemertels Staſi; die Dina, Schloſſers-Lehnel, und ſo weiter. Es iſt mir unmöglich, alle dieſe ſchönen Weiber unter einer Geſtalt zu denken.“ — „Und wer war Dir das Bäbele?“ — „Kennſt Du die Geſchichte von der Ruth?“ — „Nein.“ — „Aber Dein Vater hat ja eine Bibel, warum lieſeſt Du nicht darin?“ — „Es iſt mir lieber, Du erzählſt es mir.“ — „Ach, und die Potiphara, die kennſt Du auch nicht?“ — „Nein, wer iſt die?“ — „Ach, Deine Marie, die dicke Motſch, die gefällt mir gar nicht.“ — Sie waren beim Dorfe; Mathiſel ſtieg ab, und Abrahämel hielt bis zur Rückkunft ſein Pferd. Das dauerte lange, und doch wollte

Mathiſel blos an's Fenſter klopfen, und Marie mit einer guten Nacht überraſchen. Man glaubt es nicht, wie zart oft Bauern denken, aber es dauert eben nicht lange. Der Nachtwächter ging vorüber und rief dem Reiter zu. — Abrahämel hatte weißleinene Hoſen an, die auf dem Rappen ſtark abſtachen. Da er keine Antwort gab, überfiel plötzlich den Wächter eine fürchterliche Angſt; er glaubte feſt, es ſei ein Geſpenſt und lief ſpornſtreichs davon. Abrahämel verſpürte Luſt, ihm nachzurennen, als Mathiſel dem Wächter begegnete. — „Holla ho, wohin Nachtwächter?“ ſchrie Mathiſel. „Welche Zeit iſt es?“ — „Die Zeit der Geſpenſter,“ antwortete dieſer und rannte fort. Mathiſel ſchwang ſich lachend auf's Roß. „Du biſt lang geblieben,“ ſagte Abrahämel. — „Ja,“ verſetzte Mathiſel, „die wollte mich gar nicht fortlaſſen.“ — „Haſt Du ſie denn gern?“ — „Ich weiß nicht, ein Burſche muß doch eine Liebſte haben.“ — „Aber die Marie hat noch mehr Freier; ſie iſt allen reichen Burſchen gut; Vater, der oft nach Runſenheim kommt, weiß das recht gut. Wenn Du Abends

von uns fortgehſt, hat er Dich oft ſchon ausgelacht.“ — „Dein Vater iſt bösartig.“ — „Streng, hart wie Stein, aber er ſagt's eben, wie er denkt. Oft iſt er ſehr, ſehr gut. Wenn ich allein mit ihm über Feld gehe, erzählt er mir immer ſeine Lebensgeſchichte, wie er in Augsburg Stallknecht bei dem öſtreichiſchen Lieferanten war, wie er dann franzöſiſcher Soldat wurde, dann wieder erſter Knecht bei einem Pferdehändler in Raſtadt, dann endlich ſeine Heirath, der hat mehr ausgehalten, als wir Alle zuſammen. Iſt protzig, grob, aber nicht falſch, wie mein Onkel.“ — „Das iſt wahr,“ verſetzte Mathiſel; „aber wenn er Hochdeutſch ſprechen will, iſt es zum Todtlachen.“ — In der That wurde er oft damit geneckt, und doch ſprach er ſo ziemlich augsburgeriſch deutſch. Sie kamen unterdeſſen wieder auf den Weideplatz. Mathiſel war nachdenkend geworden über das, was ihm Abrahämel von der Marie ſagte, es ſchien ihm auch, als hätte ſie beſondere Abſichten auf ihn, als wollte ſie ihn compromittiren.

Es ſchlug halb zwei Uhr; aber weder Toni noch Seppel waren im Graben. Es gibt Pferde und Kühe, die, wenn ſie lange bei einander in einem Stalle ſtehen, ſo ſich einander gewöhnen, daß ſie gar nicht mehr freſſen, ſobald ſie getrennt werden, und oft an dieſer Freundſchaft — ich möchte ſie ſo nennen — ſterben. Das eine Pferd, das an Schloſſers Rappen gewöhnt war, fraß nie auf der Weide ohne dieſen; als nun der Rappe nach Runſenheim wanderte, trabte es auf und ab. Die Buben erwachten, und da ſie ihre Pferde nicht ſahen, meinten ſie, Abrahämel und Mathiſel wäre ein Unglück widerfahren, denn es kamen zuweilen Gendarmen aus Hagenau, um den Grasdieben nachzuſtellen; da aber der Dorfſchütz gewöhnlich die Einwohner davon benachrichtigte, ſo war das ſelten von Erfolg. Toni und Seppel griffen dann raſch nach den dagebliebenen Pferden, jagten im Galopp in's Dorf zurück, ſagten aber freilich nicht, daß ſie geſchlafen hätten, ſondern erzählten ihre Vermuthung als Gewißheit, und gaben vor, ſie hätten, ſobald ſie die Gendarmen erblickt, ſich

auf die Pferde geworfen und seien davongesprengt. Schlosser und Löbel, sammt ihren Weibern, liefen halbbekleidet im Hofe herum, dann stürzte Schlosser zum Flurschützen, um ihn zu erwürgen, wie er sagte, aber er fand ihn ruhig im Bette. In zehn Minuten war das ganze Dorf auf den Beinen, Väter, Mütter und Kinder, Knechte und Mägde erzählten sich das Unglück auf den Straßen. Der Eine wollte die Gendarmen schon gestern Abend bemerkt haben, der Andere rechnete nach, wie lange Mathisel und Abrahämel sitzen würden. Einige stimmten für drei Monate, die Andern für sechs, und in zwei Minuten stieg die Strafe bis auf fünf Jahre; jeder wollte das Gesetz besser kennen. „Ach," sagte Schlosser, „meinetwegen mögen sie sie ewig behalten, aber meine Rosse, — wer gibt mir meine Rappen wieder!" Und die Thränen standen ihm in den Augen. Auch Eck kam hinzu, und freute sich über das Ungeschick Mathisels, dessen Vater ihm die Wiese weggekauft hatte; Löbel nun war sehr niedergeschlagen, er mußte seinen Sohn, obwohl er stets auf ihn

ſchimpfte, doch lieb haben. Mädchen und Frauen machten ihm Vorwürfe über ſeine Härte. „Wie kann man auch ein Kind ſo mißhandeln?“ ſchrieen beſonders die Judenweiber. „Ihr ſeid der einzige Jude hier, der ſeine Kinder auf die Nachtweide gehen läßt.“ — „Ja,“ rief Löbel dazwiſchen, „ich werde ihn in Sammet einwickeln, damit er nicht erfriert. Die Gendarmen werden ihn auch nicht freſſen; er wird mir's ſpäter danken.“ Während dieſes auf der Straße verhandelt und endlich der Beſchluß gefaßt wurde, am Morgen nach Biſchweiler zum Friedensrichter zu gehen, kamen zwei Reiter vom Ried herein über die Brücke. „Da kommen die Gendarmen,“ hieß es, „und wollen auch die Andern holen.“ Die Meiſten liefen davon; nur Löbel, Schloſſer, Eck und noch Einige waren entſchloſſen, ſie feſten Fußes zu erwarten, bis ſie endlich Mathiſel und Abrahämel an der Stimme erkannten. „Wo ſind die Gendarmen?“ rief man von allen Seiten. — „Gendarmen? Wir haben keine geſehen.“ — „Warum ſind denn Seppel und Toni fortgelaufen?“ — Und nun erſchien das Ganze als

ein Räthſel; doch bald entſtand ein unauslöſchliches Gelächter, als Abrahämel kurz die Wahrheit erzählte. Schloſſer lief in die Scheune, holte einen Stock und zerſchlug ihn auf dem Rücken ſeiner Buben. Abrahämel wurde noch feierlicher empfangen, und erhielt zwei Portionen Peitſchenhiebe, weil er die Weide verlaſſen; Mathiſel lachte ſie Alle aus.

Bäbele war eines von jenen Mädchen, deren Züge, einmal geſehen, ſich für immer in's Gedächtniß einprägen. Kaum ſechszehn Jahre alt, war ſie für den Kenner eine jener Mädchengeſtalten, wie ſie die Natur manchmal in einem genialen Rauſche in's Leben ruft. Ihr Geſicht war ein kleines Oval, und die Züge ſo fein und ausdrucksvoll, wie ſie nie ein Künſtler in Marmor haut. Das Näschen war elſäſſiſch ſtumpf, aber ſchön geformt, die Haare braun, das Auge blau und groß, aber mild. Sie war bereits ausgewachſen, und die Grazien ihres Buſens konnten es mit denen der jungfräulichen Diana aufnehmen. Nur einen Fehler hatte ſie, den, nicht in der Stadt geboren zu ſein; denn auf

dem Dorfe weiß man ſolche Schönheiten nicht zu ſchätzen, da liebt man nur Freskobilder: die Liebesgöttinnen auf dem Lande ſind nicht von Meerſchaum, obwohl ſie deswegen in ihrer Art nicht weniger ſchön ſind.

Die Juden haben hierin auf dem Dorfe einen äſthetiſchen Vorſprung. Ihre Kleidung iſt ſtädtiſch, ſie haben an und für ſich ſchon feinere, wenn auch orientaliſche Züge, endlich kommen ſie mehr in Berührung mit der Stadt. Bei den Juden galt daher Bäbele für eine Schönheit, bei den Chriſten für eine gehobelte Latte, wie ſie ſagten, ſie wußten weder ihre Grazie, noch ihren Wuchs zu ſchätzen. Wenn Löbel in Gegenwart anderer Mädchen Bäbele herausſtrich, lachten dieſe ihn aus. „Geht mir nur," ſagten ſie, „mit dem Netzfaden von Mädel. Höchſtens iſt es gut für eine Gartenſtange, woran die Erbſen wachſen." Mathiſel ſelbſt, ſonſt kein gewöhnlicher Burſche, hatte ſie bis jetzt noch wenig bemerkt; er war mager und liebte vor Allem die Dicken, où il y a du flottage, wie

er zu ſagen pflegte, wenn er ſein franzöſiſches Kauderwälſch an den Mann bringen wollte.

Bäbele glaubte ſelbſt, ſie ſei zu mager, und trug daher immer dicke Faltenröcke, um korpulenter zu erſcheinen, konnte aber deſſenungeachtet und trotz der kurzen Bauerntaille ihre Schönheit nicht verdecken. Wenn ſie ging, beſonders wenn ſie etwas auf dem Kopfe trug, eine Welle Gras, einen Zuber Waſſer, überall ſchimmerte die natürliche Grazie durch. Die rechte Hand ſchwebte wellenförmig neben der rechten Hüfte hin und her, mit der linken hielt ſie zwanglos das Gras, der Rechen oder die kleine Sichel guckte neugierig neben dem Gebund hervor und Bäbele ging ſo leicht vorüber, als hätte ſie gar nichts zu tragen. Mädchen, die Grazie haben, ſind noch viel graziöſer, wenn ihre Arme in verſchiedenen Biegungen liegen, oder wenn ſie etwas auf dem Kopfe oder in den Armen tragen, und um dies zu bemerken, braucht man eben kein Künſtler zu ſein; jeder Bauer fühlt das, aber er weiß ſich eben keine Rechenſchaft davon zu geben.

So raſch aber Bäbele in der Arbeit war,

ſo langſam war ſie mit der Zunge. War ſie in Geſellſchaft der andern Mädchen, wo die Mäulchen drunter und drüber wie Mühlräder gingen, ſo ſaß ſie ruhig da und horchte den Reden. Einige verdroß dieß, und ſie nannten ſie dumm; Andere meinten, ſie habe es hinter den Ohren. Als man ihr einſt dieſe Schweigſamkeit zum Vorwurfe machte, mit der ſpitzen Bemerkung, ihre Augen hinderten ſie, den Mund aufzuthun, erwiederte ſie gelaſſen: „Ich habe zwei Augen, um zu ſehen, und nur einen Mund, um zu ſprechen.“ Bei ſolchen Antworten pflegte ſie eine eigenthümliche Kopfbewegung zu machen, als wollte ſie ſagen, jetzt habe ich wieder genug für acht Tage geſagt.

Nicht frei von Stolz, ließ ſie ſich auch nicht mit jedem Mädchen ein, und man neckte ſie daher oft; aber Bäbele hatte dafür nur ein ſtilles Lächeln als Antwort. Nur bei Löbels Tochter war ſie geſprächig, denn die machte ſie auf ihre ſchöne Geſtalt aufmerkſam, und zog ihr oft Stadtkleider an, worin Bäbele ſich nicht genug bewundern konnte. Oft half ſie Nächte hindurch

ihrer Freundin an einem Kleide nähen, und lernte dadurch zuerſt die feinere Arbeit; und da jene in Straßburg geweſen war, ſo konnte ſie ihr Stunden lang von den Stadtmädchen Wahrheit und Dichtung erzählen, wobei das ſtille, aber zu etwas Höherem ſich berufen fühlende Mädchen ſich ſehr geſchmeichelt fühlte. „Was nützt mir das Alles," ſagte ſie oft wehmüthig beim Fortgehen, „morgen muß ich in's Feld, meine Hände von der Sonne verbrennen laſſen, und übermorgen dreſchen. Na," fügte ſie hinzu, „dadurch wird wenigſtens meine Taille geſchmeidig."

Ihr Vater war ein rauher Mann, der noch weniger ſprach, obſchon er Soldat geweſen. Er fluchte fürchterlich auf franzöſiſch, das war Alles, was er gelernt hatte, aber er galt für einen Mann von Wort. Wenn er ein Gebot auf ein Stück Vieh oder auf einen Acker that, ging er nie davon ab, mochte es zu viel oder zu wenig ſein. Auf jene Waldwieſe hatte er 55 Louisd'or geboten. Sie lag ihm am Herzen, mehr als ſein Kind, denn die daneben liegende war ſchon

ſein, und ſo eine Wieſe gilt bei den Bauern für eine Perle. Zehn Monate verſtrichen; für ſechszig Louisd'or konnte er ſie haben, und die hätte er gern dafür gegeben, wenn er ſie gleich dafür geboten. So blieb er bei den 55, bis Mathiſels Vater ſie für 60 erhielt, und nun ſchwur Eck unter den fürchterlichſten Flüchen, daß er nie mehr mit Michel ein Wort ſprechen würde, daß nie mehr ein Glied der Familie Heiſerer über ſeine Schwelle kommen ſolle. So ſind die Bauern, ſo ſind die Menſchen. Welphen oder Ghibellinen, Montecchi oder Capuleti, Eck oder Michel — die Sache iſt dieſelbe, nur das Verhältniß iſt verſchieden. Hier iſt ein Reich, dort eine Stadt, da wieder eine Wieſe der Zankapfel; das Reſultat iſt faſt überall daſſelbe. Das Schickſal wollte, daß in derſelben Woche, als Eck jenen Schwur that, Mathiſel, Michels Sohn, entſchieden ſeiner Marie in Runſenheim entſagte, und ſich allmählig in Bäbele verliebte. Dieſe erwiederte bald ſeine Liebe mit einer Stärke, wie ich ſie ſeither nie mehr bei einem Mädchen gefunden habe. Eck blieb bei ſeinem Entſchluß,

und die Folge war — doch, daß iſt ja der Zweck meiner Erzählung. —

Auf dem Dorfe kennt man kaum das Wort Liebe. Man ſagt nicht, der iſt in die verliebt, höchſtens geſchieht dieß in einem ironiſchen Tone, man ſagt nur: der Burſche geht zu dieſem oder jenem Mädchen; das Mädchen iſt dem Burſchen gut, nichts weiter. Aber wenn ein Dorfmädchen Einem gut iſt, ſo iſt das mehr, als man bei der verliebteſten, mondſüchtigſten Stadtdame finden kann; ſie verweigert dann nichts, was irgend dem Liebſten Freude macht. —

Mathiſel hatte Bäbele oft ſchon tief in die klaren blauen Augen geſchaut. Bäbele, die ſich ihrer Schönheit bewußt war, fühlte ſich geſchmeichelt, daß der liebenswürdigſte Burſche im Dorfe ihr Aufmerkſamkeit ſchenkte, zumal da Mathiſel reich war und er überall als Bewerber willkommen geweſen ſein würde. Ihr Verhältniß jedoch knüpfte ſich nicht ſo raſch. Zuerſt ſprach Mathiſel Bäbele am Sonntag Morgen, als ſie zur Kirche in das Oberdorf ging. Er wollte auf die Jagd, und geleitete ſie bis in die Kirche.

Bäbele machte ihm Vorwürfe, daß man ihn nie in der Kirche gewahre. „Haſen ſind mir lieber als Predigten," antwortete er; „es gibt zwar auch Haſen in der Kirche, aber man darf ſie nicht ſchießen." Ueberhaupt war Mathiſel ein Dorffreigeiſt. Sein Vater ſelbſt hatte Widerwillen gegen die Kirche und Abrahämels Bibelkenntniß gab ihm den Reſt.

Acht Tage darauf fuhr Mathiſel mit Abrahämel Abends in's Ried, um Klee zu holen. Dicht daneben hatte Eck ebenfalls einen Kleeacker, und eben hatte Bäbele ein Gebund Klee zuſammengerecht. „Schönen guten Abend, Bäbele." hieß es. „Weißt Du, daß ich Sonntags auch keinen Spatz ſchießen konnte?" — (Abrahämel ſtieg ab und ſchliff einſtweilen die Senſe). — „Warum denn nicht, Mathiſel?" — „Ei, ich hab' Dich immer vor Augen gehabt," verſetzte Mathiſel, „und da war es mir unmöglich, einem Vogel weh zu thun." — „Ei, Mathiſel, es liegt Dir wohl viel an mir? Du willſt mich nur foppen. Im Ganzen, ich muß Dir's nur ſagen, haſt Du ſo keinen guten Ruf, Du müß-

teſt ganz anders werden." — „In zwei Jahren," meinte Abrahämel, „hat das Bäbele nicht ſo viel geſprochen." — „Ja, Du," erwiederte ſie dem Knaben, „Du merkſt auch gleich Alles!" — „Nun, was habe ich denn gemerkt?" — Bäbele wurde ganz roth. — „Und wie der da ſteht," fuhr der kecke Knabe, auf Mathiſel deutend, fort, „man ſollte meinen, er hätte Kartoffeln geſtohlen. Komm, mähe Klee, die Senſe iſt geſchliffen; Bäbele kann ihre Welle auf den Wagen legen. Ihr ſetzt Euch zuſammen drauf und ich fahre im Galopp durch's Dorf. Da gibt's doch was zu plaudern heute Abend." — „Willſt Du, Bäbele?" fragte Mathiſel. — „Ob's will," verſetzte Abrahämel, „ich frag's gar nicht. Aber jetzt mähe; ſo mähe doch," rief Abrahämel, „oder ich gehe fort." — Aber Mathiſel mähte nicht. Der Rappe wieherte laut vor Ungeduld; es war ein junges raſches Pferd. — „Ich bin doch nicht ſo ſchlecht," ſagte Mathiſel endlich zu Bäbele, indem er ihre Hand ergriff; „frag einmal den Löbel, der kennt mich beſſer." — „Ja," verſetzte Bäbele, „und die Marie von Runſen-

heim.“ — „Ach, die ſehe ich nicht mehr.“ — „Und die Ottilie im Oberdorf?“ — „Wer hat Dir denn das geſagt?“ — „Ei, des Löbels Tochter, die weiß Alles.“ — „Es iſt nur Spaß.“ — „Dir iſt es mit Allen Spaß; man hat mir geſagt, ich ſoll mich vor Dir hüten. Jetzt guten Abend, ich muß fort; es iſt ſchon veſperlich.“ — „Willſt Du nicht mit mir bis an's Dorf fahren? Es iſt doch ziemlich weit.“ — „Nein, Mathiſel, der Vater möchte es ſehen.“ — „Nun, ſo gehe, aber laß mir Deinen Klee hier, ich werfe ihn an Deinem Hauſe ab.“ — „Nein, Mathiſel, das iſt nicht nöthig; ich bin Dir doch gut.“ — Schon hatte ſie den Klee auf dem Kopfe und entfernte ſich. Mathiſel ſah ihr lange nach. Ich bin Dir doch gut, — dieſe Worte hallten in ſeiner Bruſt wieder. Nun mähte er ſchnell, daß es weit hinaus in's Feld rauſchte, packte den Klee zuſammen, warf ihn auf den Wagen und merkte dann erſt, daß Abrahämel ſich in einem Rapsfelde verloren hatte; doch kam er auf ſeinen Ruf ſogleich zurück. „Du haſt Recht,“ ſagte Mathiſel, „das Bäbele iſt das

ſchönſte Mädel im Dorfe.“ — „Haſt geſehen, wie ſie antworten kann, wenn ſie will?“ verſetzte Abrahämel. „Sie hat's hinter den Ohren. Doch ſieh, hier hat ſie ihren Kamm liegen laſſen.“ — Mathiſel hob ihn auf, bewahrte ihn, und wollte dieſe Gelegenheit benutzen, ſich ferner mit ihr zu unterhalten. Doch das war unnöthig. Die Scene auf dem Kleefelde war Abends ſchon kein Geheimniß mehr; was auf dem Dorfe die Liebenden ſelbſt nicht thun, thun die Leute. Gleich hieß es, Mathiſel gehe nicht mehr mit der Ottilie, Bäbele ſei ihm gut, ſie müßten ſich lieben. Das ganze Dorf ſchleuderte ſie, ſo zu ſagen, einander in die Arme, um ſie freilich dann wieder durch Bosheit und Verläumdung zu trennen.

Das Stillleben der wachſenden Liebe auf dem Dorfe zu ſchildern, hat ſeine großen Schwierigkeiten. Der Anfang und das Ende iſt greifbar — unendlich iſt die Liebe keinesfalls — aber die Vermittlungspunkte bleiben unſichtbar. Von platoniſcher Liebe weiß der Bauer nichts, er geht geradezu auf ſein Ziel los, und wenn

er liebt, ſo liebt er mit aller Kraft ſeiner geſunden Leidenſchaft. Das hindert aber weder den Burſchen, noch das Mädel, zu ackern und zu pflügen, zu ſäen und zu erndten, zu waſchen und zu kochen. Die Liebe auf dem Dorfe iſt gute Hausmannskoſt. Wer ſie nicht zu ſchätzen weiß, der iſt ihrer nicht würdig. Ich fragte einmal ein Mädchen, was Liebe ſei, und es antwortete mir: Wenn man ein Kind von einem Burſchen hat, dem man gut iſt! — Das iſt naiv und wahr, und wird ewig wahr bleiben, trotz aller Seufzer- und Aechzromane. Wenn daher auf dem Dorfe die Liebesverhältniſſe unſchuldig bleiben, ſo liegt dies nicht an dem Mädchen, ſondern an der Ehrenhaftigkeit des Burſchen. Und hier zeigt ſich der deutſche Charakter im Elſaß durch und durch. Ein Franzoſe würde darüber lachen, dem ſüßeſten Reiz eines ſchönen Mädchens für den Augenblick zu entſagen, und alles der Zukunft anheimzuſtellen. Das ihm angeborene praktiſche Gefühl, das die ſichere Gegenwart der zweifelvollen Zukunft vorzieht, ſträubt ſich gegen eine ſolche Beherrſchung. Lei-

der iſt dieſes Gefühl im Elſaß auch hier und da ſchon heimiſch geworden; indeß tritt doch die alte, deutſche Gemüthsart noch kräftig hervor, und es gibt Burſchen dort, die einen wahrhaft großen Charakter entwickeln, Burſchen, wie ſie in dem civiliſirten Deutſchland gar nicht mehr vorkommen: frank und frei, gerade heraus, ein Wort ein Mann, und ehrenhaft bis auf die Knochen. Mathiſel war ein ſolcher Burſche. Luſtig zwar, oberflächlich ſogar, wenn man ihn nach dem Scheine beurtheilte, aber von gediegenem Kern. Es iſt ſchon viel für einen 22jährigen Burſchen auf dem Dorfe, wenn er trotz aller Dummheit und trotz allem Fanatismus, den gewiſſe Dorfpfarrer abſichtlich unterhalten, frei von Vorurtheilen iſt, ſeinen Gott liebt, aber auch alle Menſchen, beſonders die, von denen er etwas lernen kann. Mathiſel liebte Abrahämel, weil er von ihm lernte, denn dieſer las fleißig deutſche Bücher, die ihm der Pfarrer von Seſenheim gab, und verſtand hebräiſch und chaldäiſch. Mathiſel liebte ferner den offenen Charakter Löbels, und nun liebte er zum erſten

Male ein Mädchen, das, wie er ſagte, in ſeine Art ſchlage. Wer war glücklicher, als er! — ſchon ſeit vier Wochen ſprach er Bäbele jeden Abend in Löbels Hauſe, begleitete ſie, und oft blieben ſie bis zwei Uhr in der Nacht zuſammen; aber Mathiſel war ein Ehrenburſche und Bäbele, trotz ihrer immer wachſenden Liebe, unſchuldig, und das wäre ſie noch lange geblieben, hätte ihr dummſtolzer Vater, ſtatt dieſe Neigung zu begünſtigen und in die Heirath zu willigen, nicht immer ſein grobes Nein dazwiſchen geſchleudert. Bäbele war einige Tage nicht in Löbels Haus gekommen; Mathiſel kam gegen Abend, aber ſehr früh, etwas verſtimmt und ſetzte ſich an den Ofen. Löbel rauchte ſein Stumpfpfeifchen am Fenſter. „Nun, Mathiſel,“ ſagte er, „warum ſieht man Bäbele nicht mehr?“ — „Weiß ich's,“ verſetzte dieſer. — „Wenn Du ein rechtſchaffener Burſche wäreſt,“ ſagte Löbel, „ſo gingſt Du hinauf, nähmeſt das Bäbele an die Hand und forderteſt es zum Weibe. Dein Vater gibt Dir ja die Wieſe wieder.“ — „Das hab' ich gethan, Löbel, denn das Bäbele iſt mir

an's Herz gewachſen." — „Nun?" — „Der Dickkopf hat mir's rund abgeſchlagen und ſeine Tochter hat er gemißhandelt." — „Was?" — „So iſt's. Vorgeſtern Abend habe ich mit Bäbele am Fenſter geſprochen bis um drei Uhr. Aber Abrahämel ſtand Wache am Hofthor. Ich ſtieg zum Lädel hinein und blieb lange. — Ich habe ihr mein Wort gegeben, daß ich nie eine Andere nehme als ſie, und Mathiſel hält Wort, ſo gut wie der Eck. Geſtern Morgen habe ich förmlich um ſie angehalten, und was meint Ihr, Löbel, was er geſagt hat? Er gäbe ſeine Tochter keinem Judenketzer; ich wäre ja gar kein Chriſt, weil ich immer bei Euch bin, und dem Bäbele hat er ſtreng verboten, wieder hierherzukommen. Heute hat er ſie zum Pfarrer geſchleppt, damit ſie beichte; aber ich will ihm eine Naſe drehen, dem Staches, er ſoll an mich denken!" — „Jetzt ſehe ich, daß ich mich ſelbſt dreinmengen muß," entgegnete Löbel. „Ich werde ihm Wahrheiten ſagen, die er nicht gern hineinſchnupft. Was Eueren Pfarrer betrifft, der war in Lingelsheim. Nach dem werde ich mich auf

dem Hagenauer Viehmarkt bei Lingelsheimer Juden erkundigen. Ich habe schon etwas munkeln hören, und ich glaube, er wurde versetzt, weil er ein katholisches Mädchen anreizte, seiner Mutter, die Protestantin ist, nicht zu gehorchen; Gott sei ihm gnädig, ist's noch etwas Anders. Ich wäre im Stande, mich an Eure Kirche zu stellen und es laut auszurufen." — „Wenn Ihr in's Zuchthaus wollt! Wißt Ihr denn nicht, daß es jetzt überall gegen die Juden geht? Ich hörte heute, es sei die Rede davon gewesen, Euch den Weiterbau Euerer neuen Schule" — Synagoge — „zu untersagen." — „Sie wird in vier Wochen eingeweiht," versetzte Löbel. — „Aber der Pfarrer hat dagegen gepredigt; er sagt, wir im untern Dorfe sollten sie zur Kirche nehmen und Hephep rufen." — „Bist Du dessen gewiß?" — „Ich hab's gehört. Ihr wißt ja, ich gehe nicht in die Kirche." — „Nun, Mathisel," fuhr Löbel nach einigem Nachdenken fort, „erst gehe ich zu Eck. Ich bin seit zwanzig Jahren nicht in seinem Hause gewesen, aber Dir zu Gefallen gehe ich hin und auch dem

Bäbele zu Gefallen. Dann gehe ich zum Friedensrichter und ſage ihm, was Du da geſagt haſt. Biſt Du Mann genug, um es vor Gericht zu geſtehen?“ — „Ja, Löbel, obſchon ich Gefahr dabei laufe; ſie heißen mich Alle den Judenmathiſel, aber ich lache dazu.“ — „Ja,“ bemerkte Abrahämel, als ſein Vater zur Thüre hinausging, „wenn's lauter ſolche Chriſten gäbe, gäbe es längſt ſchon keine Juden mehr. — Aber was iſt denn das Hephep? Heute haben mir Toni und Seppel Hephep zugerufen, und haben gelacht.“ — „Wenn der Toni noch einmal ruft, wirf ihm einen Stein in's Geſicht.“ — In dieſem Augenblicke ging Abrahämels Vetter vorüber, ein Mann von dreißig Jahren, groß, ſtark, unterſetzt, und einer der erſten Raufer im Dorfe, obwohl er ſchon drei Kinder hatte. Er blieb am Fenſter ſtehen. „Sag' einmal, Mathiſel, Du weißt doch Alles, was iſt denn das Hephep, das man mir heute in Druſenheim nachrief?“ — „Es iſt ein Schimpfwort gegen die Juden.“ — Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Seppel aus dem andern Hofe herüberrief:

„Aberle, hephep!“ — Aberle hatte einen großen Hund bei ſich, der die ſtärkſten Ochſen ſchon gefangen und gebändigt hatte. — „Was ſagſt Du da, Seppel?“ fragte Aberle. — „Hephep.“ — „Schweizer,“ rief Aberle, „hep, dort.“ — Im Nu hatte der Hund den 14jährigen Knaben an der Gurgel und zerzauſte ihn auf dem Miſte. Der Junge ſchrie kläglich. Aberle und Mathiſel ſprangen hinzu, ihn zu retten, aber der Hund hatte ſich verbiſſen, und es dauerte faſt zehn Minuten, ehe man ihn von dem Knaben entfernen konnte, der ohne Lebenszeichen dalag. Unterdeſſen war Schloſſer ſelbſt mit ſeinen älteren Söhnen herbeigekommen; der Anblick des ſcheinbar todten Burſchen verſetzte ſie in die höchſte Wuth. Schloſſer nahm die Miſtgabel, ſein Sohn holte einen Dreſchflegel. Aberle, ſein Unrecht einſehend, wehrte ſich nicht, und ſuchte ſich zu entſchuldigen. Da ſchrie Schloſſer: „Verreck', Jude, Hephep!“ — „A moi, Schweizer,“ rief Aberle wüthend, ſprang auf Schloſſer los, wich geſchickt der Gabel aus und würgte ihn faſt. Kaum erſchien der älteſte Sohn, ſo

packte ihn der Hund, und Mathiſel hatte alle ſeine Kräfte anzuwenden, um Aberle und den alten Schloſſer von einander zu bringen. Löbel und Eck, die mit einander im Geſpräche begriffen waren, kamen hinzu, und der letztere nahm für Schloſſer Partei, während Löbel Frieden zu ſtiften verſuchte. Aber nun ſtürzte Mathiſel auf Eck, mit einer Wuth, mit einer Kraft, die durch ſeinen Haß verdoppelt ward. Der ältere Sohn Schloſſers hatte ſchon ſeinen Flegel nicht mehr; Aberle hatte es immer noch mit Schloſſer zu thun, und Mathiſel hatte ſeinen angeblichen Schwiegervater gerade an der Gurgel gepackt. „Seht Ihr, Alter,“ rief er ihm zu, „jetzt habe ich Euch unter meinen Händen, ich könnte Euch erwürgen, es geſchähe mir nichts, aber ich will Euch gehen laſſen. Ihr kommt ja doch bald unter das alte Eiſen und Euer Bäbele wird doch mein Weib.“ Er ließ ihn los. Schloſſer, der beſiegt war, erhob ſich ebenfalls, Löbel hielt Aberle's Hund am Halsbande und der älteſte Sohn war mit Seppel beſchäftigt, der, wie ſich nun ergab, nur eine unbedeutende Wunde hatte,

und bald wieder zu sich gekommen war. Auf dem Dorfe stirbt man nicht so leicht. — Nun trat eine Pause ein. Schlosser ordnete seine Kleidung, Aberle blutete aus der Nase, Eck dankte Gott, daß er so davon gekommen, und Mathisel suchte den kleinen Seppel zu trösten: da erscholl von allen Seiten ein ungeheures Gelächter. „Ich glaube wahrhaftig," sagte Löbel, „Ihr habt Euch um des Kaisers Bart geschlagen." — „Es kann so sein," meinte Schlosser. „Ich weiß meiner Seel' nicht, was das ist, das Hephep." — „Dummheit ist's," schrie Mathisel. — „Na der," versetzte Eck, „ist immer für die Juden; aber das Bäbele bekommst Du doch nicht, Mathisel, wenigstens so lange ich lebe nicht." — „Das wollen wir sehen," versetzte Aberle. „Ich schlage vor, da wir uns ein wenig erhitzt haben, in's Wirthshaus zu gehen, und uns abzukühlen. Ich zahle Bier, auf die Gesundheit Mathisels und Bäbele's. Und wer nicht mit geht, ist ein Hundsfott!" — „Ich gehe schon mit," erwiederte Eck, „aber er bekommt sie doch nicht." — Schlosser und sein Sohn willigten

auch ein, Aberle verſprach, die Heilungskoſten für Seppels Wunde zu zahlen, und ſo gingen ſie in's Wirthshaus und tranken bis um zwei Uhr in der Nacht. Als Bäbele erfuhr, ſein Vater habe mit Mathiſel angeſtoßen, weinte ſie vor Freude; doch dieſer hatte immer dabei geſagt: „Aber das Bäbele bekommſt Du doch nicht.“ So ſind die Dorfleute. Erſt ſchlagen ſie ſich halb todt, dann trinken und ſingen ſie und fallen einander berauſcht in die Arme. „Aber das Bäbele bekommſt Du doch nicht!“ rief noch einmal Eck, als man ihn bewußtlos in's Bett trug.

Im Elſaß hat man ein Sprichwort: „Wie ſich's judelt, ſo chriſtelt es ſich,“ und ich habe dies bei gleichen Geſetzen ſtets wahr gefunden. Man kann den Juden im Elſaß viele Vorwürfe machen: erſtens ſind ſie arm, und das iſt bekanntlich bei den chriſtlichen Juden ein Hauptlaſter; ſie ſind ferner fanatiſch, beſchränkt und engherzig in ihren religiöſen Ceremonieen, aber feig ſind ſie nicht und für eine erhaltene Ohrfeige geben ſie zwei zurück. Faſt alle wohnen

auf den Dörfern und leben mit den christlichen Bewohnern auf einem ganz vertrauten Fuße, ackern und pflügen, wenn sie Acker und Feld haben, sind Taglöhner, Boten und Soldaten; aber während sie nirgends den Sitten der Bauern sich anbequemen, nehmen diese vielmehr ihre Sitten an. Das habe ich überall bemerkt und das muß doch seinen Grund haben. Wo nur einige ordentliche Judenmädchen wohnen, sind die schönsten Christenmädchen stolz darauf, ihre Gefährtinnen zu sein, und nehmen nach und nach ihre Sitten und ihre Kleidung an. Das einzige trennende Element ist der religiöse Fanatismus, der aber so unnatürlich ist, daß er überall in den Hintergrund tritt, wo er nicht täglich angefacht und absichtlich unterhalten wird. Man kann dreist behaupten, daß alle die Mädchen, Burschen, Männer und Weiber, die auf dem Dorfe mit Juden innigere Freundschaft schließen, treffliche Charaktere und meistentheils im Besitze von Tugenden sind, die die Christen im Dorfe nicht zu schätzen wissen, und die sie

bei Juden geltend machen, und darin liegt der geheime Reiz, der ſie zu ihnen treibt.

Seit länger als dreißig Jahren war zwiſchen Juden und Chriſten im Dorfe keine Störung vorgekommen. Als aber die Reſtauration die Jeſuiten zu begünſtigen anfing und in Deutſchland das „Hephep“ auftauchte, brachen auch im Elſaß die Furien des Religionshaſſes von beiden Seiten aus. Da, wo Katholiken und Proteſtanten wohnten, hatten die Juden Ruhe, weil dieſe ſich ſelbſt in den Haaren lagen; wo aber nur Juden und Katholiken ſich fanden, entſtanden beſtändig Schlägereien; zumal die Juden im Elſaß häufig die ſtärkſten und unbändigſten Raufbolde ſind.

Die heftigſten religiöſen Kämpfe verdanken gewöhnlich unbedeutenden Kleinigkeiten ihr Entſtehen. Wo's einmal unter der Aſche glimmt, iſt jedes Fünkchen gefährlich. Die Schlägerei mit dem Hunde war nur ein Vorſpiel. Es ſollte etwas Großartigeres im Dorfe ausbrechen. Uebrigens war es im Stillen beſchloſſen, den

Fanatismus in Anſpruch zu nehmen, und die Geſchichte Bäbele's ſollte dazu benutzt werden.

Bäbele wurde, wie erwähnt, zur Beichte gezwungen. Sie geſtand ihre Liebe zu Mathiſel, und erzählte die Veranlaſſung dazu. Das ward zu einem Verbrechen geſtempelt; man ließ Eck holen und drohte ihm mit zeitlichen und ewigen Strafen, wenn er in eine ſolche gottloſe Heirath willige. Dann ſollte auch Mathiſel in's Verhör genommen werden, aber der erklärte, Andere gingen ſeine Verhältniſſe nichts an, und wer ihn darüber zur Rede ſtelle, den werfe er zur Thüre hinaus. Unterdeß wurde Löbel verklagt, das noch minderjährige Bäbele gegen ſeinen Vater und ſeinen Glauben aufgehetzt zu haben. Mathiſel war Zeuge, Bäbele ſelbſt ſagte die reine Wahrheit vor dem Gericht, küßte Löbel die Hand und lief dann zu Mathiſel, umſchlang dieſen und ſagte: „Herr Friedensrichter, es iſt wahr, Mathiſel iſt mein Liebſter und ich heirathe ihn doch.“ Der Richter und die Greffiers, ſammt den anweſenden Bauern, waren tief ergriffen. Die Sache ſollte nach Straßburg kom-

men, aber unter ſolchen Auſpicien ſtanden die Kläger von der weiteren gerichtlichen Verfolgung ab; hätte die Inquiſition noch beſtanden, Löbel und Mathiſel wären verbrannt worden. Das Reſultat war indeß, daß Bäbele kein Judenhaus mehr beſuchen durfte, und da Eck fürchtete, Mathiſel werde ſeine Tochter verführen, hatte er ihm ſagen laſſen, er werde ihn erſchießen, ſobald er ſich auf ſeinem Grund und Boden blicken laſſe.

Seit vier Wochen herrſchte im ganzen Dorfe eine dumpfe, ſchwüle Stille. Die Abendgeſellſchaften in Löbels Hauſe waren eingeſtellt, ſtatt der ſonſt herrſchenden Freude und Luſtigkeit trat Schweigen und Mißtrauen ein. Es bereitete ſich etwas vor, das ſpürte man gleichſam in der Luft, aber keiner wußte, was? Selbſt Mathiſel hatte alle ſeine Heiterkeit verloren, er grüßte traurig bedeutſam, und die Vorbereitungen zur Einweihung der Synagoge hatten etwas Uebereiltes und Unſicheres. Eck bot keinem Juden mehr einen guten Tag, aber auch keinem von Heiſerers Familie. Bäbele war meiſtens zu

Hauſe; auch ſie wurde bläſſer und bald war die Roſenfriſche ihrer Wangen verſchwunden. Der Donnerſtag vor der Einweihung rückte heran. Man hatte beſchloſſen, trotz der drohenden Zeitſymptome dieſer Wochen, während des Feſtes einen allgemeinen Tanz zu veranſtalten, und den Präfecten, den Friedensrichter und einige andere Beamte dazu einzuladen; aber nur der Friedensrichter hatte die Einladung angenommen. Abrahämel war wie gewöhnlich auf der Weide geweſen, dieſes Mal freilich ganz allein, als bei Tagesanbruch, beim Nachhauſereiten, Bäbele ihm mit aufgelöſtem Haare an der Brücke begegnete und dem Pferde in den Zügel fiel. „Abrahämel," ſprach ſie, „ſag' dem Mathiſel, er ſoll heute um Mitternacht zu mir kommen. Ich werde den Fenſterladen offen laſſen, kommſt mit ihm." — „Was geht vor?" — „Ach, Abrahämel, wirſt es ſchon hören. Jetzt mach, daß Du fort kommſt, ich muß wieder nach Hauſe; ich warte ſchon eine halbe Stunde hier, es hat mich keiner geſehen. Haſt's gehört, ich zähle drauf!" — Abrahämel zog ſein Roß in den

Stall, lief zu Mathiſel, aber der war nicht zu Hauſe. — Wo mochte er ſein? Abrahämel ſuchte in der Scheune, im Heu, überall — vergebens. Faſt glaubte er, Bäbele ſei verrückt, ſah ſie doch ganz verwirrt aus; vielleicht war Mathiſel dort — aber nein! Da ging Abrahämel nach Hauſe, ſeinen Vater zu wecken: es war fünf Uhr; hie und da ſtreifte ein Jude vorüber, der über Feld ging; Löbel, voll böſer Ahnungen, hörte diesmal ſeinem Jungen geduldig zu, bis Mathiſel endlich an Löbel's Fenſter trat und einen guten Morgen bot. — „Woher kommſt Du?“ fragte Löbel. — „Vom Spioniren. Es geht etwas vor, Löbel. Im Oberdorfe waren ſie die ganze Nacht beiſammen; Eck war auch dort. Ich habe nur erfahren, daß dies ſchon zum dritten Male geſchieht, und eben gingen ſie nach Hauſe. Auch der Suſlenheimer Pfarrer war dabei.“ — Löbel war in Nachdenken verſunken. „Laß ſie machen, was ſie wollen,“ verſetzte er, „ich fürchte ſie nicht. Es iſt noch keinem gut ausgegangen, der die Juden verfolgt hat.“ — Mathiſel entfernte ſich. — Die Juden luden alle in den herumlie-

genden Dörfern wohnenden Glaubensgenossen ein, um auf Alles gefaßt zu sein. Die Reichern zitterten; denn sie waren Wucherer. — Die Armen zuckten nicht und waren bereit, Leben an Leben zu setzen. Der Rabbiner, ein talmudischer Esel, wie die meisten Rabbiner, ordnete Gebete an und wollte das Tanzen verbieten. Man lachte ihm in's Gesicht und suchte sich Waffen zu verschaffen. In solchen Momenten ist die Jugend immer keck und vernünftig. —

Mitternacht nahete, Mathisel und Abrahämel näherten sich Eck's Haus, und stiegen über das Hofthor; denn noch an demselben Tage hatte Eck eine Oeffnung in der Hintermauer seines Gehöftes zumauern lassen. Im Hofe stand ein großer Birnbaum; hinten, nach der Scheune zu, befand sich ein großer Düngerhaufen, neben dem Eingang in den Garten links ein Zaun, der übersprungen werden mußte, um zu Bäbele's Kammerfenster zu gelangen. Letzteres war in einem Nu, aber nicht ohne Geräusch, geschehen, und auf der Straße fuhren die Gänse gackernd und schnatternd auf. Mathisel stellte sich auf

die Schultern Abrahämel's und verſchwand, während dieſer als Wache ſich an den Zaun poſtirte, das Ohr hart auf die Erde legend, um Tritte leichter zu hören. Da bemerkte er plötzlich Licht am Schattenſchlage des Birnbaums. Er ſtieß den verabredeten Schrei aus und faſt in demſelben Augenblicke ſprang Mathiſel zum Fenſter heraus.

„Was gibt's!" — „Licht in Eck's Stube." — „Haſt ein Meſſer bei Dir?" — „Nein," verſetzte Abrahämel, obſchon er eins hatte. Sie überſprangen auf's Neue den Zaun, aber zum Hofthor konnten ſie nicht mehr gelangen; denn ſchon näherte ſich Eck mit einer geladenen Jagdflinte. Glücklicherweiſe war es dunkel. Bäbele ſtand mehr todt als lebendig am Fenſter, indeß konnte ſie nichts ſehen. Abrahämel wollte auf den Baum klettern, unterließ es jedoch, denn es kam ihm eine Idee zur Rettung; er ſteckte einige Kieſel, die im Hofe lagen', in die Taſche, und als nun die Thüre aufging, legten beide ſich der Länge nach hart hinter den Düngerhaufen. Eck näherte ſich langſam dem Zaune, die gela-

dene Flinte in der Hand. Er wußte, Mathiſel ſei da, und wollte ihn hier erwarten. Eine halbe Stunde ſtand er da, ohne ſich zu regen; Bäbele war ſtill wie der Tod, Mathiſel und Abrahämel gaben keinen Laut von ſich, denn ſie lagen nur etwa drei Schritte von dem Wütherich entfernt. Endlich meinte er doch, er müſſe ſich getäuſcht haben, und ſchritt wieder der Thüre zu. Aber nun fand er eine Bretterſpitze, die die Beiden beim Ueberſteigen vom Hofthore abgebrochen hatten, und nun war er ſicher, Mathiſel ſei auf ſeiner Gerechtigkeit. Deshalb ſchimpfte er beſtändig auf ſeine Tochter, und wollte ſich wieder in's Haus begeben, um ſeinen Zorn an ihr auszulaſſen. Aber als er auf der Schwelle ſtand, warf Abrahämel einen Stein in den Birnbaum, es rauſchte zwiſchen den Aeſten und Eck, der glaubte, Mathiſel ſäße auf dem Baume, ſchoß ſeine Flinte ab. Es krachte im Baume, einige Birnen fielen, und in Bäbele's Kammer hörte man einen gellenden Schrei. Mathiſel verſtand ſeines treuen Gefährten Liſt, und ſtürzte wie ein angeſchoſſener Eber hervor, entriß dem

Alten die Flinte, ſchlug ihn mit dem Kolben nieder und würde ihn, ohne Bäbele's und Abrahämel's Dazwiſchenkunft, auf dem Platze erſchlagen haben. Wähnte er ſich doch in ſeinem Rechte; hatte der Alte ihn ja erſchießen wollen. Und mit zwei Schlägen hatte er ihm einen Arm und ein Bein zerbrochen. Das Geſchrei zog die Nachbarn herbei, und ſie fanden Eck halbtodt im Blute liegend, aber ganz allein: Mathiſel und Abrahämel waren verſchwunden. Erſterer ritt auf der Stelle im geſtreckten Galopp nach Straßburg — die Leute meinten, um ſich als Gefangener zu ſtellen, — er hatte aber etwas Anderes dort zu thun. Bäbele erzählte die Wahrheit, die freilich gegen ihren Vater war, und obſchon der jetzt gefährlich darnieder lag, freute ſich doch das ganze Dorf über die, wie man meinte, wohlverdiente Züchtigung, und ſein Prozeß war verloren, ehe er noch begonnen ward. Indeß wurden Aerzte geholt, die ſofort erklärten, es ſei keine Lebensgefahr vorhanden; Unkraut verderbe nicht, für einen Schwiegervater jedoch habe Mathiſel ihn ziemlich tractirt. Darauf

tranken ſie mit den Juden auf Eck's Tod und auf Bäbele's Geſundheit, aber, wie geſagt, Unkraut verdirbt nicht. Im Oberdorfe freilich kam Eck's Krankheit unerwartet und ungelegen.

Das Feſt der Juden begann Freitag Abend. Die Furcht war faſt ganz verſchwunden, allein um Mitternacht wurde dem Gemeindevorſteher von ſeiner Schabbesfrau angekündigt, die Oberdörfer wollten ihnen morgen früh die Schule wegnehmen und ſie in eine Kirche umwandeln. Eck ſei der erkorene Anführer geweſen, jetzt aber habe man dieſes Amt einem gewiſſen Ruſſenmichel angetragen. Das ganze Dorf kam in Allarm, man beſchloß, mit Waffen in die Synagoge zu ziehen, und bei Löbel waren gegen 50 junge Leute verſammelt, feſt entſchloſſen, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen, als Mathiſel, der gegen Mittag von Straßburg zurückgekehrt war, lächelnd erſchien. „Biſt auch dabei, Mathiſel?“ rief man von allen Seiten. „Ja,“ verſetzte er, „wenn das Bäbele jetzt tanzt.“ — „Aber,“ hieß es, „das wird ein ſonderlicher Tanz werden.“ — Mathiſel lächelte. „Ihr Dumm-

köpfe, wollt Euch wehren, gegen die Suſtenheimer und Schireiner — Einer gegen Zwanzig, mit Euern verroſteten Piſtolen. Ein Jude und — ſchießen. Das Jagen iſt Euch ja verboten!“ — „Und was thun?“ — „Wartet nur eine Stunde noch. Es iſt ein Glück für Euch, daß Mathiſel den Abrahämel gern hat, und daß der Junge ihm geſtern Abend das Leben gerettet.“ — In dieſem Augenblick hörte man Trommel- und Trompetenſchall aus der Ferne. Es war vier Uhr Morgens — Alles lief untereinander im Dorfe; die Muſik kam immer näher: es waren 500 Mann Infanterie und 100 Mann Cavallerie von der Hagenauer Garniſon. Mathiſel hatte von Bäbele das Vorhaben der Oberdörfer erfahren, und machte davon, als Sohn des Maires, dem Präfecten Anzeige, der zur Vorſorge die Soldaten in's Dorf rücken ließ. Das Feſt wurde nun großartig begangen. Die Soldaten, die von den Juden vortrefflich verpflegt wurden, zogen mit in die Synagoge und präſentirten das Gewehr vor der Geſetzrolle. Der Zug war glänzend, er ging durch's ganze

Dorf. Die Suſlenheimer Jugend war in Hunderten da, aber keiner rührte ſich. Gegen Abend ging der Tanz an. Mathiſel und Bäbele, denn die wurden mit Gewalt geholt, wurden unter Muſik und Jubelgeſang auf den Tanzſaal geführt. Katholiken, Proteſtanten, Juden, Offiziere, Soldaten, Alles vereinigte ſich nun in Freude und Fröhlichkeit, und in weniger als zwei Stunden war der Friede wieder hergeſtellt: man erkannte, daß Tanz, Eintracht und Fröhlichkeit beſſer ſei, als Haß, Verfolgung und Todſchlägerei. Man tanzte Samſtags, Sonntags, Montags, und die Fröhlichkeit wollte kein Ende nehmen, bis endlich Alle, gänzlich erſchöpft und entkräftet durch Tanz und Trunk, die Ruhe ſuchen mußten. Die Soldaten blieben noch zwei Tage, der Pfarrer wurde in ein katholiſches Dorf verſetzt, und ſeit dieſer Zeit wurde die Eintracht nie wieder geſtört. *) Eck hatte natür-

*) Seit dem Miniſterium Guizot jedoch fängt dieſer unheilſchwangere Geiſt der Finſterniß und des Fanatismus wieder an und regt ſich im Elſaß auf's Neue.

lich nicht mitgetanzt. Er verfluchte die Katholiken und Juden zuſammen.

Eck verweigerte ſeine Tochter dem Mathiſel aus drei Gründen: erſtens wegen der weggekauften Waldwieſe. Dieſer Grund war ihm die Urſache zu einem ewigen Haſſe gegen die ganze Familie. Welche Wirkungen ſo eine, einmal in das dumme Gehirn eines Bauern eingekeilte Idee haben kann, das weiß nur der, der dieſe Leute kennt. Uebrigens iſt die Familie Eck ſehr zahlreich auch in Städten, und als ich ſpäter unter den Gegnern Luther's einen Eck kennen lernte, ſtellte ich mir ihn immer unter der Geſtalt von Bäbele's Vater vor. Zweitens war der Dorfpfarrer gegen Mathiſel, und ließ es an Drohungen nicht fehlen, wenn Eck einwilligen würde, ſeine Tochter einem Ketzer zu geben, der beſtändig bei Juden ſei, und dem die Synagoge mehr am Herzen liege, als die Kirche. Er drohte, wie alle Geiſtlichen, mit Dingen, die ihm nichts koſteten, mit der Hölle, — und

belohnte mit derſelben Münze, mit dem Paradieſe. Nun hatte Mathiſel noch ſeinen vermeintlichen Schwiegervater lahm und krumm geſchlagen. Die Dorfleute riſſen Witze darüber, Abrahämel mußte jeden Abend eine neue Auflage von dieſer Geſchichte liefern; aber der finſtere, zungenſchwere Eck wiederholte ſeinen Schwur, daß, ſo lange er lebe, Mathiſel Bäbele nicht als Frau heimführen ſolle. Und doch beſorgte ihm Mathiſel die ganze Feldarbeit, während er bettlägerig war, und hatte dabei ſo viel zu thun, daß er wohl Nachts ſchlafen mußte, um ſeine Kräfte für die ſchwere Arbeit zu erhalten. Unterdeß hatten ſich die beiden Liebenden dem Schickſal unterworfen. Sie beſchloſſen zu warten, vorerſt bis Bäbele majorenn ſei, und gehe es auch dann nicht (denn Bäbele gehorchte ihrem Vater, wenn auch nicht im Detail des Lebens, doch in ſeinen Hauptfragen), ſo wollten ſie auf den Tod des Alten warten. Ihre Liebe wuchs durch alle dieſe Hinderniſſe, das bedarf ja keiner weiteren Auseinanderſetzung. Mein Zweck iſt ja überhaupt nicht, das Stillleben der Liebe zu ſchildern,

ſondern nur die Hauptmomente herauszuheben, an denen die Leidenſchaften einen Haltepunkt finden, um dann unaufhaltſam der Kataſtrophe zuzueilen. Die Liebe auf dem Lande geht ſicherlich durch größere Phaſen, als die in der Stadt, man muß ſie nur herauszuſuchen wiſſen; denn manchmal durchſchreitet ſie ein Vierteljahrhundert. Wenn ſo ein Granitherz einmal Riſſe bekömmt, ſo dauert es zwar gewöhnlich noch lange, bis es bricht, aber bei jeder Veranlaſſung wird doch der Riß tiefer und breiter. Gewöhnlicher Hagel ſtreift unbewußt vorüber; es müſſen Blitzſchläge kommen, aber ſie kommen gewöhnlich nur zu ſicher, wenn auch unvermuthet, und immer noch zu früh.

Eck ging noch an Krücken, als er zu ſeiner verheiratheten Tochter zu ziehen, und Bäbele nach Straßburg in den Pfau als Schenkmädchen zu verdingen beſchloß, um ſie nur aus dem Dorfe zu bringen. Daß Bäbele in einer Bierſtube, wo lauter Kanoniere den ganzen Tag über waren, verführt und in die Tiefe des Laſters geſtürzt werden könnte, das bedachten weder Eck's

Rathgeber, die da meinten, Mathiſel und Bäbele würden leicht einander vergeſſen, wenn nur ihr täglicher Umgang aufhöre, noch er ſelbſt, und je mehr ihn die muthwillige Dorfjugend auslachte, wenn er an ſeinem Stocke durch die Gaſſen hinkte, deſto feſter ward ſein Entſchluß, daß Bäbele in den Pfau auf dem place d'armes, jetzt place Kleber, wandern müſſe. „Fürchte nichts," ſprach ſie zu Mathiſel beim Abſchiede, „Bäbele bleibt Dir gut, ſo lange der Münſter ſteht, und wenn der Münſter einſtürzt, ſo bleibt Dir das Bäbele doch noch gut." — Mathiſel antwortete nicht, und ging betrübt fort. „In Gottes Namen," murmelte er; doch vor Löbels Hauſe fluchte er einige Himmelhageldonnerwetter, daß es nicht erlaubt ſei, Eck den Hals umzudrehen.

Unheilſchwere Gedanken durchkreuzten die ganze Nacht hindurch ſein Gehirn; doch ſiegte die geſunde Vernunft. Der Bauer hat nicht viel Geiſt, aber was man gewöhnlich bon sens nennt, beſitzt er unſtreitig. Mathiſel rechnete ſo: Sträßburg iſt fünf Stunden von dem Dorfe

entfernt, und das iſt ja ein Spaziergang, wenn es gilt, das Bäbele zu beſuchen. Und ſo beſchloß er, den Anfang mit dieſen Beſuchen ſchon am nächſten Tage zu machen. Vor Tagesanbruch war er auf den Beinen, und in drei Stunden am Steinthor in Straßburg.

Bäbele, von den Soldaten Babette geheißen, jauchzte laut auf, als ſie Mathiſel erblickte; hatten ſie ſich doch in zwölf Stunden nicht geſehen! Sie war nie vorher in Straßburg geweſen, und es ſchwindelte ihr vor allen den neuen Erſcheinungen, die ſich ihrem Blicke darboten, während nur ein Bild, das Mathiſels, deutlich und klar vor ihrer Seele ſtand. Der aber ſprach: „Jetzt thue Deine Arbeit; laß Dich nicht ſtören, ſei wacker und flink, Mathiſel kommt alle Tage hierher, Dich zu beſuchen.“ Bäbele, noch ſchöner, ſchlanker, zierlicher in ihrem neuen Coſtüm, war ſchon am erſten Tage ſo bewandert in dem ungewohnten Geſchäft, als wäre ſie zehn Jahre im Hauſe geweſen, und der Wirth machte Mathiſel Complimente darüber, aber der kannte ja ſein Bäbele beſſer als jener, und wußte ſie auch beſ-

ſer zu ſchätzen. Ganz naiv erkundigte ſich Bäbele bei ihm nach verſchiedenen Burſchen und Mädchen im Dorfe, als wäre ſie hundert Stunden vom Hauſe und ſchon fünf Jahre abweſend, und ſie lachten ſelbſt darüber; that ſie es doch nur aus verliebtem Uebermuth.

Abends gegen neun ſpazierte Mathiſel wieder in's Dorf und erzählte ſeine Abenteuer in Löbels Hauſe, wo wacker darüber gelacht wurde. Der Herbſt war vor der Thüre, die Kartoffeln und Rüben bereits in der Erde zum Ueberwintern, der Hanf geklopft und gerieben, der Hopfen gerupft und eingeſackt, es ging nun an's Dreſchen und an's Holzholen im Walde, um es in die Stadt zu fahren. Mathiſel, der bis jetzt faſt allein die ganze Wirthſchaft beſorgt, erklärte nun, er werde den Winter über nichts arbeiten, ſein jüngerer Bruder möge ſeine Stelle bis zum Frühjahr vertreten. Aber während er ſonſt um dieſe Zeit gewöhnlich auf der Jagd ſich befand, hing jetzt Flinte und Pulverbüchſe ruhig an der Wand, denn Mathiſel hatte Anderes und Wichtigeres zu thun. Jeden Morgen ging er nach Straß-

burg in den Pfau, blieb den ganzen Tag bei Bäbele und kehrte jeden Abend wieder heim.

Die Soldaten machten faſt alle der hübſchen Babette den Hof. Der eine umſchlang ihre zarte Taille, der andere knipp ſie in die Wange, aber Babette blieb ihrem Mathiſel treu, und Mathiſel war auch nicht eiferſüchtig. Unterdeß wurde Bäbele immer ſchöner und feiner, ſie radebrechte auch ſchon etwas franzöſiſch, und ihre Liebe gewann nach und nach einen ſtädtiſchen Anſtrich. Sechs Wochen war Bäbele ſchon im Pfau, und jeden Tag kam Mathiſel, und achtete weder Wetter noch Wind, weder Regen noch Staub; und wenn auf dem Heimwege in dunkler Nacht mancher Haſe ihm quer über den Weg lief, ſah ihm Mathiſel wehmüthig nach, denn es war vorbei mit ſeinem wilden Treiben. Bäbele's Auge hatte ihn gezähmt.

Es hatte einige Tage ſtark geregnet. Der Rhein war ſehr groß und alle Teiche waren übervoll. Die Rheinſtraße war bereits an manchen Stellen überſchwemmt, und die Poſt mußte die andere Straße durch Biſchweiler, Hirt und

Richſtett einſchlagen, um nach Straßburg zu gelangen. In mehreren Dörfern fürchtete man Ueberſchwemmung, und in Mathiſels Dorfe ſtand bereits das ganze, allerdings ſehr tief gelegene, Ried unter Waſſer. Vom Rheine ſelbſt fürchtete man eben nicht viel, ſeitdem ihn Napoleon bei Talhuntenheim durch den Kohlgieß — ſo heißt der Damm — eindämmen ließ. Woher das große Waſſer kam, war Allen ein Räthſel; doch erinnerte man ſich wohl, daß früher im Riede ſelbſt der Rhein gefloſſen, und der alte Knabe verſteht nicht immer Spaß!

Im Dorfe ſelbſt war man nicht ohne Beſorgniß. Der Dorfbach überſchwemmte bereits Brücken und Stege, die Häuſer jenſeits des Baches hatten ſchon Waſſer im Hofe, aber man hoffte, es werde über Nacht ſinken, oder wenigſtens nicht ſo hoch ſteigen, daß Gefahr zu fürchten, und in dieſer Hoffnung begab man ſich zur Ruhe.

Mathiſel war in Straßburg, und ein gewaltiger Regenguß verhinderte ihn am Aufbruch zur gewöhnlichen Stunde. Als er in ſpäter

Nacht den Berg herab in's Dorf kam, ſah er nichts als ein weites Meer. Ueber den Wald herüber tönte dumpf die Sturmglocke, und Niemand im Dorfe ahnte das Unheil; Alles war im tiefſten Schlafe begraben. Mathiſel blieb erſt ſtehen, um ſich zu orientiren, dann näherte er ſich vorſichtig der Brücke. Das Waſſer ſtand ſchon an Löbel's Haus mehr als drei Schuh hoch, und ſo war anzunehmen, daß es in den Häuſern jenſeits der Brücke bereits über den Betten ſtehen müſſe. Da lief Mathiſel ſchreiend durchs Dorf, zerſchlug die Läden, und rief die Einwohner zuſammen, um den Unglücklichen, die vielleicht ſchon mit dem Fluthentode rangen, wo möglich noch Hülfe zu bringen. Da erſcholl auch das Nothgeſchrei aus den Häuſern jenſeits der Brücke, wo die Einwohner ſich auf die Speicher und in die höhern Stockwerke geflüchtet hatten. Das Waſſer ſtürmte fluthend und ſchäumend gegen jene Häuſer an. 'Es wuchs nicht langſam und allmählig; denn die Einwohner hatten bis um halb elf gewacht, ſondern es ſtürzte plötzlich heran, woraus man wohl mit Recht ſchloß,

daß der Rhein irgendwo einen Damm durchbrochen habe. Das Sturmläuten aus der Ferne schien dies zu bestätigen, und die Furcht steigerte sich um so mehr, da Niemand wußte, wo hinaus. Endlich suchte man Nachen herbeizubringen, aber die Fluth hatte sie alle weggeschwemmt. Die Nacht war grausig dunkel, das Sausen und Anstürmen des Wassers, im Verein mit dem Rauschen des Windes, hatte etwas fürchterlich Schauriges, besonders wenn das herzzerreißende Hülfegeschrei das Dorf durchschallte. Mathisel war der Eifrigste, der Muthigste in diesem Wirrwarr. Er schrie nicht mehr, schlug die Hände nicht über dem Kopfe zusammen, fluchte auch nicht, sondern holte in Ermanglung der Nachen die Mehlmulden aller Juden und Bauern, die gewöhnlich ihr Brod selbst backen, schnürte sie fest zusammen, stürzte sich in's Wasser und zog sie hinüber zu den Häusern. Abrahämel saß in einer derselben, und hielt die Laterne hoch über die Fluth. Der Wind schleuderte sie zwar manchmal seitwärts, aber glücklicherweise ging das Wasser Mathisel nur bis an den Hals; nur in

der Gegend der Brücke war es gefährlich. Ermuthigt durch dieses Beispiel folgten ihm Andere, namentlich ein Jude, der lange auf der Marine gedient hatte und jetzt Pedell in der Synagoge war, und man brachte so mit unsäglicher Anstrengung und Gefahr in einer Stunde fast alle Bewohner ohne Schaden über die Brücke herüber. Das Wasser wuchs immer noch. Das Jammern und Gewinsel dieser Unglücklichen, die jetzt, da ihr Leben außer Gefahr war, um ihr Hab und Gut noch heftiger schrieen, war fürchterlich. Da bot sich plötzlich ein neues Schauspiel dar, das Alle in ein stummes Entsetzen versetzte. Ein Mädchen, das sich mit dem Lichte in die Oberstube flüchten wollte, streifte damit ein Gebund Hanf, der gewöhnlich mitten in der Stube etwas kokett zusammengeflochten hängt. Der Hanf fing Feuer, das Mädchen merkte es nicht, es dachte nur an seine Rettung und stürzte sich in eine Mulde. Kurz darauf stand das ganze obere Stockwerk in Flammen. Zwei der feindlichsten Elemente vereinigten sich in diesem Hause brüderlich, um es von Grund aus zu

zerstören. Das Wasser stürmte gegen dasselbe bis an die Fenster des ersten Stockwerks, und zwei Schuh höher wüthete das Feuer. Hier konnte Niemand helfen. Die Flamme erleuchtete das ganze überschwemmte Ried, man sah deutlich den Fluthenwirbel, der vom Walde herkam, und es konnte kein Zweifel mehr obwalten, der Rheindamm mußte stark beschädigt sein. Dann und wann stürzten glühende Bränder in die Fluth, und dann sauste es empor wie Schlangengezisch. Der Wind hatte sich gelegt, das Haus brannte ruhig hinab bis dahin, wo es das Wasser vor dem Feuer schützte; aber auch dieses Element wirbelte immer kühner heran, und plötzlich stürzte ein danebenstehendes Haus mit schaurigem Geprassel in die Fluth. Die Sturmglocke läutete immer noch, aber wie den Nachbardörfern zu Hülfe kommen! Mathisel that sein Mögliches, um die Unglücklichen zu trösten. In Löbel's Haus war ein wahres Lazareth, und Abrahämel konnte nicht genug die Majestät der losgelassenen Elemente bewundern. Es ging Alles drunter und drüber bis gegen

Morgen, die Juden liefen zuletzt noch in die Synagoge und beteten. Der Rabbiner hatte gemerkt, daß das Waſſer abgenommen habe, und ließ daher beten, damit es vollends abnehmen ſolle. Das dumpfe Läuten der Sturmglocken verhallte nach und nach. Man wurde über dem Walde des Rheines Meiſter. Sechs Dörfer arbeiteten die ganze Nacht hindurch, um den Damm wieder zu verſtopfen, und nach vieler Mühe gelang das Unternehmen. In unſerm Dorfe aber wurde Mathiſel auf den Händen getragen. Hatte er doch ganz allein mehr als zwanzig Perſonen gerettet, und Eck ſelbſt mußte eingeſtehen, daß man ihm viel verdanke. „Aber das Bäbele bekommt er doch nicht," ſchloß er ſeine Anerkennung. Mathiſel konnte den andern Tag nicht nach Straßburg gehen. Bäbele, die von der Ueberſchwemmung hörte, war darüber in Verzweiflung, und beſchloß, den andern Morgen ſelbſt in das Dorf zu wandern, aber Abends ſchon las man von Mathiſel in der Zeitung, wo ſeine Unerſchrockenheit und ſeine Menſchliebe verdientermaßen belobt wurden. Das ließ ſich

Bäbele, die selbst nicht lesen konnte, wohl zwanzig Mal vorlesen; sie weinte darüber vor Freude und legte sich gar nicht zu Bette, damit sie sich immer darüber freuen könne. Am andern Tage kam Mathisel wieder in den Pfau. Bäbele sprang ihm freudig entgegen und zerküßte ihn fast vor den Augen aller Gäste, und die Soldaten freuten sich, die Bekanntschaft eines jungen Mannes zu machen, von dem die Zeitungen so rühmlich berichteten. Da wurde denn getrunken und gesungen bis spät in die Nacht, und Mathisel kehrte diesmal nicht in's Dorf zurück, sondern blieb in Straßburg. Bäbele war überglücklich. Ach, es war ihr letzter Freudentag. Ihr Glück hatte den Zenith erreicht, jetzt neigte es sich zum Untergange. —

Eck hatte eine Schwester in Paris, die er in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte; als Köchin war sie fortgegangen, und kehrte nun als stolze Dame zurück. Sie hatte noch einige Erbstreitigkeiten zu schlichten, und benutzte diese Gelegenheit, ihre Heimath wieder zu sehen. Die sogenannte Madame, die hochedle Frau eines

Gendarmen, ſah Bäbele in Straßburg, und bewunderte die feinen Züge und die edle Geſtalt. Es wäre ſchade, ſagte ſie zu ihrem Bruder, wenn ein ſchönes Mädchen, das in Paris tauſendmal ſein Glück machen könnte, einen dummen Bauern heirathen ſollte, der ſie gar nicht zu ſchätzen wiſſe; ſie wolle Bäbele mit nach Paris nehmen und für des Mädchens Glück ſorgen. Madame Blanchet, ſo nannte ſie ſich, kannte Paris durch und durch, ſie war durch alle Schulen gegangen, und Bäbele ſchien ihr eine vortreffliche Speculation. Solche Taille, ſolche Augen, gepaart mit ſo vieler Friſche und Naivetät, mag man wohl ſelten in Paris finden. Ihr Vorſchlag war Waſſer auf Eck's Mühle; er wußte, daß Mathiſel täglich bei ſeiner Tochter war, und wenn er auch eine negative Energie beſaß, ſo hatte er doch weder Muth noch Kraft genug, dem wackern Burſchen gerade entgegenzutreten. Dieſe negative Beharrlichkeit iſt die Tugend aller feigen Memmen, ſie weichen aus, ſcheinen nachzugeben, aber nur um dem Feinde aus dem Geſichte zu kommen, damit ſie ihn von hinten deſto

ſicherer erſchlagen können. Eck willigte in den Vorſchlag ſeiner Schweſter, und Madame Blanchet, die Bäbele's Weigerung fürchtete, ſuchte ſie damit zu kirren, daß ſie das Mädchen nur zum Beſuche dorthin einlud, um ihr Paris zu zeigen, und gleichzeitig verſprach, ſie in vierzehn Tagen mit dem Onkel zurückzuſenden, der bei der Verſteigerung einiger Erbgüter zugegen ſein müſſe. Eck ſollte ihr kein Geld mitgeben, was er ohnedies nicht gethan hätte, Madame Blanchet wollte Alles bezahlen. Bäbele ſchlug anfangs auch dieſe Luſtreiſe aus, obſchon ihr Herz brannte, Paris zu ſehen; als aber die gütige Tante ihr kattunene, ja ſogar ſeidene Kleider machen ließ, und nun gar einen Hut dazu, da behauptete die Mädchennatur ihre Rechte: Bäbele willigte ein, den Pfau zu verlaſſen und auf vier Wochen mit nach Paris zu reiſen.

Ich habe immer bemerkt, daß der Landmann nicht allein die Natur, ſondern auch die Menſchen beſſer kennt, als der Städter, vielleicht weil ſie ſich ihm beide ohne Maske zeigen. Wenigſtens iſt der Landmann in vieler Beziehung

vorſichtiger, weil die Vorſicht eher ein Inſtinkt, als ein Produkt der Erziehung iſt. Bäbele hatte vollkommenes Vertrauen zu ihrer Tante, indeß nähete ſie doch die dreißig Franken, die ſie im Pfau verdient hatte, in einem Rocke ein, aus Vorſicht (vielleicht aus Inſtinkt), ſie möchte doch einmal Geld brauchen, ohne daß die Tante darum wiſſen ſolle. Die Sache wurde ſchnell betrieben. Mathiſel kam einige Tage nicht nach Straßburg, weil die Tante Bäbele gleich aus dem Pfau zu ſich genommen. Er war betrübt, doch gelaſſen. Leicht hätte er Bäbele zurückhalten können, aber dazu war er zu ſtolz. „Mach', was Du willſt," ſprach Mathiſel; „wenn Du es gut meinſt, iſt mir alles recht." — „Sei ohne Sorge," erwiederte Bäbele. „Wenn's möglich iſt, bleibe ich in Paris; dann laß ich Dir ſchreiben, Du kommſt nach und wir heirathen uns, ſobald ich majorenn bin; oder wir gehen dann nach Amerika." — Mathiſel hätte Vieles einzuwenden gehabt, aber er ſchwieg. — Als es jedoch zum Abſchied kam, ſagte Bäbele: „Mathiſel, Du thuſt mir weh; es ſcheint mir, als trauteſt Du mir nicht, Du

bist so still.“ — „Ich? ich habe Dir ja nicht ein Wort wegen Deiner Reise gesagt. Was mich verdrießt, sind Deine Kleider und Dein Hut; die werden Dir Unglück bringen. Ueberhaupt kommt's mir vor, als würde ich Dich nicht wiedersehen!“ — „Mathisel!“ schrie Bäbele, „Du stößst mir das Herz ab; hätte ich das gewußt, ich wäre gar nicht gereiset. Ich glaubte, das würde Dich stolz auf mich machen. Ich bleibe hier.“ — „Nein,“ versetzte Mathisel, „jetzt gehst Du; es soll einmal so sein, aber traurig macht's mich doch!“ Die Liebenden umarmten sich noch einmal und Mathisel stürzte fort. Als er Abends bei Löbel traurig den Abschied schilderte, sagte er: „Das hätte ich nicht von Bäbele erwartet. Im Pfau freilich konnte sie nicht bleiben, aber warum gerade nach Paris? Und jetzt geht sie in Sammt und Seide daher, und hebt den Rock auf und sieht hinter sich auf die Erde! — Was liegt mir dran,“ rief er nach einer Pause aus, „es war mir immer so, als werde sie nie mein Weib, und jetzt scheint es mir, als sähe ich sie nie wieder.“ — „Wenn Bäbele

falſch iſt, Mathiſel," verſetzte Löbel, „ſo glaube ich an keinen Menſchen mehr." — „Sie iſt vielleicht in der Stadt etwas verdorben worden," erwiederte Mathiſel. — „Verdorben worden," ſchrie Löbel, indem er ſich wie gewöhnlich von ſeinem Stuhle erhob. „Wer anders hat's verdorben als Du! Eines Mädchens wegen geht man nicht alle Tage nach Straßburg und wieder heim. Schämen ſollteſt Du Dich. Da kennſt Du die Mädel ſchlecht. Was ſoll denn Bäbele von Dir denken? — Mit dem mache ich, was ich will — und ſie hat's auch gethan und wär' eine Närrin, wenn ſie's nicht gethan hätte. So ein Liebſter muß ſie gelangweilt haben." — Mathiſel ſchwieg eine Zeitlang. „Nun iſt's, wie es iſt," murmelte er dann dumpf vor ſich hin. — „Ach," ſagte ein Mädchen aus der Nachbarſchaft, „ſie iſt immer ein hoffärtiges Ding geweſen. Iſt ſie doch Eck's Tochter, und die ſchlagen nicht aus der Art." — „Brauchſt auf Bäbele nicht zu ſchelten," antwortete Mathiſel, „ich heirathe Dich doch nicht." — Das Mädchen ärgerte ſich und erzählte viele Geſchichtchen von Bäbele,

um Mathiſel zu reizen, aber der war klüger und ſchwieg. „Es iſt jetzt vorbei," ſagte er. „Hat ſie mich betrogen, ſo ſei's drum. Ich hab' ſie nicht betrogen, und es wird wohl meine letzte Liebſte ſein. Das iſt gut für unſere Aecker und Wieſen, die will ich jetzt tüchtig beſorgen, und Abends laß ich mir von Abrahämel Geſchichtchen erzählen." Mathiſel ging betrübt von dannen. Die Mädchen im Dorfe achteten ſeine düſtere Gelaſſenheit, jedes aber hoffte, ihm Bäbele erſetzen zu können; denn Mathiſel war ja nicht allein ein ſchöner, ſondern auch ein reicher Burſche.

Löbel hatte Recht. Mathiſel hatte durch den allzugroßen Liebeseifer der Eitelkeit ſeines Mädchens zu ſehr geſchmeichelt, und dieſe Eitelkeit herrſchte nun auf kurze Zeit über alle anderen Gefühle Bäbele's; aber eben nur auf kurze Zeit, bald gab ſie ihm einen überzeugenden Beweis ihrer unwandelbaren Liebe. Vier Wochen war ſie bereits in Paris, und wenn ihr die Haushaltung der Tante auch etwas zweideutig erſchien, ſo verſtand ſie doch nicht franzöſiſch genug, um

die Verhältniſſe klar durchſchauen zu können. Man führte ſie ſpazieren, zeigte ihr Paris, und faſt alle acht Tage erſchien ein neuer Gaſt an dem Tiſche der Tante, der das Mädchen ſehr ſorgfältig muſterte. Da brachte die Liebe zu Mathiſel, verbunden mit dem Heimweh, einen gewaltigen Entſchluß zur Reiſe, der auch ſofort zur Ausführung gelangte, als Bäbele ihre neue Lage genauer kennen lernte. Die Tante erklärte, ſie vermöge nicht, ferner ſie umſonſt zu beköſtigen, es wolle ſich aber ein vornehmer Herr ihrer annehmen und ihr Logis, Koſt und Kleidung geben. Bäbele entſetzte ſich bei dem Antrage und ſprach ihren Abſcheu offen aus, aber die Tante meinte ihrer Sache gewiß zu ſein, da das Mädchen ohne Hülfsquellen und der Sprache des Landes nicht kundig war. Sie hatte ſich geirrt. Bäbele verfügte über 30 Franken, und dieſe kleine Summe rettete ſie vom Verderben. Das Schickſal eines Menſchen hängt öfter, als wir glauben, an einigen Pfennigen. Wie viele Mädchen verſinken in den Abgrund des Laſters,

weil sie in gewissen Augenblicken nicht über einen Thaler verfügen können! —

Bäbele, die eine abgesonderte Schlafkammer hatte, die der saubere Onkel zu seinem Verdrusse immer wohl verschlossen fand, legte sich mit blutendem Herzen zu Bette. Doch war ihr Entschluß bald gefaßt, und ohne Säumen schritt sie zur Ausführung. Sie vernichtete die seidenen Kleider, zog ein schmuckloses Kattunkleid an, ordnete das schöne Haar unter ein einfaches Häubchen, befreiete den verborgenen Schatz aus dem bisherigen Verstecke, und verließ bei Tagesanbruch das Haus. Auf der Post verlangte man 40 Francs bis Straßburg; sie hatte ja aber nur 30, und so beschloß sie, die Reise zu Fuß zu machen, ermuthigt und gestärkt durch ihre Liebe und durch die Kraft der Tugend. „Ist doch Mathisel," sagte sie sich, „täglich nach Straßburg und wieder heim gegangen, ich will ihm zeigen, daß das Bäbele seiner würdig ist." Sie ließ sich den Weg nach der route d'Allemagne zeigen und fand eine Fuhrgelegenheit bis Chalons für 10 Francs. Von dort aus legte

sie die Reise bis nach Straßburg zu Fuße zurück, indem sie jeden Tag fünf bis sechs Stunden machte. Das Nachtlager kostete ihr wenig. Ueberall erzählte sie die Ursache ihrer Wanderung, denn so viel französisch hatte sie sich schon angeeignet, und überall bewunderte man ihre Tugend und ihren Muth, überall respectirte man ihre Schönheit. Noch besaß sie fünf Francs, als sie wieder in Straßburg ankam, und ihre Geschichte las man schon, als eine höchst wunderbare, in der Zeitung, wo sie unter dem Namen d'une jolie Alsacienne aufgeführt war. Ihre Kleider waren zerrissen, ihre Füße angeschwollen; denn die letzte Strecke von Zabern nach Straßburg hatte sie barfuß zurückgelegt. In Straßburg blieb sie über Nacht und traf am andern Morgen, armselig gekleidet, und fast unkenntlich geworden, wieder in ihrer Heimath ein. Ein freudiges Erstaunen erregte das ganze Dorf, aber Mathisel war nicht zu Hause, er holte Holz, zwei Stunden vom Dorfe entfernt; und während nun die Einwohner das brave Bäbele herzten und küßten, lief Abrahämel im Galopp

in den Wald, um die glückliche Nachricht Mathiſel zu überbringen. —

Ich habe mir vor Allem vorgenommen, in dieſen Erzählungen ſtets der Wahrheit getreu zu bleiben, ſelbſt auf Koſten der Romantik. Die Wahrheit im Leben iſt immer romantiſcher, als die extravaganteſte Phantaſie. Meine Schuld iſt es nicht, wenn dieſe Geſchichte hier ſo raſch und für manche ſo proſaiſch endet; ich erzähle nach meinen Erinnerungen. — Während Abrahämel Mathiſel entgegen lief, erklärte Bäbele, ſie werde nie wieder das Dorf verlaſſen, ſei trotz der Abneigung ihres Vaters feſt entſchloſſen, Mathiſel zu heirathen, und werde, ſobald ſie majorenn geworden, gegen ihren Vater wegen ihrer mütterlichen Erbſchaft einen Prozeß einleiten. — Eck war nicht zu Hauſe. Auch er war im Walde. Die Witterung war, ungeachtet der winterlichen Zeit, feucht, warm und ſchwül. Abrahämel trabte luſtig dem Runſenheimer Walde zu, während Bäbele von Paris und ihrer zweideutigen Tante erzählte, die jetzt, wie gewöhnlich, Jeder durchſchaut haben wollte. Mathiſel

traute seinen Ohren nicht, da er von dem athemlosen Abrahämel die frohe Kunde vernahm; aber als dieser deutlicher wurde, und zu seinem wiederholten Rufe: „das Bäbele ist da!“ einige Erläuterungen gab, ließ der treue Bursche Holz und Wagen stehen, und rannte im schnellsten Laufe dem Dorfe zu. Abrahämel blieb beim Wagen.

Mathisel hatte sich durch die übermäßige Anstrengung bei der Ueberschwemmung Brustbeklemmungen zugezogen, und litt oft an Seitenstechen; doch auf dem Dorfe holt man nicht so schnell den Arzt, theils aus Oekonomie, theils aus Furcht, er möchte statt der Krankheit den Kranken beseitigen. Nun lief er in seiner Hast zwei Stunden weit, und wenn auch öfter heftige Stiche ihn zum langsamer Gehen veranlassen wollten: die innere, geistige Aufregung siegte über die physische Schwäche. In drei Viertelstunden war er bei Löbel's Hause angelangt; hier konnte er aber nicht weiter, und schnaufte wie eine abgehende Locomotive. „Durst!“ schrie er, als er in Löbel's Stube trat, „Durst!“ wei-

er konnte er nichts hervorbringen. Die Tochter brachte ihm einen Topf Milch, den er begierig an den Mund ſetzte und in einem Zuge leerte. „Bäbele," rief er dann und wollte zur Thüre hinausſtürzen; aber kaum hatte er dieſen ſüßen Namen genannt, ſo ſtöhnte er: „Jeſus Maria!" und ſtürzte zuſammen, vom Schlage getroffen. Nur noch die Worte: „Mutter, Bäbele," ſtammelte er und verſchied. Er hatte Bäbele nicht mehr geſehen. —

Hier fühle ich, daß mir die Kraft fehlt, den Zuſtand Bäbele's und aller Dorfbewohner zu ſchildern. Bäbele lief herbei, ſtürzte ſich wie wahnſinnig über den Geliebten, küßte und drückte ihn und rief einmal um das andere: „Mathiſel, mein Liebſter, mein Schatz, mein Mann, ich bin's, ich bin das Bäbele, bin von Paris zurück. Sieh mich an, mein Mathiſel, ich bin's, Dein Bäbele!" Aber Mathiſel antwortete nicht. Seine Mutter, ſein Vater, kamen herzu; ſie jammerten und ſchrieen, daß man es im Oberdorfe hörte — ach, und wer weinte nicht! Kein Auge im Dorfe blieb trocken; Juden und Chriſten weinten

und klagten um die Wette, und Bäbele fiel aus einer Ohnmacht in die andere.

Gegen Abend kam Löbel. Dieſer hörte Alles gelaſſen an, und ſagte nur in ſtillem Schmerz: die Krone des Dorfes ſei dahin! Dann ſuchte er Bäbele zu tröſten. Eck ſprach kein Wort, weinte auch nicht, aber man ſah ihm die Reue an; er ließ Bäbele machen, was ſie wollte, und ſchwieg.

Und wie vermöchte ich, Abrahämel's Schmerz zu beſchreiben, als dieſer mit Mathiſel's Rappen und dem leeren Wagen zurückkehrte, und das Unglück erfuhr. Sein einziger Beſchützer im Dorfe war nicht mehr! Die üblichen religiöſen Gebräuche wurden vorgenommen, aber Abrahämel und Bäbele wichen nicht aus der Stube, wo die Leiche des geliebten Freundes ſich befand. Die ganze Nacht ſaßen ſie neben der Leiche und weinten. „Bäbele," ſagte Abrahämel in einem ruhigen Moment, „jetzt gehe ich in die weite Welt." — „Und ich," entgegnete Bäbele in dumpfer Verzweiflung, „wenn ich nicht ſterbe, werde ich den Namen meines Vaters zur Schande

machen.“ Abrahämel verstand sie nicht; sie verstand sich wohl selbst kaum in diesem Augenblicke, wenigstens kam der fürchterliche Vorsatz nicht zur Ausführung, das Bessere in ihr siegte! Das Leichenbegängniß war eines der rührendsten, deren sich die Dorfleute erinnerten. Mehr als tausend Personen von verschiedenen Dörfern geleiteten die Leiche zum Grabe. Einige wälzten sich aus Schmerz auf der Erde herum und mußten weggebracht werden. — Bäbele stürzte dem Sarge in's Grab nach und wollte den Geliebten noch einmal sehen; man mußte sie mit Gewalt entfernen. Indeß, auch der brennendste Schmerz beruhigt sich. Es ist einem Menschen nicht möglich, zwei Stunden ununterbrochen Thränen zu vergießen, noch weniger, ein Gläschen voll Thränen zu sammeln. Bäbele ward ruhiger, aber auch entschlossener. Zwei Tage darauf war sie aus dem Dorfe verschwunden. Sie hatte des Vaters gesammte Baarschaft, 200 Francs, mitgenommen. Sehr lange war man ohne alle Nachricht von ihr, da sie indeß das Geld mitgenommen, so fürchtete man wenigstens

nicht, daß ſie an ihrem Leben gefrevelt habe. Eck lebte noch fünf Jahre nach dieſer Katha-ſtrophe; aber ſchon ein Jahr nach Bäbele's Ver-ſchwinden hatte auch Abrahämel ſeinen Geburtsort verlaſſen, ohne die Erlaubniß ſeiner Eltern und ohne Paß.

Achtzehn Jahre nach dieſer Begebenheit ſchlen-derte Abrahämel, der unterdeß Deutſchland und Frankreich durchſtreift hatte, in Paris herum, ohne einen Heller Geld in der Taſche. Bei einem elſaſſer Freunde, einem Schneider, hatte er ſich nach einer Privatpenſion erkundigt, und dieſer führte ihn in das vierte Stockwerk eines Hauſes der rue Aiquetonne. Als Abrahämel die Thüre öffnete, erkannte er augenblicklich Bä-bele, die in der Küche ſtand, obſchon ſie ſich be-deutend verändert hatte; ſie aber hatte Mühe, den jungen Freund wieder zu erkennen. Bald indeſſen waren ihre Zweifel beſeitigt; ſie um-armten ſich, wie Bruder und Schweſter, und

weiheten dem edlen Mathiſel manche Thräne des Andenkens.

Bäbele war nach des Geliebten Tod wieder nach Paris zurückgekehrt, hatte hier zwölf Jahre als Köchin gedient und hielt nun, durch ihre Erſparniſſe unterſtützt, eine Penſion für deutſche Handwerker. Sie hatte ſich nicht verheirathet und niemals nach ihrer Familie ſich erkundigt. Durch Abrahämel jedoch, dem ſie ſehr große Dienſte erwies, ließ ſie ſich endlich bewegen, den ihr gebührenden Theil der Erbſchaft zu verlangen, und zur Vermeidung eines koſtſpieligen Prozeſſes zahlte ihr der Schwager 6000 Francs baar aus. Bäbele iſt nicht mehr ſo hübſch, aber immer noch brav und gut. Sie hat jetzt die Penſion aufgegeben und gedenkt wieder in das Elſaß zurückzukehren.

Ende.